Ottilie Wildermuth

Aus Nord und Süd

Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Unserer lieben Marianne

zum

Geburtstag 1925.

von den Grosseltern

Wittlinger

Stuttgart Juli 1925



V, 1

„Bringst du mich denn zu meiner Mama?“ fragte das fremde Kind Ingeborg, die es wieder auf den Schoß genommen hatte. (S. 22.)

Aus Nord und Süd

Erzählungen für die Jugend

von

Ottilie Wildermuth

Mit 6 Abbildungen

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart / Berlin / Leipzig

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, vorbehalten
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalt

Die erste Seefahrt 5
Vom armen Unstern 32
Der rote Hof 109
Schwarze Treue 161

Die erste Seefahrt.



Meine Vaterstadt Ebendorf liegt mitten auf der flachen Marsch, wie ein Häuflein Salz auf einem Pfannkuchen. — So weit das Auge reicht, dehnen sich ringsumher flach und eben die grünen Wiesen aus, auf denen große, bunte Kühe höchst vergnüglich weiden. Dazwischen liegen, von tiefen, schnurgeraden Gräben begrenzt, die üppigen Getreidefelder. Es gibt keine hohen Bäume in der Marsch — außer in den Gärten bei den einzelnen Bauernhöfen — kein fließendes Wasser, geschweige denn einen Berg. Nur nach Westen zu zieht sich lang und gerade eine kleine Erhöhung am Horizonte hin; das ist der Deich. Unmittelbar dahinter liegt das Meer, das weite unendliche Meer, der Inbegriff alles Freien und Mächtigen, das, selbst ein großes Geheimnis, eine Welt von Geheimnissen in sich birgt.

Das Meer zeigt sich den Ebendörfern nicht in seiner größten Schönheit; der Strand ist flach und das Wasser seicht. Kommt man zur Ebbezeit an den Hafen, so sieht man nichts vor sich als einen ungeheuren Sumpf; nur ganz in der Ferne schimmern wie ein Silberstreifen — die Wasser der See. Aber es ist doch die See, dieselbe See, welche zu Eis erstarrt die Geheimnisse des Nordpols birgt und welche uns fremde, unbekannte Weltteile erschließt. In meinen Freistunden ging ich oft an den Deich mit einem Buch in der Tasche. Vom frischen Winde umspielt, las ich dann am Ufer des Meeres allerlei wundersame Seemannsgeschichten. Wie herrlich mußte es doch sein, das Leben an Bord, das Leben auf dem freien Meere!

Seefahrer zu werden war mein fester Entschluß, ob auch mein Vater lächelnd den Kopf dazu schüttelte und meine Mutter mir die Strapazen einer Seereise in den grell-

sten Farben ausmalte. — Ihr wißt nicht, gute Eltern, dachte ich oft, daß auch ein Knabe einen festen Willen haben kann. Trotz aller Mühen und Gefahren, die auf mich warten mögen, will ich Seemann werden. Ihr sollt euch dann schon freuen, wenn ich in der schmucken Uniform vor euch trete, und euch von der Goldküste Afrikas und von den Gefilden Indiens allerlei kostbare und prächtige Dinge mitbringe.

Wer allein mich verstand und mit lebhaftem Interesse auf meine Pläne einging, war meine Schwester Ingeborg. An manchem warmen Sommerabend, wenn die drei kleineren Geschwister im Garten spielten, ging sie mit mir an den Deich. Dort lagerten wir uns an dem grünen Abhang und blickten miteinander ins Meer hinaus. Mit glänzenden Augen hörte sie dann meine abenteuerlichen Seemannsgeschichten mit an, oder erging sich mit mir in Plänen für die Zukunft. Sie wollte mich auf meinen Reisen begleiten und versicherte, zart gebaut wie sie war, allen Beschwerden einer Seereise gewachsen zu sein. Vielleicht entdeckten wir dann einmal eine Insel in der Südsee, oder wir wurden König und Königin irgend eines wilden Stammes, — und das Leben auf dem Schiffe selbst konnten wir uns gar nicht schön genug ausmalen.

Im Hafen von Ebendorf lag nur ein Schiff zeitweise vor Anker. Es gehörte dem einzigen reichen Kaufmann der Stadt und versorgte dieselbe mit Steinkohlen. Ingeborg und ich besuchten das kleine Fahrzeug jedesmal, wenn es im Hafen lag. Es gab nur einen schwachen Begriff von jenen großen, schwimmenden Palästen, die den Ozean durchziehen; aber es war doch ein Schiff, das mit schwellenden Segeln in die weite See hinauszog, und darum interessierte es uns ungemein.

Der Sohn des Besitzers war mein Freund oder richtiger gesagt, mein Gönner; denn er war schon sechzehn Jahre alt und eben Primaner geworden, während ich, vier Jahre jünger als er, noch in Tertia seufzte. Er belächelte herablassend unser Interesse an seinem Schiff und führte uns gefällig in allen Ecken und Winkeln desselben herum. Er versprach mir, mich später zu seinem Kapitän machen zu wollen, und meinte, er würde dann ein neues, viel größeres

und schöneres Schiff bauen, das den Namen „Ingeborg" führen und eine eigene kleine Kajüte für meine Schwester haben sollte. Ingeborgs blaue Augen leuchteten wie zwei Sterne vor Freude über diese Aussicht; nur meinte sie, müßten wir dann weiter fahren, viel weiter als England, wo das Schiff meines Freundes seine Steinkohlen holte.

„Franz Petersen," sagte Karl Heinson — so hieß mein junger Gönner — eines Abends zu mir, als er mir und Ingeborg auf unserer Heimkehr vom Hafen begegnete, „wir haben morgen den ganzen Tag frei, und unser Reisender soll in der Frühe mit unserem Wagen von Brunsbüttel geholt werden: wie wär's, wenn wir drei mitführen?"

Das war einmal ein Vorschlag! Ich machte vor Freuden mitten auf der Chaussee einen Luftsprung, den man auf diesem flachen Lande meilenweit in der Runde hätte sehen können.

„Nach Brunsbüttel! o Ingeborg, das ist herrlich! da liegen eine Masse Schiffe im Hafen, da gehen wir auf dem Elbdamm spazieren und können die großen Auswandererschiffe vorüberfahren sehen!"

Ingeborgs ganzes Gesicht strahlte.

„Wie gut von dir, Karl, daß du uns mitnehmen willst! aber," fügte sie bedenklich hinzu, „wird Papa auch erlauben, daß ich mitgehe?"

„Warum sollte er das nicht?" rief Karl Heinson und warf stolz den braunen Lockenkopf zurück; „er kann dich mir ruhig anvertrauen, Ingeborg; es ist mit dieser Tour nicht die mindeste Gefahr für dich verknüpft. Wir fahren Morgens um fünf Uhr von hier weg, um acht sind wir in Brunsbüttel; dort steigen wir im Wirtshaus am Hafen ab. Papa kennt den Wirt ganz gut, und ich auch. Nachher gehen wir auf dem Deich spazieren und sehen all die Schiffe vorbeifahren. Um zehn Uhr kommt schon der Dampfer von Hamburg mit unserem Reisenden, dann können wir gleich nach Hause fahren, wenn wir wollen."

Karl Heinson ging mit uns heim und bat unseren Papa so lange, bis er seine Erlaubnis zu dieser Lustfahrt erteilte. Die Mutter schüttelte freilich den Kopf und meinte, es sei ein schrecklicher Leichtsinn, uns drei Kinder so allein

in die Welt hinausfahren zu lassen. Aber da Papa es uns erlaubt hatte, so gab auch sie ihre Einwilligung.

So standen wir denn Dienstagmorgen in aller Frühe reisegerüstet da. Ingeborg in ihrem dunkelblauen Kleidchen, das so hübsch zu ihren blonden Haaren paßte, ich in meinem nagelneuen Sonntagsanzug. Man gab uns noch eine Menge guter Ratschläge mit und legte mir wieder und wieder ans Herz, doch ja recht acht auf meine kleine Schwester zu geben.

„Und kommt zur rechten Zeit wieder!“ schärfte Papa mir noch ein.

„Das versteht sich von selbst,“ erwiderte ich vorlaut, „Karls Reisender muß ja so schnell als möglich hier sein; wir werden uns leider nur kurz in Brunsbüttel aufhalten können.“

„Das ist gut,“ entgegnete Papa, „denn du weißt, daß du deinen Aufsatz auf morgen noch nicht ganz fertig hast.“ —

* * *

Es ist langweilig, auf dem flachen Lande spazieren zu gehen; aber es ist schön, mit ein paar feurigen Pferden über die weite Ebene zu fahren. Wir drei Reisende saßen seelenvergnügt auf dem netten, offenen Wagen. Stolz sahen wir von unserem erhöhten Standpunkt aus in die unabsehbare grüne Ebene, die wir pfeilschnell, von keinem Hindernis gehemmt, durchflogen. Als wir nach drei Stunden unser Ziel erreicht hatten, tat es uns beinahe leid, schon aussteigen zu müssen.

Aber wie freuten wir uns, als wir, oben auf dem Deich angelangt, die Elbe groß und majestätisch vor uns erblickten! Ingeborg und ich konnten uns nicht satt sehen an den vielen Schiffen, die das Wasser belebten; wir hätten stundenlang dastehen können, ohne uns zu langweilen.

Karl war inzwischen in das Wirtshaus gegangen, das auf dem Deiche liegt. Mit verdrießlicher Miene kam er wieder.

„Denkt euch,“ sagte er, „soeben kommt eine Depesche, daß unser Reisender eines wichtigen Geschäftes wegen nicht mit der ‚Germania‘, die um zehn Uhr Morgens hier an-

langt, kommen kann, sondern erst heute abend um fünf Uhr mit der ‚Dithmarsia'."

„O!" rief Ingeborg, „was werden sie zu Hause denken, wenn wir bis heute mittag nicht da sind!"

„Sei ruhig, Ingeborg!" tröstete sie Karl mit Überlegenheit; „ich habe bereits ein Telegramm an meinen Vater abgeschickt, der hat es gewiß gleich euren Eltern mitgeteilt. Es handelt sich nun darum, was wir den ganzen Tag hier in diesem langweiligen Nest anfangen, wo gar nichts zu sehen ist als die paar Schiffe." —

„Seht!" unterbrach ihn Ingeborg, „da hält ein großes Dampfschiff, gar nicht weit von uns weg!"

„Das ist der ‚Patriot'," erklärte uns ein Schiffer, der sich, die Pfeife im Munde, zu uns gesellt hatte —, „er fährt nach Kuxhaven und nimmt Passagiere von hier mit."

„Wie lang dauert die Fahrt?" fragte Karl.

„Zwei gute Stunden."

„Geht heute wieder ein Schiff zurück?"

„Die ‚Konkordia' glaube ich, die von Helgoland kommt, legt in Kuxhaven an, und ist ungefähr um drei Uhr Nachmittags hier."

„Wie wär's," rief Karl, „Franz und Ingeborg, wie wär's, wenn wir nach Kuxhaven führen? Wir hätten eine prächtige Wasserfahrt auf dem schönen Dampfer, und bei Kuxhaven fängt schon die offene See an; und Franz, du mußt ja bis morgen einen Aufsatz über Leuchttürme machen; du kannst dir dann den Leuchtturm von Kuxhaven genau besehen, das wird dir ungemein viel helfen."

„Aber," sagte Ingeborg bedenklich, „die Eltern haben uns nur erlaubt, hierher zu gehen."

„Ei was!" rief Karl, „ob ihr heute hier seid oder in Kuxhaven, ist einerlei; eure Eltern hätten's euch gewiß erlaubt, wenn sie es gewußt hätten. Ich halte euch natürlich frei. Kommt nur! es ist keine Zeit zu verlieren; das Boot stößt schon vom Lande." —

Rasch faßte er die widerstrebende Ingeborg bei der Hand und sprang mit ihr den Deich hinab. Ohne mich lang zu besinnen, folgte ich und half Karl, Ingeborg in das Boot zu heben, das uns an Bord des Dampfers bringen sollte

und das auf seinen Wink noch einen Augenblick auf uns gewartet hatte.

So ganz wohl war mir bei der Sache nicht, ich teilte im stillen Ingeborgs Bedenken. Aber die Aussicht auf die Wasserfahrt war doch gar zu lockend, und so redete ich mir ein, daß Karl, der ja doch viel älter und verständiger war als ich, eigentlich ganz recht habe, — und stieg wohlgemut, Ingeborg nach mir ziehend, die Treppe hinauf, die für uns vom Dampfer herabgelassen wurde.

Pfeilschnell trug uns das zierliche Schiff über die spiegelklare Fläche; weiter und weiter entfernten sich die Ufer zu beiden Seiten, und vor uns dehnte sich, strahlend im Sonnenschein, weit und unabsehbar die offene See aus.

Es waren nur wenige Passagiere an Bord; einige Herren und Damen aus Hamburg, die eine Lustfahrt nach Kuxhaven machen wollten, und ein reisender Kaufmann waren mit uns auf dem ersten Platz. Drüben auf dem zweiten Platz saß zwischen roh aussehenden Männern einsam und verlassen ein kleines Mädchen von etwa drei Jahren. Niemand achtete auf das Kind, es schien keinem auf dem Schiffe anzugehören. Mit großen, dunkeln Augen sah es scheu und furchtsam umher; seine langen, blonden Locken hingen ungekämmt um das blasse, schmale Gesichtchen. Ingeborg sprach freundlich mit ihm; das Kind sah sie verwundert an und schmiegte sich dann zutraulich an sie.

„Wem gehört die Kleine?" fragte Karl den Schiffskapitän.

„Ich weiß es selbst nicht," antwortete dieser; „sie muß sich vom Hamburger Hafen hierher verirrt haben; als wir schon eine ziemliche Strecke vom Lande weg waren, fanden wir sie schlafend unter einer Bank liegen; wenn wir morgen früh wieder zurückkommen, werden wir ihre Angehörigen schon ausfindig machen."

Die Zeit auf dem Schiffe verging uns unglaublich schnell; ich besah mir alle Maschinen und Räumlichkeiten und kannte den Dampfer bald so genau, daß ich hoffte, mir zu Hause ein kleines Modell davon anfertigen zu können.

Bald sahen wir den Leuchtturm von Kuxhaven sich vom

blauen Himmel abheben; dann konnte man nach und nach die Häuser unterscheiden, und unter dem Dampfen und Pfeifen der Maschine landeten wir endlich an dem Hafen der kleinen Stadt.

Als wir über die Landungsbrücke ans Ufer treten wollten, klammerte das fremde Kind sich fest an Ingeborg an.

„Ich will mit dir, ich will mit dir!" rief es angstvoll weinend, „ich will ganz bei dir bleiben!"

Nur zögernd versuchte sie es, sich loszumachen; sie hatte selbst Tränen in den Augen; es war gar zu rührend, wie die kleinen Armchen sich immer wieder krampfhaft um Ingeborgs Nacken schlangen.

„Wissen Sie was?" sagte der Kapitän, der inzwischen hinzugetreten war, zu Karl, „nehmen Sie die Kleine mit! Sie fahren ja in ein paar Stunden wieder stromaufwärts nach Brunsbüttel. Das Kind fährt dann mit dem Schiff nach Hamburg weiter; dort findet sie gewiß ihre Eltern gleich wieder, die inzwischen am Hafen nach ihr gefragt haben werden."

Man merkte es dem Kapitän an, daß es ihm eine große Erleichterung war, das Kind so bald als möglich los zu werden. Ingeborg war glückselig mit ihrer neuen, kleinen Freundin, und Karl kam sich sehr wichtig vor, nun er ein Kind mehr zu beschützen hatte.

Er führte uns in ein nahe am Hafen gelegenes Hotel. Ein Kellner mit Frack und weißer Weste kam herbei und fragte, sich verbeugend, was der gnädige Herr befehle.

„Was wollt ihr denn haben?" fragte Karl uns in ziemlich herablassendem Tone.

Ich fand es sehr kindisch von Ingeborg, daß sie sich Pfannkuchen wünschte, obgleich ich gar zu gern auch welche gehabt hätte. Als Karl meinte: „Ich denke, du und ich, wir essen ein Beefsteak," so fand ich das viel nobler und würdiger.

Wir ließen uns unseren Imbiß auf die Terrasse bringen, von wo man eine schöne Aussicht über den Hafen und das Wasser hat. Ingeborg und das fremde Kind ließen sich ihre goldgelben Eierkuchen trefflich schmecken; ich glaube, sogar

Karl hätte gern getauscht, denn unsere Beefsteaks waren etwas zähe. Aber dafür wurden wir auch als rechte große Herren behandelt; das war schon ein hartes Beefsteak wert. Und nach Tisch ließ sich Karl sogar eine halbe Flasche Wein und eine Zigarre kommen. Rauchen konnte und durfte ich freilich noch nicht; aber ein Glas Wein konnte ich vor mich hinstellen und nach und nach austrinken. Dabei lehnte ich mich, gerade wie Karl, bequem in den Rohrstuhl zurück und blickte auf die blinkende Wasserfläche hinaus, während ich die frische Seeluft einatmete. Wie war doch alles hier so viel schöner und großartiger als am Hafen zu Ebendorf!

Ingeborg saß mit ihrem kleinen Schützling neben mir auf einem niedrigen Feldstuhl. Sie war nicht so leichtherzig wie ich.

„Was werden sie zu Hause sagen!“ flüsterte sie mir ängstlich zu.

Ich wurde recht ärgerlich auf sie. „Wer wird an einem so schönen Tage ans Haus denken!“ rief ich und stieß mit Karl an.

„Auf das Seemannsleben!“ rief er aus.

„Hoch!“ erwiderte ich begeistert und trank mein ganzes Glas leer.

„Aber wir wollten ja den Leuchtturm besehen,“ — fiel mir nach einer Weile ein.

Nun war aber Karl der Bedenkliche.

„Es ist so eine Sache,“ meinte er; „jetzt ist es zwölf Uhr, um eins kommt das Schiff und legt nur ganz kurz hier an; es wäre doch schlimm, wenn wir zu spät kämen und oben vom Leuchtturm herunter zusehen müßten, wie das Schiff ohne uns davonfährt.“

„O, laß uns lieber hier bleiben!“ rief Ingeborg ängstlich.

Ich sah auch ein, daß dies das Klügste war, obgleich den Leuchtturm zu besehen der Hauptzweck unseres Hierherfahrens gewesen war. Nun, den Aufsatz konnte ich heute abend schon noch fertig bringen, und von außen wenigstens konnte man sich den Leuchtturm ja ganz genau betrachten.

Eigentlich war es auch viel schöner, am Strande auf und nieder zu gehen und sich das bunte Seemannstreiben

am Hafen zu betrachten, der, wenn auch verhältnismäßig klein und unbedeutend, doch viel größer und besuchter als der Hafen zu Ebendorf ist. Die Sonne schien dabei so freundlich auf die Schiffe und Kähne und auf das klare Wasser; es war doch ein herrlicher Tag! Jauchzend warf ich meine Mütze in die Luft. Da stieß mich Karl aber mit sehr unzufriedener Miene an: „Führ' dich doch nicht auf wie ein kleiner Junge!" flüsterte er mir ärgerlich zu. Dann warf er sich in die Brust, drehte an seiner Zigarre und blickte mit einem recht vornehmen Ausdruck auf das Treiben um ihn herum, als hätte er alles längst schon gesehen, während es ihm doch ebenso neu war als mir. Ich mußte ihn voll Bewunderung anblicken. Ja, wer schon so den großen Herrn vorstellen könnte wie er!

Ingeborg hatte sich unterdessen mit ihrem kleinen Schützling auf den Rasen gesetzt. Das Kind war ihr eigentlich recht hinderlich; denn seinetwegen konnte sie nicht gleichen Schritt mit uns halten, und hätte doch gewiß ebenso gern wie wir die Fahrzeuge in der Nähe besehen und sich mit den verschiedenen Schiffern in ein Gespräch eingelassen. Aber sie ließ es die Kleine nicht entgelten, daß diese sie um einen so seltenen Genuß brachte; sie suchte geduldig ihre noch undeutliche Sprechweise zu entziffern, machte ihr Kränze von Maßliebchen und Grashalmen und erzählte ihr von den eigenen kleinen Geschwistern.

„Hast du auch Brüder und Schwestern?" fragte sie das unbekannte, kleine Wesen.

Das Kind sah sie an und schüttelte den Kopf.

„Wo wohnen denn deine Eltern?"

Die Kleine schien sie nicht recht zu verstehen.

„Dein Papa und deine Mama, meine ich!"

Da fing das Kind plötzlich an zu weinen: „Ich will zu meiner Mama! zu meiner Mama! Ich mag den bösen Papa nicht leiden, ich will nicht wieder zu meinem Papa!"

Ingeborg nahm sie auf den Schoß und tröstete sie, so gut sie konnte. Da hörte man plötzlich in der Ferne das Pfeifen des Dampfschiffes. Die Signalglocke ertönte ein-, zwei-, dreimal; — wir eilten, so schnell wir konnten, an den Landungsplatz.

Da kam er angeschwommen, groß und majestätisch, — das größte Schiff, das ich in der Nähe gesehen, — der stattliche Dampfer „Konkordia". Das ganze Verdeck war voll eleganter Menschen, wahrscheinlich Helgoländer Badegäste.

„Rasch einsteigen!" hieß es. Wir beeilten uns nach besten Kräften, ich nahm Ingeborg das Kind ab und trug es über die Landungsbrücke, sie folgte mir dicht auf dem Fuße. Karl, der uns voranlief, war vor uns auf dem Schiff.

„Wann mögen wir wohl in Brunsbüttel sein?" hörte ich ihn herablassend einen vorbeieilenden Matrosen fragen.

„In Brunsbüttel! — wo liegt das?" fragte dieser.

„Wie? Das wissen Sie nicht! Das Schiff legt doch dort an."

„Nein, junger Herr," sagte der Kapitän, der inzwischen hinzugetreten war, „wir legen nun nirgends mehr an, wir fahren direkt nach Hamburg."

„Ja, aber wir müssen nach Brunsbüttel!" rief Karl, dem nie in seinem Leben etwas gegen den Willen gegangen war, aufgeregt.

„Und wir müssen morgen früh zur Schule!" fiel ich ein, unbekümmert um Karls strafenden Blick.

„Tut mir leid, meine jungen Herren," entgegnete der Kapitän mit empörender Gleichgültigkeit, — „wir können Ihretwegen die Maschine nicht stellen und in Brunsbüttel oder sonst an irgend einer Station vor Hamburg anlegen. Wenn Sie übrigens nun nicht mitfahren wollen, so müssen Sie sich beeilen, ans Land zu kommen; wir stoßen gleich ab."

Und eh' wir's uns versahen, standen wir vier, Karl, ich und Ingeborg mit dem fremden Kinde wieder auf dem Landungsplatze, und die „Konkordia" schnaubte und dampfte mitten auf der breiten Elbe. Was nun beginnen? Karl tobte und wütete, seiner Würde als junger Stutzer vergessend, und schimpfte in echten Schuljungenausdrücken auf das dumme Schiff, das nicht seinetwegen in Brunsbüttel anlegen wollte. Ich dachte mit Sorgen und Schrecken an den morgigen Tag, an den strengen Vater, an die feste

Schulordnung und an den unvollendeten Aufsatz über die Leuchttürme. Ingeborg saß neben uns, das fremde Kind fest an sich gedrückt; sie war leichenblaß, große Tränen liefen ihr über die Wangen herunter; ich wußte, daß sie mehr an die Angst dachte, die unser Ausbleiben den Eltern verursachen würde, als an die Strafe, die ihrer wartete.

Was nun beginnen? Da standen wir vier Kinder an dem fremden Ort, wo wir keine Seele kannten, und zwischen uns und der Heimat lag der breite Strom. Es war beinahe wie in einem Seeroman, nur lange nicht so amüsant.

Inzwischen hatten sich sämtliche Schiffer, die gerade am Strande waren, um uns versammelt und sahen mit mitleidigem Lächeln auf unsere Not.

„Die jungen Herren müssen bis morgen bleiben," meinte der eine, „morgen früh fährt der ‚Patriot' wieder stromaufwärts; der legt immer in Brunsbüttel an."

„Bis morgen früh können wir nicht warten, da müssen wir in der Schule sein, sonst werden wir relegiert!" rief Karl, seinen wirklichen Stand nun selbst verratend, den er bisher sorgfältig geheim gehalten.

„Wenn das so gar notwendig ist," sagte einer der wettergebräunten Männer, „so fahre ich Sie in meinem Ewer (kleines Segelschiff) nach Brunsbüttel hinüber!"

„Herrlich! herrlich!" rief Karl, indem er dem Retter aus der Not die schwielige Hand drückte, — „wann können wir denn dort sein?"

„Es ist jetzt ein Uhr," sagte der Schiffer, „bei günstigem Wind dauert die Überfahrt etwa fünf Stunden."

„O wie schön!" riefen wir, „dann können wir doch jedenfalls noch vor Nacht nach Hause kommen! Auch fährt ja um sechs die Post von Brunsbüttel nach Ebendorf; die können wir benützen, wenn der Reisende schon weg wäre."

Die übrigen Schiffer sahen etwas bedenklich aus.

„Günstigen Wind müssen Sie haben," meinte der eine, „und zwar eine tüchtige Brise. In fünf Stunden ist Ebbe, wenn Sie dann noch auf dem Wasser sind, so sitzen Sie fest."

Das half aber alles nichts, fort mußten wir nun ein-

mal, und waren wir nur erst auf dem Wasser, so stellte sich gewiß auch der günstige Wind ein. Unser Fährmann befand sich bereits in seinem kleinen Schiffe, um es zur Abreise zu rüsten. Karl eilte ins Wirtshaus, um Proviant zu holen; ich wartete am Strande mit Ingeborg und dem fremden Kinde.

An die Kleine hatten wir gar nicht mehr gedacht in der Bestürzung. Hätten wir sie doch mit dem Dampfer „Konkordia" nach Hamburg fahren lassen! Was nun mit ihr anfangen? Wir konnten sie vielleicht der Obhut des Wirts oder eines Schiffers anvertrauen; dann hätte sie am anderen Morgen mit dem Dampfschiffe nach Hamburg fahren können. Aber davon wollte sie nichts wissen.

„Ich will nicht wieder nach Hamburg zu meinem Papa, ich mag ihn nicht leiden; ich will bei dir bleiben!" rief sie, indem sie sich weinend an Ingeborg anschmiegte, „du sollst mich zu meiner Mama bringen."

„Wo wohnt deine Mama denn?"

„Ja," sagte die Kleine nachdenklich, „da, wo das große Wasser ist und die grüne Wiese."

„Wir meinen, wie der Ort heißt?"

Das Kind sah uns verwundert an, als verstehe es uns nicht recht.

„Weißt du denn auch nicht, wie deine Mama heißt?"

„Die heißt Mama," erwiderte das Kind sehr bestimmt.

Wir wußten nun so viel als vorher und standen ratlos bei dem kleinen Geschöpf, das immer fester Ingeborgs Hals umklammerte.

„Laß uns das Kind mitnehmen!" bat meine weichherzige Schwester, „Papa hat uns ja gesagt, daß in der Bibel stehe: ‚Wer eines von diesen Kleinen aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.'"

„Ja, aber Mama hat kleine Kinder genug," meinte ich bedenklich; „du weißt, wie viel Arbeit Karl und Gustav und Margarete machen, und wie Mama oft darüber seufzt."

„Ich will des Morgens recht früh aufstehen!" rief Ingeborg entschlossen aus, „und die Kleine waschen und anziehen; nachher kann ich meine Geschwister doch noch fertig machen, ehe ich zur Schule gehe. Und sie soll immer

die Hälfte meiner Frühstücksfemmel abhaben, und mein Vesperbrot will ich auch mit ihr teilen und ihre Kleider will ich selbst nähen und waschen und —"

Ingeborg konnte gar nicht mehr zu Atem kommen, ihre Augen glänzten und ihre Wangen glühten im neuen Pflichteifer. Sie wurde von Karl unterbrochen, der mit einem großen Paket voll Butterbrot und einer halben Flasche Wein herbeigelaufen kam.

„Es ist alles fertig!" rief er jubelnd aus, „wir werden eine prächtige Fahrt haben! Denkt euch, Franz und Ingeborg, so ganz allein auf einem eigenen Schiff zu fahren, auf der breiten Elbe, die hier ja wie das Meer ist; und um sechs Uhr sind wir gewiß in Brunsbüttel und kommen dann noch recht früh nach Hause. Nun kommt schnell; es ist keine Minute zu verlieren!"

„Aber das Kind?" warf ich bedenklich ein.

„Ei was, keine langen Umstände! Nehmt das Ding mit! Wir haben keine Zeit, noch lange nach einem Unterkommen für dasselbe zu suchen."

So nahmen wir denn in Gottes Namen das kleine Wesen mit an Bord unseres Fahrzeugs.

Ja, Karl hatte recht; es war herrlich auf einem eigenen Schiff, einem rechten Segelschiffe, die blaue Flut zu durchkreuzen! — Aber klein, sehr klein war unser Fahrzeug. Die Kajüte war so niedrig, daß ich nicht einmal aufrecht darin stehen konnte, auch sah sie keineswegs reinlich und einladend aus; in dem Bette, das in der Ecke stand, hätte ich um keinen Preis schlafen mögen. Auch führte vom Verdeck aus keine Treppe hinunter, sondern man mußte durch ein Loch hinabspringen, was für Ingeborg doch nicht so ganz leicht war. Etwas tiefer als die Kajüte befand sich noch ein größerer, aber ganz dunkler Raum, um etwaige Waren unterzubringen; „denn," versicherte uns der Eigentümer des Schiffes mit Selbstgefühl, „ich bin schon in England gewesen mit meinem Ewer."

Es war für uns im ganzen einerlei, wie die unteren Räume des Schiffes beschaffen waren, denn bei dem herrlichen Wetter hielten wir uns doch immer oben auf. Nur schlimm war es, daß das Verdeck keine Brüstung hatte,

und wir uns darum ängstlich hüten mußten, nicht zu weit an den Rand des Schiffes vorzutreten. Karl und ich konnten uns schon in acht nehmen, auch Ingeborg war ein vorsichtiges, kleines Mädchen; aber das fremde Kind mußte immer krampfhaft festgehalten werden, da ein einziger Fehltritt seiner unsicheren Füßchen es rettungslos den Wellen preisgegeben hätte. So schifften wir denn dahin auf der spiegelklaren Flut; — leise, leise schwellte der Wind das weiße Segel; ein wettergebräunter Seemann lehnte am Mast, während ein anderer das Steuer lenkte. Karl und ich lagen auf dem Verdeck behaglich ausgestreckt; Ingeborg und das Kind saßen neben uns. Große, prächtige Schiffe, die nach allerlei fremden Weltteilen segelten, fuhren an uns vorbei; zahllose kleinere Fahrzeuge mit schneeweißen Segeln belebten noch außerdem das Wasser. Es war eine Fahrt, wie man sie sich nur wünschen konnte. Und wenn man zurücksah, wo die Elbe sich im Ozean verlor und man die unabsehbare Meeresfläche vor sich hatte, so konnte man sich vorstellen, man schiffe mitten auf der weiten See, irgend einem unbekannten Eilande zu.

„Es war ein herrlicher Gedanke von dir, Karl, mit uns nach Kuxhaven zu fahren, und noch schöner war es, daß wir das Dampfschiff verfehlten; es ist doch viel besser auf einem eigenen Segelschiff, nicht wahr, Ingeborg?"

„Ja, es ist recht schön hier," erwiderte diese; aber ihrem Gesichte sah ich an, daß sie dies nur sagte, um uns nicht die Freude zu verderben, und daß sie eigentlich gerne hinzugesetzt hätte: „Wenn wir nur zur rechten Zeit nach Haus kommen!"

Ich ärgerte mich im stillen darüber und stimmte mit Karl ein lustiges Seemannslied an.

Wenn es nur nicht so entsetzlich heiß gewesen wäre und man nur ein wenig Schatten auf dem Verdecke gehabt hätte! Wir standen auf und spazierten von einem Ende des Schiffes bis zum anderen, aber das war keine lange Strecke. Das fremde Kind war eingeschlafen; Ingeborg deckte ihr Taschentuch über sein Gesicht und legte es nieder in der Nähe des Mastbaums, wo das Segel es doch ein wenig beschattete. Dieses hing nun ganz ruhig und schlaff nieder.

Der Wind, der uns anfangs so günstig gewesen, hatte sich gelegt. Immer und immer noch sahen wir in der Ferne den Leuchtturm von Kuxhaven, von dem wir uns anfangs doch so schnell entfernt hatten. Zu unserem großen Schrecken mußten wir einander erst leise, dann lauter gestehen, daß wir fast gar nicht vorwärts kamen. Es wurde zwei, drei, vier Uhr, — unsere Fahrt ging langsamer und langsamer. Und die Sonne schien immer noch so heiß auf uns herab; wir flüchteten uns sogar in die Kajüte, aber um sie sofort wieder zu verlassen; da unten war es doch gar zu wenig einladend. Es blieb uns nichts übrig, als wieder auf dem kleinen Verdeck herumzuspazieren oder uns an den Mast zu lehnen und uns mit unseren Taschentüchern Kühlung zuzufächeln.

Eine Zeitlang suchten wir uns auch mit unserem Kapitän zu unterhalten und ließen uns von ihm seine Seeabenteuer erzählen. Aber wir merkten bald, daß er ganz entsetzlich log; so verging uns die Lust, ihm zuzuhören. Die Schiffe, die an uns vorüberfuhren, waren auch nicht mehr so wichtig wie anfangs; wir ärgerten uns nur, wenn sie so lustig und schnell den Strom hinunterglitten, während wir, die wir so große Eile hatten, beinahe ganz still liegen mußten. Ich hätte nie gedacht, daß eine Wasserfahrt so langweilig sein könnte. Wenn nur wenigstens ein ordentlicher Sturm gekommen wäre! Aber dieser ewig blaue Himmel, und dies ruhige, klare Wasser, und diese brennende, erbarmungslose Sonne! — Das war auf die Länge gar nicht zum Aushalten. Und dabei wurde es immer später. Karls Uhr zeigte schon fünf, und noch kamen wir nicht vorwärts. Das fremde Kind hatte glücklicherweise einen gesegneten Schlaf, es lag ruhig atmend auf dem Verdeck, aber Ingeborg wurde bläßer und bläßer. Ich dachte mit Sorge daran, wie dringend die Mutter mir meine jüngere Schwester anempfohlen hatte; — wenn sie nun krank würde infolge meines Leichtsinns! Sie hatte in Brunsbüttel schon nicht mit uns wollen und sie hatte recht gehabt; unsere Eltern hatten uns nur erlaubt, bis Brunsbüttel zu fahren. Es wäre meine Pflicht gewesen, mit ihr dort zu bleiben. Wenn Karl auch noch so sehr in mich

gedrungen, so war ich dadurch doch nicht berechtigt, ungehorsam zu sein und eigenmächtig zu handeln. Ach, wie gering erschien mir das Vergnügen des ganzen heutigen Tages gegen die Angst dieser Augenblicke! Auch Karl war sehr still geworden und schien sich im geheimen Vorwürfe zu machen.

Wir gaben Ingeborg Wein zu trinken; das erfrischte sie etwas, sie nahm auch ein wenig Butterbrot. Wir waren recht froh, daß Karl Proviant mitgenommen; wir aßen fast alles nach und nach auf.

Die Sonne schien weniger heiß, der Wind wehte stärker, aber wir kamen doch nicht viel weiter; denn leise und langsam strömten die Wasser uns entgegen — die Ebbe war eingetreten!

Zwei lange, lange Stunden trieb unser Schifflein noch mühsam gegen die Wogen an. Zurück kamen wir nicht, weil uns der Wind nun günstig war, aber auch nicht viel vorwärts. Es wurde jetzt kühl; die Sonne sank immer tiefer am Horizont. Es war prachtvoll anzusehen, wie ihre untergehenden Strahlen Himmel und Meer in Purpurglut tauchten. Aber wir hatten alle kein rechtes Auge für dies großartige Schauspiel; wir dachten nur mit Angst und Sorge, daß mehr und mehr die Möglichkeit schwand, noch vor Nacht das Ufer zu erreichen.

Das fremde Kind war inzwischen auch aufgewacht, es weinte und rief nach seiner Mutter. Ingeborg beruhigte es und gab ihm ein Stück Butterbrot. Es gab sich auch bald zufrieden und setzte sich neben seine treue Beschützerin, die still mit gefalteten Händen dasaß. Die goldenen Strahlen der Abendsonne schienen auf ihr blondes Haar, — es sah aus wie ein Heiligenschein. Ich war zu ihr getreten und faltete auch meine Hände. Ich fühlte, es war in unserer jetzigen Lage der einzige Trost, daß wir wußten, wie der liebe Gott auch auf dem großen Wasser über uns wachte und uns, wenn er wollte, sicher zu unseren Eltern führen konnte. — Ingeborg blickte mich mit leuchtenden Augen an, dann stand sie auf und flüsterte mir leise ins Ohr: „Franz, wir kommen doch noch vor morgen früh nach Hause. Wir sind leichtsinnig und eigenmächtig gewesen, ich habe

den lieben Gott auch um Verzeihung gebeten. Wir haben wohl eine Strafe verdient; aber ich bat, ob Er nicht um unserer Eltern willen, die sich so um uns abängstigen werden, uns wieder glücklich zu ihnen führen wolle, so daß ihr, du und Karl, morgen noch rechtzeitig zur Schule kommen könnt, — und ich glaube," fügte sie mit zuversichtlichem Lächeln etwas lauter hinzu, — „ich glaube, Er wird es tun, — und die kleine Marie findet ihre Eltern wieder, denn darum habe ich ihn auch gebeten." —

Ich küßte meine liebe kleine Schwester, die so sanft und demütig einen Teil der Schuld auf sich nahm, die ich und Karl doch allein trugen; sie hätte alles Recht gehabt, uns Vorwürfe zu machen, nun betete sie noch für uns! Als ich aufblickte, sah ich Karl neben uns stehen. Ich erschrak, denn ich fürchtete seinen Spott, mit dem er sonst gleich bei der Hand war, wenn vom Beten oder etwas Ähnlichem gesprochen wurde; diesmal schwieg er aber ganz still, und ich sah in seinen Augen helle Tränen glänzen.

Nun trat unser Fährmann auf uns zu; wir merkten gleich an seinen Mienen, daß er uns nichts Gutes brachte.

„Der Wind," sagte er, indem er sich bedenklich hinter den Ohren kratzte, — „hat sich nun gelegt, wir sitzen fest; vor heut nacht um zwölf Uhr können wir nicht weiterkommen, dann tritt die Flut ein, und wir können bis ein, zwei Uhr in Brunsbüttel sein."

„Und wir," rief Karl erschrocken aus, „sollen so lange hier auf dem Schiffe bleiben?" —

„Sie können ja nach der Kajüte," tröstete uns der Herr des Schiffes; „da ist ein Bett, in dem Sie schlafen können."

Uns schauderte bei dem Gedanken, vier bis sechs Stunden in einer solchen Kajüte, in einem solchen Bett zubringen zu sollen. Und doch, hier oben wurde es immer kälter; Ingeborg und das fremde Kind froren in ihren leichten Sommerkleidchen. Der Schiffer warf seinen Anker aus, damit die Ebbe uns nicht zurücktreibe; wir saßen vollkommen fest. O, welch schreckliche Lage!

Karls sonst so frischer Mut war nun völlig gebrochen,

er starrte verzweiflungsvoll auf das klare Wasser; ich rang stumm die Hände; der Gedanke an die Eltern, an die Schule, an den Aufsatz machte mich fast wahnsinnig. Am meisten gefaßt war noch Ingeborg; sie blickte scharf nach der uns am nächsten liegenden Küste, der wir, ohne es zu wissen und zu wollen, langsam zugetrieben hatten.

„Dort," sagte sie zum Schiffer, „liegt ja das holsteinische Ufer, es scheint gar nicht weit zu sein, können Sie uns nicht hinüberrudern? Wir sind dann doch am Lande," fügte sie, sich an Karl und mich wendend, hinzu, „und finden da gewiß ein Bauernhaus, wo wir einen Wagen nach Ebendorf bekommen können."

„Ingeborg, du bist ein Prachtmädchen!" rief Karl jubelnd aus, — „das ist der Ausweg aus der Not! geht es denn wirklich, Herr Kapitän?"

„Es kann gehen," meinte dieser, indem er mit den Augen die Entfernung von der Küste maß; „in dreiviertel Stunden können wir drüben sein, wenn's gut geht. Das Dorf Neufelde liegt dort; da ist auch ein kleiner Hafen, wo wir bequem anlegen können."

So wurde denn das winzig kleine Rettungsboot, das an der Seite unseres Schiffes befestigt war, herabgelassen; kaum hatten wir viere und der große, breitschulterige Schiffer darin Platz; aber zur Not ging es doch.

Das fremde Kind wurde ganz munter: „Bringst du mich denn zu meiner Mama?" fragte es Ingeborg, die es wieder auf den Schoß genommen hatte.

„Warum meinst du das?"

„Da ist ja die grüne Wiese," sagte die Kleine bestimmt, indem sie auf das flache, grüne Ufer deutete, das man an dem hellen Abend wohl unterscheiden konnte.

Armes Kind, das in jeder grünen Wiese seine Heimat zu sehen glaubte!

So saßen wir denn dicht zusammengedrängt in unserem kleinen Boot, das unser großer, starker Fährmann nur mühsam vorwärts bringen konnte, so kräftig auch seine Ruderschläge waren. Aber vorwärts kamen wir doch, — immer sichtbarer wurde der grüne Damm des Ufers. Es schien mir beinahe, als steuerten wir wie einst Robinson

einer fremden, unbekannten Insel zu. Je mehr wir uns aber dem Lande näherten, desto seichter wurde das Wasser, desto langsamer und unsicherer wurden die Ruderschläge; unseres Fährmanns Arm ermüdete, die hellen Schweißtropfen standen ihm auf dem Gesicht. Karl wollte ihn ablösen, er hatte ja ein eigenes kleines Boot im Hafen zu Ebendorf, in dem er Ingeborg und mich auch schon selbst gerudert hatte. Aber das kleine, überfüllte Fahrzeug in dem seichten Wasser gegen den Strom fortzubringen, war ihm nicht möglich. Drei Viertelstunden mochten wir ungefähr in unserer Nußschale gefahren sein; — schon waren wir im Hafen von Neufelde eingelaufen, aber doch noch eine gute Strecke vom Lande entfernt, — als unser Boot im Schlamm stecken blieb.

„Dat geit nich mehr," sagte der Schiffer gelassen, und legte die Ruder nieder.

Was nun beginnen? Sollten wir so nah dem Ziele nochmals aufgehalten werden, — mußten wir hier in dem kleinen Boote die Flutzeit abwarten? Da wären wir doch lieber im Schiffe geblieben! Finster wird es zwar nicht in den nordischen Sommernächten, die Luft war herrlich rein und klar; aber ein ziemlich rauher Seewind umwehte uns, der sich doppelt fühlbar machte, da wir uns auf dem kleinen Raume nicht rühren konnten. Ingeborg schauderte zusammen vor Kälte; diesmal trug sie freilich selbst die Schuld, sie hatte ja den Vorschlag mit dem Boote gemacht; sie war aber ganz still und ruhig; das fremde Kind hielt sie fest im Arme und suchte es, so gut sie konnte, gegen die Kälte zu schützen. Als sie meine bekümmerte Miene sah, sagte sie leise zu mir: „Sei nur ruhig, Franz, der liebe Gott hilft uns gewiß!" —

Da wir schon in die Hafenbucht eingelaufen waren, hatten wir auf beiden Seiten das Ufer ziemlich nahe. Es bestand in einem hohen Damm. Sonst war nichts zu sehen. Wir riefen um Beistand, so laut wir konnten, aber kein Mensch ließ sich blicken.

„Es nützt nichts," sagte der Schiffer, der inzwischen seine Jacke angezogen und seine Pfeife angezündet hatte; „die Häuser sind noch zu weit weg; es hört uns niemand hier."

Im selben Augenblicke ließ sich oben auf dem Deich eine hohe, weibliche Gestalt sehen. Sie war ganz schwarz gekleidet und ging mit langsamen Schritten vorwärts, unverwandt ins Wasser hinausstarrend. Freudig riefen wir ihr zu: „Hier! hier! wir sitzen fest! können Sie uns nicht ein paar Männer schicken?" Sie wandte wohl den Kopf um und sah starr nach uns hin, gab aber kein Zeichen, daß sie uns verstanden habe und uns helfen wolle. Wurde denn an diesem unbekannten Ort auch eine fremde Sprache geredet? Aber wenn sie unsere Worte auch nicht verstand, unsere traurige Lage mußte die Frau doch sehen. Doch regungslos blieb die schwarze Gestalt auf dem Deiche stehen, ihre Kleider flatterten im Winde; das Gesicht schien, so viel man in der Entfernung wahrnehmen konnte, uns zugewandt. Es wurde uns unheimlich zu Mute: war es wirklich ein menschliches Wesen, das da stand, oder war es die böse Meerfrau, die den Schiffer ins Verderben lockt? Nun schien die Sache unserem Fährmann auch zu lange zu währen.

„So helft uns doch!" schrie er mit gewaltiger Stimme nach der unheimlichen Unbekannten hinüber.

„So helft uns doch!" wiederholten Karl und ich.

Da brach die Fremde in ein lautes, gellendes Lachen aus: „Helfen!" rief sie uns zu, „helfen soll ich euch? Wer hilft mir denn? Wer bringt mir mein Kind wieder?"

Kaum hatte die Kleine auf Ingeborgs Schoß den Ton der Stimme gehört, als sie sich aufrichtete und nach der Fremden, die sie bisher kaum bemerkt haben mochte, hinblickte. Sie streckte plötzlich die Ärmchen nach ihr aus und rief mit lauter Stimme: „Mama! Mama!"

Bei diesen Worten schien ein elektrischer Strom den Körper der fremden Frau zu durchschauern; sie stieß einen lauten Freudenschrei aus: „Mein Kind! mein Kind!" jubelte sie und machte Miene, den Damm hinunterzuspringen. Plötzlich schien sie sich zu besinnen, sie wandte sich um und flog pfeilschnell dem Lande zu. „Mama kommt doch gleich wieder?" fragte das fremde Kind, das sich schlaftrunken die Augen rieb.

Nach kurzer Zeit erschien die Fremde wieder auf dem

Damm mit sechs großen, starken Männern; diese wateten durch den Schlamm, so weit sie konnten, dann warfen sie uns ein Tau zu, das der Schiffer mittels eines Hakens am Boote befestigte. Nun wurden wir mit aller Kraft ans Ufer gezogen. Unser Fährmann half mit dem Ruder nach; bald waren wir auf dem Trockenen. Die Fremde hatte, als wir kaum gelandet waren, Ingeborg das Kind aus den Armen gerissen und war mit ihm davongeeilt.

Wie froh waren wir, nun endlich festen Boden unter den Füßen zu haben! Es war am Ende doch schöner am Lande als auf dem Wasser. — Unsere Leiden sollten aber noch nicht zu Ende sein. Mit bekümmerter Miene trat Karl, der mit unserem Fährmann etwas zurückgeblieben war, auf mich zu.

„Hast du Geld, Franz?" fragte er mich.

Ja, einen Taler hatte ich, den ich mir lange aus Schillingen, die ich hie und da bekommen, zusammengespart hatte; freudig bot ich ihn meinem Freunde hin. Der aber schüttelte traurig den Kopf.

„Das reicht lange nicht, guter Franz," sagte er; „der Schiffer will für die Überfahrt zehn Taler haben, ich habe nur noch drei. Meine goldene Taschenuhr habe ich freilich auch, aber ich habe meinem Vater das feste Versprechen geben müssen, sie nie zu versetzen oder zu verkaufen. Was fangen wir nun an? Wenn wir nicht bezahlen können, so will der Kerl uns hier festhalten lassen; denk dir diese Schande! — und dann kommen wir heute nacht erst nicht mehr heim!" —

Der arme Junge hatte Tränen in den Augen; als Sohn reicher Eltern war es ihm schrecklich, in Geldverlegenheit zu kommen. Ingeborg suchte ihn zu trösten.

„Der liebe Gott hilft dir gewiß, Karl, wie er uns heute immer geholfen," sagte sie, indem sie seine Hand faßte. Karl lächelte nicht, wie er sonst wohl getan hätte; er sah Ingeborg freundlich an und sagte: „Es kann sein, daß du recht hast, kleine Ingeborg; du hast heute ja immer recht."

Inzwischen waren wir an den Häusern des kleinen Dorfes angekommen; sie sahen alle recht schmuck und statt-

lich aus. Gleich unten am Damm lag das größte und schönste derselben, vor dem zu unserer Überraschung das fremde Kind mit der schwarzgekleideten Frau saß. Als es uns erblickte, sprang es jubelnd auf uns zu, faßte Ingeborg bei der Hand und führte sie nach der Frau hin, die Ingeborg weinend in die Arme schloß und küßte, indem sie immerfort „Dank, Dank, tausend Dank!" rief. — Karl und ich blieben verwundert stehen. Da kamen in demselben Augenblick ein sehr anständig gekleideter, alter Mann und eine ältere Frau aus dem Hause, eilten auf uns zu, und eh' wir's uns versahen, saßen wir drinnen in der großen, freundlichen Wohnstube, auf dem Ehrenplatz, dem schwarzgepolsterten Sofa. Nun mußten wir erzählen, wie wir das Kind gefunden und hergebracht hatten; dann wurden wir wieder und wieder mit Danksagungen überhäuft, und erst nach und nach erfuhren wir in zusammenhängender Weise, was für eine Bewandtnis es eigentlich mit Ingeborgs kleinem Schützling habe.

„Sehen Sie, junger Herr," erzählte uns der alte Bauer, „ich habe hier einen großen, schönen Hof und stehe mich recht gut. Ich habe nur eine einzige Tochter und wollte, sie solle einen braven Bauern heiraten, der nach mir meinen Hof übernehmen könne. Aber ihr Sinn stand anderswohin. Als Kind schon mochte sie am liebsten am Wasser spielen, und wie sie größer wurde, saß sie stundenlang am Deich und schaute auf die Elbe hinaus, dem Meere zu. Einen Bauern wollte sie nicht haben, aber einen Seemann, den sie auf seinen Reisen begleiten könne.

„Auf dem Brunsbütteler Markt lernte sie denn auch einen recht schmucken Seemann kennen, welcher zweiter Steuermann auf einem großen Dampfer war. Ich wollte lange meine Einwilligung nicht geben; ich merkte gleich, daß der Mensch dem Trunke zugetan und daß es ihm überhaupt mehr ums Geld meiner Tochter zu tun war als um diese selbst. Aber sie war immer ein eigenwilliges Mädchen gewesen; was sie wollte, das mußte geschehen, ging's nicht im Guten, so ging's mit Gewalt. So kam ich dahinter, daß sie auch diesmal ihren Willen durchsetzen und sich von dem fremden Seemann entführen lassen wollte.

Da sagte ich denn in Gottes Namen ‚ja' zu der Verbindung, um größeres Unglück zu vermeiden, und ließ mein einziges Kind mit dem unbekannten Manne aufs Meer hinausziehen.

„Sie mochte wohl vier Jahre weggewesen sein, wir hatten nur selten einen Brief von ihr erhalten; da klopfte es einmal mitten in der Nacht an unsere Tür; sie stand draußen mit einem Kind auf dem Arm. Sie war von ihrem Manne geflohen, dessen Schiff in Hamburg vor Anker lag. Er hatte sie schlecht behandelt, wie ich ja vorausgesehen hatte; nun suchte sie wieder Zuflucht bei den Eltern, welche sie einst so leichtsinnig verlassen. Ihr Mann kam ihr bald nach, er wollte sie mit Gewalt zurückholen oder wenigstens das Kind mitnehmen. Er mußte unverrichteter Sache wieder abziehen.

„Kurze Zeit darauf war meine Tochter einmal allein zu Hause mit ihrem Kinde; meine Frau und ich waren zu Markt gefahren, die Dienstboten waren auf dem Felde. Da stürzten plötzlich zwei Männer in die Stube, knebelten meine Tochter und banden sie fest; dann rissen sie das schreiende Kind, das sie umklammert hielt, von ihr weg und fuhren mit ihm auf und davon.

„Trotz unserer Bemühungen gelang es uns nicht, das geraubte Kind wieder zu finden. Erst einige Wochen später erhielten wir einen Brief von seinem Vater, in welchem dieser uns schrieb, daß er die Kleine bei sich habe, zur Erziehung aber eine große Summe brauche, die wir ihm sofort schicken sollten, sonst müsse das Kind es entgelten. — Es wurde uns nun klar, daß der böse Mann das Kind nur geraubt habe, um von uns Geld zu erpressen. Es war uns ein schrecklicher Gedanke, das zarte, kleine Wesen in den Händen seines rohen Vaters zu wissen; doch konnten wir es ihm nicht wieder entreißen. Daß er in Hamburg sei, hatte er uns geschrieben, seine Adresse wußten wir aber nicht, da er sich das Geld postlagernd schicken ließ. Er hatte sich und das Kind in der großen Stadt gut versteckt. Auf gerichtlichem Wege konnten wir ihm das Kind auch nicht abfordern, da er ja sein rechtmäßiger Vater ist. Meine arme Tochter verlor den Ver-

stand; seit dem Tage, wo das Kind ihr geraubt worden, zieht sie nur schwarze Kleider an und geht umher, ohne ein Wort zu sagen. Jeden Abend wandert sie den Deich entlang und blickt stumm und starr aufs Meer hinaus. Heute abend hörte ich sie zum ersten Male nach langer Zeit wieder sprechen, als sie den Damm entlang gelaufen kam und laut nach Hilfe rief für ein Boot, das im Schlamm stecken geblieben sei, und worin sich, wie sie sagte, ihr Kind befinde. Wir glaubten ihr erst nicht recht; nun hat sich aber doch erwiesen, daß sie die Wahrheit gesprochen. Seitdem ist sie mit einem Male auch wieder ganz vernünftig und spricht so nett und ruhig mit uns und mit dem Kinde, als wäre sie nie irrsinnig gewesen. Wir können den jungen Herrschaften nicht genug danken: hätten sie sich nicht des Kindes angenommen, so wäre es wieder in die Hände seines bösen Vaters geraten, und meine arme Tochter wäre nicht wieder gesund geworden." Der alte Mann hatte Tränen in den Augen und drückte uns gerührt die Hand.

„Sie müssen uns nicht danken," sagte Karl, „sondern dem Mädchen da, — Ingeborg hat sich des Kindes allein angenommen; wäre sie nicht gewesen, so wäre die Kleine gar nicht mit uns gekommen."

„Der liebe Gott hat es so gefügt," sagte Ingeborg leise.

Inzwischen hatte die alte Frau Moor den Tisch gedeckt und brachte herbei, was Küche und Keller vermochten. Ihre Tochter, die das wiedergefundene Kind zu Bett gebracht hatte, setzte sich zu uns und niemand merkte ihr an, daß sie vor so kurzer Zeit noch gestörten Gemütes gewesen war. Wir ließen uns Schinken, Eier und Butterbrot trefflich schmecken, wir waren recht ausgehungert nach unserer langen Seefahrt. Plötzlich klopfte es heftig an die Türe. Ohne das „Herein" abzuwarten, trat unser Fährmann in das Zimmer, und wandte sich mit den Worten: „Schall ik nun min Geld hebben?" ziemlich heftig an Karl. Ach, über der Freude, die wir durch Gottes Fügung in das Haus des guten Moor gebracht, hatten wir den Schiffer und das Geld und alles andere

Unangenehme vergessen. Aber uns sollte auch bald geholfen werden. Der alte Moor hatte nicht so bald gehört, um was es sich handle, als er Karl auf eine recht freundliche Weise bat, ihm das Geld leihen zu dürfen. Es war eine harte Demütigung für den stolzen Jungen, daß er, der Sohn des reichen Vaters, die Hilfe anderer in Anspruch nehmen mußte; aber diese Demütigung war ihm gewiß heilsam, und er hat sich vielleicht in späteren Zeiten manchmal daran erinnert, daß auch für den Reichsten und Angesehensten doch immer ein Fall kommen kann, wo er sich auf den Beistand seines Nebenmenschen verlassen muß.

Inzwischen war es aber sehr spät geworden. Unsere guten Wirte wollten uns nötigen, die Nacht bei ihnen zu bleiben; aber das ging nicht, wir mußten ja morgen zur Schule! Auch wußte ich wohl, daß meine Eltern die ganze Nacht in banger Sorge auf uns warten würden. So ließ der alte Bauer denn seine beiden raschesten Pferde vor seinen kleinen Jagdwagen spannen, und im Fluge ging es dahin in der hellen Sommernacht, der Heimat zu.

Die rosigen Wölkchen, die sich am östlichen Horizonte zeigten, verkündeten schon den Sonnenaufgang, als der Wagen vor dem Hause meines Vaters hielt. Beide Eltern kamen uns entgegen und schlossen uns lachend und weinend in die Arme. Ihre bleichen, verwachten Mienen, die verweinten Augen meiner Mutter waren uns ein schwererer Vorwurf, als die härteste Strafe es hätte sein können. Niederlegen mußten wir uns noch, obgleich es bald Tag war; o wie herrlich war es, auszuruhen im eigenen Bette nach dem Umtreiben in der wüsten Kajüte, nach dem Zusammenkauern im engen Boot!

Halb wie im Traume hörte ich eine Stunde später Vater und Mutter im anstoßenden Schlafzimmer reden. „Du mußt den Jungen wecken," sagte der Vater, „er muß zur Schule!"

„Laß ihn ausschlafen!" bat die Mutter, „die Kinder kamen so gar müde an; schreib dem Lehrer, daß er diesen Morgen nicht kommen kann!"

„Na, meinetwegen," brummte der Vater; „aber so glatt geht's nicht ab; seine tüchtige Strafe muß der

Junge haben für solchen Ungehorsam, daß das nicht wieder vorkommt."

„Es kommt nicht wieder vor," versicherte die sanfte Stimme der Mutter; „diesmal haben sie ohne uns die Strafe für den Ungehorsam empfunden; ich bin gewiß, daß Franz sich's zu Herzen nimmt, mehr als wenn du ihn noch strafen würdest." Der Vater sagte nichts mehr, ich schlief wieder ein; ich hatte das Gespräch nicht vergessen, als ich wieder erwachte, und ich glaube, so weit ich konnte, habe ich mit Gottes Hilfe das Gelübde des Gehorsams gehalten, das ich mir in innerster Seele getan.

Nachmittags in der Schule mußten wir dem Lehrer unsere Seefahrt berichten; es war aber diesmal kein Vergnügen, der Held einer Geschichte zu sein; wir wurden nur tüchtig ausgelacht, und die Geschichte mit dem kleinen Mädchen, die eigentlich die einzige Begebenheit unserer Seereise war, die mochten wir nicht gerade erzählen.

„Na, mein junger Herr," sagte der Lehrer zu Karl, der auch ziemlich verstört aussah und mir zuflüsterte, daß sein Vater ihm die Kosten der Reise nach Kuxhaven am Taschengeld abziehen werde, „na, mein junger Herr, wir werden nicht sogleich wieder eine Seereise unternehmen?"

„Na, sehen Sie, Herr Petersen, ich dachte ..." — „Zu denken haben Jungen wie Sie zunächst gar nichts, als wie sie Gottes und ihrer Eltern Willen recht und gut erfüllen." — „Aber es könnte ja doch besser sein ..." — „Nichts ist besser, was Ungehorsam ist," sagte der Lehrer; „wer da sterben sollte in redlichem Gehorsam, der könnte sterben mit ruhigem Herzen, und wer durch Ungehorsam sich könnte ein Königreich erwerben, der würde drin leben ohne Frieden und Freude."

Nun, von einem Königreich war zunächst ja nicht die Rede gewesen, wenn wir hatten ein bißchen seefahren wollen; aber behalten habe ich die Worte des Lehrers und habe sie bewährt gefunden in meinem Leben, bei mir selbst und bei anderen.

Meine Lust, Seemann zu werden, ist mir nach dieser meiner ersten Fahrt vorderhand vergangen. Ich gehe wohl noch am Strande spazieren; aber nachdem ich so angstvolle

Stunden auf dem Wasser verlebt habe, hat dasselbe viel von seiner Anziehungskraft für mich verloren. Auch Ingeborg spricht nie mehr davon, wieder mit mir die Strapazen einer Seereise tragen zu wollen.

Das Kind, das der liebe Gott uns damals auf eine so wunderbare Weise zugeführt hatte, ist bei seiner Mutter geblieben. Sein unglücklicher Vater wurde, noch ehe er einen Versuch wagen konnte, es wieder an sich zu reißen, tot aus dem Hamburger Hafen gezogen; er hatte wohl in betrunkenem Zustand den rechten Weg verfehlt. — Die junge Frau bleibt bei ihren Eltern und sucht nun, indem sie ihnen mit erneuter Pflichttreue dient, den Kummer, den ihr Leichtsinn ihnen bereitet, wieder gutzumachen.

Jedes Jahr in den Sommerferien kommt ein Wagen, der Ingeborg nach Neufelde holt, wo sie dann acht Tage bei ihrem früheren Schützling zubringen muß. Es wird ihr dort alles mögliche zulieb getan; sie kommt immer ganz frisch und rosig wieder und bringt der Mutter einen Topf voll Butter und einen Korb mit Eiern und uns Geschwistern ein großes Rosinenbrot mit.

Karl ist seit unserer gemeinsamen Wasserfahrt viel ernster geworden, als er früher war. Als ich neulich allein mit ihm am Strande saß, sagte er, der früher vom lieben Gott und vom Beten nichts wissen wollte, zu mir: „Es war ein rechtes Glück, daß wir damals Ingeborg bei uns hatten; durch sie hat der liebe Gott unsere leichtsinnige Handlung noch gesegnet, daß durch uns das arme Kind wieder seiner Mutter zugeführt wurde, und diese gesund geworden ist. — Das war aber nur, weil Ingeborg beten konnte. Ich habe durch sie auch beten gelernt, Franz; ich weiß nun, daß all mein Geld, auf das ich mir so viel einbildete, mich nicht vor Schaden bewahren kann; daß aber auch keine Lage in der Welt so schwierig und traurig ist, aus der uns der liebe Gott nicht erretten könnte, wenn wir ihn nur vertrauensvoll darum bitten."

Vom armen Unstern.

Der erste Unfall.

Vom „Unstern, diesem guten Jungen", hat unser Dichter Uhland einmal ein ergötzliches Lied gesungen, das meine jungen Freunde vielleicht schon kennen. Nun ist mir im Leben auch einmal so ein armer Unstern begegnet, und wenn gleich seine wahrhafte Geschichte nicht so vergnüglich und nicht so unterhaltend ist wie manche erdichtete, so ist's doch vielleicht gut für ein junges Gemüt, aus seiner sorgenlosen Jugendheimat auch einmal hinein zu blicken in ein Geschick, bei dem frühe schon die Unfälle anfingen, und dem's so ganz anders ergangen ist, als man sich's in jungen Jahren zu träumen und zu wünschen pflegt.

Zu Anfang hat's nicht so ausgesehen: unser kleiner Unstern war das zweite Söhnlein des Herrn Inspektors Fliedner, der nachher sogar den Titel Oberamtmann bekam, und der als oberster Verwalter herzoglicher Güter in Schlesien eine angenehme und ausreichende Stelle hatte.

Das Knäblein war hochwillkommen, und es wollte der Mama gar kein Name schön genug sein; „Ottokar," meinte sie endlich. „Ist mir fast gar zu schön," sagte der Vater, „ich denke, ein ehrlicher Fritz oder Wilhelm hätt's auch getan." — „Ottokar klingt so schön, so ritterlich," sagte die Mutter. „Nun meinetwegen," bewilligte der Vater; „wenn er nun aber ein kleiner Knirps würde?"

„Unser Sohn wird kein kleiner Knirps!" rief die Mutter; „das Knäblein ist jetzt schon groß und schön für sein Alter."

So wurde er denn Ottokar getauft.

Der kleine Ottokar entwickelte sich frisch und gedeihlich wie andere Kinder, nur konnte sich die Mutter nicht, wie

sie wollte, dem Kindlein widmen; ihr Gatte hatte gar viele Reisen zu machen, um nach den entfernten Gütern zu sehen. Weil sie dann genötigt war, häufig seine Stelle zu vertreten, mußte sie den Kleinen meist dem Kindsmädchen übergeben.

Käthe galt auch für recht erfahren in ihrem Fach und versicherte, sie wolle ihr Herzblut für das Kindlein geben, was man zunächst nicht von ihr verlangte. Auch hütete und hätschelte und trug und führte sie das Knäblein recht ordentlich und er war mit einem halben Jahr schon ein kräftiger, kleiner Bursche, aber — der Unstern begann. Käthe hatte ihn auf ein Kissen zum Waschen gelegt; nach Art unmüßiger Kinder sträubte sich der Kleine; das Mädchen mochte gerade nicht recht aufgemerkt haben, als sie plötzlich den Kleinen vom Tisch fallen sah. Ohne Bedenken packte sie ihn noch am rechten Bein und riß ihn in die Höhe. Es wäre bei den noch weichen Gliedern des Kindes minder gefährlich gewesen, wenn sie ihn hätte fallen lassen!

Solche Unfälle mit Kindern können auch einer Mutter begegnen, einer treuen, sorgsamen Mutter; eine Mutter aber hätte keine Ruhe gehabt, bis genau untersucht worden wäre, ob das Kind nicht verletzt sei; ob sein gar langes und klägliches Schreien nach dem Fall nicht doch auf einen tieferen Schaden hinweise. Käthe aber, von Herzen froh, als sie keine Wunde noch Beule an dem Kleinen sah, dachte: „Na, den hab' ich noch glücklich erwischt! Daß nur die Herrschaft nichts merkt! Da täten mich die anderen Mädchen schön auslachen, denen ich den Jungen fast nicht auf den Arm lasse. Das ist noch gut abgelaufen!"

Es war nicht gut abgelaufen. — Ein halb Jahr nach jenem Fall, als die Mutter das Kind, welches manchmal nach dem gewöhnlichen Ausdruck etwas „mauderig" war, selbst badete, bemerkte sie, daß es schief war; auch der Vater, der herbeigeholt wurde, konnte es sehen. Man rief den Arzt. „Das Kind ist mit geraden Gliedern zur Welt gekommen," sprach der aus; „die Ausbiegung am Rückgrat, die Verziehung der Glieder muß später durch einen Unfall oder durch unvorsichtige Behandlung entstanden sein."

Nun wurde ein Verhör mit der Käthe angestellt, die

abermals mit Schreien und Weinen beteuerte, daß sie sich ihr Herzblut für das Kind abzapfen lasse und ihm gewiß nichts getan habe; bei ernstlichem Dringen des Vaters aber mit noch lauterem Geheul gestand, daß sie das Kind, um seinen Fall zu verhüten, „nur so eben" am Beinchen in die Höhe gezogen habe, was ihm aber gar nichts getan.

„Es hat genug getan," sagte der Doktor; „wenn Sie gleich im Augenblick geredet und Hilfe gesucht haben würden, so hätte noch geholfen werden können; jetzt ist's zu spät. Das Kind ist ein Krüppel fürs ganze Leben."

Ein Donnerwort für die Eltern, ein vernichtendes, wenn sie es hätten glauben können; so aber dachten sie: das kann nicht sein! Dieser eine Arzt, der das harte Wort gesprochen, versteht's nicht; es gibt noch geschicktere, das Kind ist ja noch so klein.

Es wurde Hilfe gesucht bei Ärzten fern und nah; der arme Kleine ward es ganz gewöhnt, daß er entkleidet und seine kleinen Glieder besichtigt und betastet wurden, sobald wieder ein neues Doktorgesicht auftauchte, und jeder sprach das bittere Wort: „Es ist zu spät."

Auch zu einem Wunderdoktor nahm die bekümmerte Mutter ihre Zuflucht, nachdem sie von allen ordentlichen Ärzten ohne Hoffnung entlassen war; Naturdoktor konnte man ihn besser nennen. Vater Gottlob, ein alter Schäfer, hatte jahrelang auf seinen stillen Weiden draußen nicht nur den Lauf der Sterne und Wolken, nicht nur die mannigfaltigen Kräuter und ihre Wirkungen, sondern, zunächst an verunglückten Schafen, den Knochenbau und die Heilung zerbrochener Glieder studiert und, wie man rühmte und mit wahrhaftigen Beispielen belegte, auch bei Menschen gar viele Arm- und Beinbrüche geheilt.

Er war schon ein alter Mann, wohl 86 Jahre, als das Kind, das unter Sorgen, Einreiben und Kuren allmählich zum Bewußtsein und zu selbständiger Bewegung herangereift war, seiner Pflege übergeben wurde. Der Kleine schaute aus seinen großen, traurigen Augen vertrauensvoll auf zu dem alten, freundlichen Mann; er ließ sich lieber von ihm anrühren als von den anderen Ärzten. Der alte Gottlob versuchte, was er wußte: Einwickeln, Einreiben

und Kräuterbäder; aber es blieb beim alten, und auch er gab der Mutter das Kind mit dem so oft gehörten, traurigen Wort zurück: „Es ist zu spät."

Das war den Eltern unbeschreiblich schwer zu verwinden und doch lernten sie, wenn auch mit leisem Herzweh, sich darein zu schicken. Der Kleine, der fühlte es ja nicht; er gewöhnte sich an die Fischbeinleibchen und Blechpanzer, die seinen armen, kleinen Körper vor weiterer Verkrümmung bewahren sollten, und wenn er nicht gehen und springen konnte wie andere Kinder, so konnte er doch lachen und aufjauchzen in beginnendem Lebensgefühl.

Aber die Drangsale, die auf den armen Unstern harrten, hatten erst begonnen.

Weitere Unfälle.

Gretchen, ein freundliches junges Mädchen, wurde statt der Käthe, die in Ungnaden entlassen war, als Kindsmädchen angenommen, und ihr streng eingeschärft, ja nie einen Unfall zu verheimlichen, der etwa das Kind treffen könnte. Viel später als andere Kinder, erst nach dem zweiten Jahr, begann der kleine Ottokar das Gehen, war aber höchst vergnügt, als er selbst an den Stühlen herumkrabbeln konnte. Gretchen schaute nur so ein bißchen zum Fenster hinaus, — da hörte sie einen Schrei: der Kleine lag am Boden, schrie und schrie fort, obgleich Gretchen ihn auf den Arm nahm, ihm Zucker in den Mund schob und ihm ihre schönsten Liedchen sang.

Die Mutter kam eben aus der Meierei zurück, wo sie die frische Butter aufbewahrt hatte; da sprang Gretchen ihr mit dem Jammerruf entgegen: „Ich bin ehrlich und redlich, ich sag' alles gleich! der kleine Bub muß ein Glied gebrochen haben, der schreit nicht wie ein Mensch!"

In Jammer und Eile ward der Vater Gottlob gerufen, der näher wohnte als der Arzt. „Der linke Arm des Kleinen ist gebrochen am Ellbogen," entschied er, nachdem er untersucht hatte.

„Um Gottes willen, soll denn mein armes Kind ganz verkrüppeln!" jammerte die Mutter.

„Ist nicht so schlimm diesmal," meinte der Alte, „nur

etwas schwach wird das Ärmchen bleiben, — wird aber nicht das letzte Mal sein, daß dem Kleinen etwas passiert."

Gretchen wurde beibehalten, ihrer aufrichtigen Reue wegen, und gab die schönsten Versprechungen, daß sie den Kleinen hüten wolle wie ein leibhaftiger Schutzengel.

Im Augenblick war auch das Hüten nicht so schwer; es galt nur zu sorgen, daß Ottokar still liege, damit der Arm nicht aus der Richtung komme; ach, wie sehnsüchtig fragte und bat er jeden Tag: „Wann wird mein Arm aufgebunden? wann darf ich denn wieder herumgehen?"

„Wirst's abwarten können," war die stehende Antwort; ach ja, er hätte wohl besser gewartet! Endlich, endlich wurde er aufgebunden und angekleidet; Vater und Mutter wohnten mit wehmütiger Freude der ersten Probe bei, sahen, wie der Kleine den beschädigten Arm wieder ordentlich bewegte; dann gingen sie ihren Geschäften nach und überließen den Rekonvaleszenten dem begnadigten Gretchen in der Hoffnung, daß sie, wie sie mit viel schönen Worten beteuerte: „nun doppelt und dreifach acht haben wolle auf den Kleinen".

Das tat sie auch zu Anfang, hielt ihn fest mit beiden Armen, daß das lebhafte Kind sich schüttelte und wehrte, um frei zu werden. Er wollte das Gehen allein probieren, aber nach dem langen Liegen waren die Schrittchen so unsicher; er wollte versuchen, nun schnell zu laufen, schnell wie Bruder Theodor; da wankten die Füßchen, und wie's gekommen? — das wußte weder er noch Gretchen, aber da lag unser armer Unstern wieder und schrie fort und fort aus ganz neuen Tonarten, und die herbeistürzende Mutter wagte vor lauter Angst gar nicht nachzusehen, wo's denn wieder fehle. Gretchen aber, die rannte jammernd zum Vater Gottlob und stieß unter all ihren mitleidigen und reuevollen Ausrufungen den frommen Wunsch aus: „Wär' zuletzt besser, der arme Tropf tät' einmal ganz zu tot fallen, so wär's doch endlich fertig mit dem Gefall'!"

„Ganz zu tot" war es nun nicht, aber schlimm genug; der kranke Arm war wieder gebrochen am Ellbogen und dazu noch der rechte am Handgelenk.

„Jammern tut's nicht," sagte Vater Gottlob, als er

die beiden Ärmchen wieder schindelte und verband, die der arme Kleine diesmal geduldig, nur mit leisem Weinen hinhielt, weil er bei diesem neuen Unfall ein halbes Schuldgefühl hatte.

Zehn Wochen dauerte die Wartezeit im Bett; der Kleine war geduldig geworden; er hatte selbst eine leise Ahnung von dem schlimmen Stern, der ob ihm walte, und fürchtete sich vor dem Aufstehen, wie lang ihm auch die Zeit im Bett wurde, die er gar oft ohne Spielzeug allein mit seinen eigenen, jungen Gedanken zubringen mußte.

Auch die zehn Wochen gingen zu Ende; Gretchen, die verwaist und heimatlos, wohl schwer eine Stätte gefunden hätte, wenn sie wegen Nachlässigkeit wäre entlassen worden, wurde abermals begnadigt, nun aber in die Küche versetzt; als Wärterin für den Kleinen wurde eine alte Frau angenommen, die ihn auch treulich behütet hat bis zu ihrem Tode.

Vorschule.

Der böse Stern schien zunächst verhüllt. Die Ärmchen waren geheilt; der kleine Ottokar führte ein harmloses Kinderleben, nicht in Jubel und Freude, in Singen und Springen wie andere Kinder, doch in stillem Vergnügen auf den Rasenplätzen im Garten, wo er sich von der Sonne bescheinen ließ und hinaufschaute zu den Bäumen und Vöglein, oder im Haus, wo er aus den Resten von Bruder Theodors Bauhölzern sich Schlösser erbaute und sie bevölkerte mit allerlei erträumten Gestalten, die in Ermangelung von Püppchen durch Schwefelhölzer dargestellt wurden.

Ein Jammer war's alle Tage für den Kleinen, wenn der sechs Jahre ältere Bruder Morgens zur Schule ins nahe Dorf wanderte mit seinem Ränzchen auf dem Rücken und einem Butterbrot oder ein paar Äpfeln bewaffnet. Ottokar wollte eben auch zur Schule gehen, wollte lesen und schreiben! Dazu war er noch zu jung; da aber Herr Schulmeister Schulze sein Pate war, durfte er doch nach der Schule auf Besuch zu ihm kommen. Dem Bruder ging's zu langsam mit dem Kleinen; so wandelte er denn für sich hinüber, begleitet oder gefolgt von seiner getreuen Wärterin Walzin. Die mitleidigen Blicke und bedauernden

Bemerkungen der Vorübergehenden waren ihm nichts Neues; auch die Leute gewöhnten sich bald an die verkommene, gepanzerte Gestalt, und er schaute recht fröhlich in die Welt hinein, wenn's zum Paten Schulze ging.

Vor dem Schulhaus standen ein paar Lindenbäume; unter denen mochte unser kleiner Unstern gar zu gerne sitzen, wenn sie grün waren und so herrlich dufteten, in dem unbewußten, köstlichen Lebensgefühl, das auch dieser verkümmerten Kindheit nicht ganz fern blieb. Da summte und surrte es in der Blütezeit von viel tausend Bienen; der Kleine blieb aber unverletzt von ihnen. — Vater Schulze war ein Bienenvater und seine emsigen Tierchen erzeugten den reinsten goldklaren Honig, der weit und breit gesucht wurde.

Aus dem Honig zweiten Ranges verfertigte die Frau Pate Pfefferkuchen, so schön und delikat, wie sie der herzogliche Konditor wohl nicht besser bereiten konnte. Der kleine Ottokar wurde nie entlassen ohne eine Honigsemmel oder einen Pfefferkuchen; so war's kein Wunder, wenn er so gar gern zum Paten Schulze ging.

An einem Sonnabendnachmittag aber saß er gar betrübt auf der Bank unter dem Lindenbaum, obgleich er seine Honigsemmel schon verzehrt hatte.

„Was hast, Patel? was drückt dich?" fragte mitleidig der Schulmeister.

Da hub der Kleine an zu weinen, so bitterlich, daß der Schulmeister und seine kleine Frau ihn ganz verwundert anguckten.

„Frag ihn du, Frau! ich will ein bißchen weggehen, bei dir ist er zutraulicher," sagte der gutmütige Schulmeister.

„Na, Patel, was ist's?" drängte nun die Frau, „gelt, möchtest auch noch Pfefferkuchen? kriegst meinetwegen."

„In die Schul' gehen möcht' ich, recht in die Schul', wie all die anderen Buben," stieß der Kleine heraus.

„So, sonst nichts?" fragte verwundert die Frau Pate; „na sieh, Patel, du bist noch zu klein und noch nicht einmal vier Jahre; in ein paar Jahren, da darfst auch kommen."

„Wie lang ist ein paar Jahr'?" fragte der lernlustige Junge ängstlich.

„Nu, zwei Jahre, die sind bald 'rum; will dir aber was sagen, Patel, komm du allemal mit, wenn Bruder Theodor zur Schule geht, dann lernst bei mir; wir zwei, wir können auch Schule halten."

„Ja, ist das aber dann eine Schule?" fragte der Kleine, noch immer bedenklich.

„Freilich ist's eine Schule, wirst's schon sehen," versicherte ihn die Frau Schulmeisterin; „bring nur eine Fibel und eine Schiefertafel!"

Das war's! nun humpelte der Kleine täglich mit dem Bruder, der freilich oft ungeduldig werden wollte, getrost in die Schule, und studierte mit der Frau Schulmeisterin. Sie hatte ihrem Mann etwas abgelernt und griff's nicht übel an, wenn sie auch zwischen den Lehrstunden in die Küche lief, um ihr Stückchen Fleisch zum Feuer zu setzen oder die Kartoffeln zu waschen; Ottokar probierte derweil die aufgegebenen Buchstaben auf der Schiefertafel oder zeichnete sich ein Haus, wie er einmal in einem wohnen wolle; — armer Junge, ist dir wohl kaum ein Dachkämmerlein aufgehoben!

Einmal, da ging ein gloriöser Tag auf über dem alten Schulhaus; die Pforte war mit Kränzen behangen, daran die Schulmädchen den ganzen Tag zuvor geflochten hatten; die Frau Schulmeisterin hatte ihr Gottestischkleid angelegt und die schönste Haube aufgesetzt; auch der Alte prangte in seinem Staatsrock. Es war sein Jubiläum heute, das fünfzigjährige im Schuldienst! Die Schulkinder sangen in aller Frühe unter den Lindenbäumen: „Nun danket alle Gott." Das Jubelpaar wurde in feierlichem Zuge abgeholt zur Kirche, wo in der Betstunde, die heute ohnedies gehalten worden wäre, des Jubilars und seiner treuen Dienste besonders gedacht wurde. Nachher waren sie zum Festmahl bei dem Inspektor geladen; dabei sollte dem Schulmeister ein schöner Silberpokal überreicht werden, die Gabe des Inspektors und einiger reicher Bauern.

Der kleine Ottokar, der sich einbildete, daß er dem Paten doch am allernächsten stehe, hatte sich königlich gefreut, den Festpokal zu überreichen; er stand schon im Hintergrund und umspannte ihn fest mit seinen kleinen Händen;

da hörte er eine Magd in geringschätzigem Tone sagen: „Na, den Buckelorum laßt ihr's doch nicht übergeben?"

Ehe ein anderer das Wort nehmen konnte, um ihn zu beruhigen, hatte der Kleine den Becher hingestellt und zog sich bitterlich weinend in eine Ecke zurück. Ach, es war ja nicht das erste Mal, — es sollte nicht das letzte Mal sein, daß das arme Kind derartige rohe Äußerungen über seine unglückliche Gestalt hören mußte; aber gerade jetzt, in seiner gehobenen Feststimmung schnitten sie ihm tief ins Herz. Schweigend ließ er von dem Bruder das Geschenk übergeben, er hörte das Anstoßen und den Jubel; niemand gab acht auf das Kind; nur die Frau Pate, deren alte Augen noch gar hell und scharf blickten, die hatte es bemerkt.

„Na, Patel, komm einmal und sag dem Paten, was du gern möchtest!" rief sie; „vielleicht schlägt er dir's nicht ab, heute an seinem Festtag."

„Und was möchtest denn?" fragte der Schulmeister und sah ihm freundlich in die verweinten Augen.

„In die Schule möcht' ich, in die rechte Schule und nicht mehr nur lernen bei der Frau Pat'," sagte der Kleine wieder ermutigt.

„Bist ja erst vier Jahre und nicht größer, als wenn du drei wärst," sagte der Pate.

„Aber ich hab' ja schon angefangen zu lernen, und Frau Pate hat gesagt, ich könn's wie ein Sechsjähriger."

„Nun, wir wollen's probieren," meinte der Jubelgreis, „will's schon auf mich nehmen," und alle Tränen des Kleinen waren getrocknet. Jubelnd suchte er heute schon seine Sachen zusammen, Fibel und Tafel und zog am nächsten Morgen glückselig

In die Schule.

Der Lehrer und seine Frau gehören unter die wenigen Lichtgestalten in dem dunkeln Leben unseres armen Unstern und sie sind ihm klar und treu vor der Seele geblieben.

Der alte Herr Schulze war kein dürres, verkommenes Männlein, wie man so oft alte Schulmeister zu schildern und — zu sehen pflegt, nein, eine stattliche, fast etwas zu

beleibte Gestalt, noch ein rüstiger Fußgänger trotz des Alters, der Korpulenz und böser Hühneraugen, welche den würdigen Schulmeister veranlaßten, stets in Pantoffeln oder Halbstiefeln von Tuch zu wandeln, — die einzige Üppigkeit, die er sich gestattete; ein schwarzes Käppchen auf den spärlichen, weißen Locken machte seine Erscheinung zu einer ehrwürdigen, zumal da seine Augen von klarem Blau recht milde und freundlich drein schauten. Er donnerte und wetterte niemals, wie das sonst bei einem rechten Landschulmeister für natürlich und notwendig erachtet wird; er schaute nur ernsthaft und traurig drein, wenn die Buben faul oder unartig waren, und er kam so weit wie andere mit viel Prügeln. Seine Klasse durfte sich sehen und hören lassen, selbst wenn der Herr Superintendent einmal einsprach.

Seine kleine Frau, Ottokars erste Lehrerin, war bis ins hohe Alter ein rühriges, frisches Weibchen, die ihrem guten Eheherrn jeden Wunsch an den Augen absah und erfüllte. Das alte, kinderlose Ehepaar hatte ein offenes Herz und Haus für Arme, und das Schulhaus war eine tröstliche Zuflucht für manch bekümmertes Gemüt. Dem armen Ottokar war's oft wie ein Himmelspförtlein, wo er vergaß, daß ihm vom Gastmahl des Lebens nur der Abtrag beschieden sei.

Mit klopfendem Herzen erwartete der Kleine den Montagmorgen, der ihn zuerst in die Schule bringen sollte, in die rechte Schule; das war doch etwas ganz anderes, als das Buchstabieren bei der Frau Pate!

Er war auch recht still und geduldig, als er an dem wichtigen Morgen ganz besonders schön gewaschen und gestrählt, gekämmt und gebürstet wurde; er hielt seinen armen, eingepanzerten Körper so aufrecht als möglich, um doch auch „wie ein Schüler" auszusehen.

Vor dem Frühstück mußte erst gebetet werden, und der Kleine, der sonst nicht immer willig zum Beten war, weil er noch nicht recht begriff, um was er zu bitten, wofür er zu danken habe, der sprach diesmal frisch und freudig sein Schulgebetlein, das ihn die Mutter nagelneu gelehrt, und wanderte Hand in Hand mit Bruder Theodor dem Schul-

haus zu, wenn es ihn auch fast kränken wollte, daß er nur Fibel und Schiefertafel, der Bruder aber schon ein Heft und ein blechernes Federrohr hatte.

Und der Herr Pate in eigener Person stand vor der Pforte des Schulhauses und führte den Kleinen ein in den so lang ersehnten Tempel des Wissens.

Ganz feierlich war's dem Ottokar zu Mute, als der Lehrer sich auf den Katheder stellte und mit seiner mächtigen Stimme den Choral begann, den die ganze Schule stehend absang; ganz lautlos und atemlos vor Respekt setzte er sich auf den Platz, den der Lehrer ihm anwies, nachdem er ihm noch gutmütig ein altes Choralbuch untergeschoben zum Draufsitzen, weil er so klein war.

Mit seinem Lesen in der Fibel wollte es zu Anfang nicht flott gehen; Frau Pate hatte ihm eben immer die Sprüchlein und Sätzlein vorgesagt, hier sollt' er nun selbst lesen und er weinte fast, als es nicht gehen wollte. Der Schulmeister tröstete ihn freundlich: „Sei zufrieden, Bübel! für dein Alter kannst du erst noch viel."

Der Kleine tat nun sein möglichstes; hier, das fühlte er unbewußt, war sein verkümmerter Körper kein Hindernis, und er brachte es auch so weit, daß er bald schon sechsjährigen Kindern nachhelfen durfte, die neu eingetreten waren.

Der Fürstenbesuch.

Lichtpunkte gibt's in jedem Dasein, auch in einem verkümmerten, und wenn unser armer Ottokar, dem von aller Herrlichkeit der Welt nichts als sein ritterlicher Name geblieben ist, — eine traurige Ironie auf seine verkommene Gestalt, — einsam in seinem Mansardenkämmerlein sitzt, mühselig arbeitend in dem Gewerbe, an dessen voller Ausübung ihn sein schwacher Körper hindert, dann kehrt er gar gerne in Gedanken zurück zu vergangenen Tagen und unter diesen zum schönsten von allen, zum Fürstenbesuch!

Das war eine Wichtigkeit und eine Herrlichkeit, als dem Inspektor angekündigt wurde, daß Ihre Durchlaucht, die Frau Herzogin, kommen werde, um in eigener Person das Gut zu besuchen und zu besehen! Was waren das für Anstalten, ein Putzen und Fegen und Kehren und Scheuern

vom höchsten Giebelfenster bis zur niedrigsten Stallschwelle! Verwundert und nicht sehr erbaut schauten sich die behaglichen Kühe, die Schafe und Kälber um, als auch über sie noch die Reinigung erging; welch ein Laufen und Rennen, Blumenpflücken und Kränzewinden! — ganze Wagenladungen von Eichengrün und Tannenzweigen wurden von dem naheliegenden Walde eingeführt; so schön, wie's jetzt werden sollte, war es sicherlich noch nie gewesen.

War aber auch der Mühe wert, wenn man zwischen den zwei riesigen Pappeln vor dem Hoftor stand und all die stattlichen Gebäude überblickte, die in regelmäßigem Viereck gebaut zum Hofgut gehörten. Vorn das behagliche Wohnhaus, vor dessen Pforte auch zwei grüne Pappelbäume ragten; auf beiden Seiten die reichgefüllten Stallgebäude, wo zwischen das Wiehern der Pferde, das Blöken der Schafe und das Gebrumm der zahlreichen Kühe und Kälber sich zuweilen der tiefe, mächtige Ton des gewaltigen Zuchtstiers aus Holstein vernehmen ließ, der, ein Riese, über all das Getier emporragte. Inmitten des Hofs der schöne Röhrenbrunnen mit dem nie versiegenden, klaren Wasserstrahl, im Hintergrund das ansehnliche Wirtschaftsgebäude, an das noch eine Kapelle angebaut war, wo alle vierzehn Tage ein Herr Pater Gottesdienst hielt für die katholischen Bewohner des Gutes und der Umgegend.

Das alles stand nun blank und hell im Sonnenlicht und im schönsten Festschmuck. Vor dem Hoftor wölbte sich eine grüne Ehrenpforte, darüber prangten neu gemalt in grellsten Farben die Wappen des herzoglichen Paares; von riesigen Stangen wehten Fahnen und Fähnlein in preußischen und holsteinischen Landesfarben, dazwischen zogen sich grüne Girlanden und hingen farbige Blumenkränze; — der kleine Ottokar an der Spitze der Schulkinder, die Pate Schulze herbeigetrieben, die Herrlichkeit zu beschauen, besann sich in der Stille, ob es wohl im Himmel einmal viel schöner sein könne.

Etwas mißliebig und verwunderlich sahen zum Teil die Leute nach dem kleinen Verkrüppelten, der im schönsten Feststaat, im himmelblauen Röckchen, eine seidene Schärpe mit den herzoglichen Farben umgeschlungen, an der Spitze

des Kinderzugs mit seinem Bruder stand. „Na, das ist doch eben kein Staat zum Empfang der Frau Herzogin," murmelte eine naseweise Bäuerin.

„Das ist unser Kind, und das gehört voran," sagte mit mütterlichem Selbstgefühl die Frau Inspektorin, und der arme Kleine, dem selten eine unfreundliche Bemerkung entging, hob wieder getrost sein Köpfchen und repetierte im stillen den Vers, mit dem er die Frau Herzogin begrüßen sollte.

Endlich, endlich nahm das lange Warten ein Ende; die ausgestellten Vorposten rannten atemlos herbei, der Vorreiter sprengte heran, die Glocken des Kirchleins und zur Vermehrung der Rührung auch noch die Eßglocke läuteten zusammen; der sechsspännige Wagen kam angefahren, und alt und jung brach „aus dreifach donnernder Brust", wie einst ein Schultheiß seinen Toast geendet, in einen Jubelruf aus.

Man hatte nur die Frau Herzogin erwartet; der Gemahl aber war auch mitgekommen, stieg aus und schritt nun mit der Dame am Arm über den Hof, nach allen Seiten freundlich grüßend und dankend.

Glücklicherweise kam die Frau Herzogin, als die Festkinder ihr entgegenschritten, auf die Seite des kleinen Ottokar, denn sein Verschen war für die Dame eingerichtet; was hätte er machen sollen, wenn der Herzog zu ihm gekommen wäre? So aber hob er nach Kräften sein gedrücktes Köpfchen und sagte mit klarer Stimme:

„Umkränzt sind heute Haus und Stufen
Euch, holde Fürstin, herzurufen;
Dazu leg' ich als ersten Gruß
Euch dieses Kränzchen vor den Fuß."

Er kann es nie vergessen, der Kleine, der leider niemals groß geworden, wie freundlich die hohe Dame ihn angeschaut mit Augen, in denen Tränen glänzten, wie liebreich sie ihn aufgehoben und ihn geküßt, so warm und herzlich, wie außer dem seiner Mutter kein Mund ihn mehr geküßt. — Die Herzogin hat ihn noch an der Hand genommen, hat ihn unter Staunen und Verwunderung sämtlichen Publikums mit sich in das Zimmer geführt, das zu ihrem

Empfange bereitet war, und ihn mit Kuchen und Backwerk aller Art beschenkt, — alles schön und gut für ein Kind; aber der Kuß von der Herzogin Lippen, der ist ihm doch das Wunderbarste geblieben, ein Feengruß, der immer wieder ein Licht wirft in ein oft trübseliges Alltagsleben.

Das herzogliche Paar hat sich nach allen Seiten hin sehr huldvoll benommen; Höfe, Gebäude, Gärten, Milchkeller, Scheune und Ställe betrachtet und belobt, sodann den Wagen wieder bestiegen, der es in sausendem Galopp unter abermals donnerndem Hoch zurücktrug nach der Stadt. Auch Ottokar durfte mit Eltern und Bruder nachfahren, um noch die Illumination daselbst anzuschauen. Von Lichtern, Feuerwerk und Musik hat er nichts mehr behalten, was er aber nicht vergessen hat, das ist der Kuß der Frau Herzogin.

Der muß auf der Welt sein.

Nicht nur diese lichte, auch eine grauenvolle Erinnerung knüpft sich für den Kleinen noch an das Gut, das er nicht lange mehr bewohnen sollte.

Ein Dienstmädchen wollte im Hofe sich ein Reisigbüschel aus einem großen Haufen hervorziehen; da raschelte plötzlich eine große, gefleckte Natter daraus hervor und zischte sie greulich an mit erhobenem Kopfe. Rasch besonnen schwang das Mädchen ihr Küchenbeil, das sie in der Hand hielt, hieb das Ungetüm mitten durch und schleuderte mit einem langen Stecken beide Stücke in die große Wassergrube in der Ecke des Hofes.

Die Knaben kamen von der Schule zurück, man verkündigte ihnen die merkwürdige Begebenheit. Theodor lief nach der Grube, der Kleine natürlich nach, und mit Schreck und Grauen sahen sie, wie von der oberen Hälfte der zerhauenen Schlange der Kopf sich noch immer aus dem trüben Wasser emporstreckte und nach Luft schnappte.

Mit einem Schrei des Entsetzens sprang Theodor zurück; der vorwitzige Kleine aber wollte die Merkwürdigkeit näher besehen, trat mit einem Stecken an den Rand, neckte das Ungetüm und lachte über die greuliche Art, wie es die Augen verdrehte.

Aber, — wie es kam, das hat niemand gesehen — ein Ausgleiten, ein Plump, ein jammervoller Schrei um Hilfe — dann vergingen ihm die Sinne. Von den anderen hörte er nachher, wie Bruder Theodor ein Zetergeschrei erhob, das den ehrlichen Großknecht Wolf herbeirief, der seine Jacke abwarf und in den schmutzigen Tümpel hineinwatete, der nicht dem Mann, wohl aber dem Kind weit über den Kopf ging, so daß er erst noch lang herumgreifen mußte, bis er den bewußtlosen, halb erstickten Kleinen endlich fassen konnte, und mit dem Schrei: „Na, Gott Lob und Dank, daß wir ihn haben! der muß scheint's auf der Welt sein," mit ihm seinem Häuschen zulief, wo er ihn seiner Frau zur Pflege übergab.

Der Frau Liese Wolf ist's gelungen, den Halbtoten wieder zu erwecken; Ottokar erwachte in einer Wanne warmen Wassers, wo sie ihn tüchtig rieb und strählte, um die Schlammbrühe abzuwaschen. Der Wiederbelebte glaubte sich noch in der Grube und setzte das unterbrochene Zetergeschrei dergestalt fort, daß Großknecht Wolf, der sich am Tische mit einem Kartoffelschmaus stärkte nach seiner Heldentat, darüber in ein Lachen ausbrach, also, daß ihm die Kartoffel im Halse stecken blieb und Frau Liese zum zweiten Male ihr ärztliches Talent in Wiederbelebung eines Erstickten ausüben mußte, was sie mit einem tüchtigen Puff auf den Rücken glücklich vollbrachte.

Nun kam auch die Mutter herbeigelaufen. „Na, der muß auf der Welt sein!" rief ihr Frau Liese entgegen. „Es ist doch viel von meinem Mann, daß er um den kleinen Buckelorum sein Leib und Leben riskiert hat!"

Die Mutter überhörte alles, was sie an der Rede kränken konnte; sie vergaß auch Schelten und Strafe über der Freude, ihn wieder zu haben. Der Kleine wurde rein und trocken gekleidet, seine Gewänder aus der Schlangengrube erhielt der kleine Jan Wolf, der so glücklich darüber war, daß er ihm eins seiner weißen Kaninchen schenkte. Auch sonst wurde der brave Wolf reichlich begabt mit Dank und Geschenken.

„Wozu bist du noch aufgehoben?" fragte die Mutter wehmütig, wenn sie den Kleinen betrachtete, der mit einem

gewissen Gefühl der Wichtigkeit nun gerne von seiner überstandenen Gefahr erzählen hörte.

Er wußte es nicht; aber gern betete er diesmal mit der Mutter, die ihm vorstellte, wie ihm der liebe Gott so zu rechter Zeit Hilfe gesendet.

Ein Wechsel.

Es wäre schön gewesen für den armen Ottokar, auf dem Gute zu bleiben, wo niemand mehr Anstoß nahm an seiner verkümmerten Gestalt; wo er all die Rosse und Füllen, alle Hühner und Gänse sozusagen persönlich kannte; wo er Tag für Tag seine Wanderung zur Schule zum Paten Schulze antreten und von den Mühen des Studiums ausruhen durfte unter den grünen Lindenbäumen vor der Schulpforte und sich laben an den Honigschnitten, welche die gute Frau Patin ihm verabreichte, die es gar nicht übel genommen hatte, daß sie ihres Lehramtes enthoben war; — er hätte es sein Leben lang nicht besser verlangt!

Bruder Theodor war im Laufe des letzten Jahres zu einer Tante in die benachbarte Stadt gekommen, um allda das Gymnasium zu besuchen. Es war dann auch schön und merkwürdig, wenn er über Sonn- und Feiertage nach Hause kam und erzählte, wie's so viel vornehmer sei im Gymnasium, als in Pate Schulzes Schule; mehr Prügel zwar bekomme man dort, trotz der Vornehmheit, aber man werde dafür auch mächtig gescheit. Des Kleinen Augen leuchteten in freudiger Aussicht, bis auch er so gescheit werden dürfe.

Zum täglichen Gespielen war dafür der kleine Jan Wolf da, der Sohn des rettenden Großknechts, und die Jungen hatten ihre Herzensfreude mit den Kaninchen, die sie Morgens auf den Grasplatz trugen, fütterten und an deren lustigen Sprüngen sie sich ergötzten. Alle Tage gingen die Kaninchen verloren und alle Tage wurden sie wieder gefunden; ein immer neues Vergnügen!

Ein Herr Kunze, der die oberste Verwaltung über alle Güter des Herzogs hatte, beredete Fliedner, seine Stelle aufzugeben. „Der Herzog," redete er ihm ein, „schickt all seine Beamten fort und stellt lauter Diener aus Holstein, seiner Heimat, an. Nun tun Sie doch besser, Sie nehmen

selbst vorher Ihren Abschied, und ich gebe Ihnen eine schöne Stelle auf meinen eigenen Gütern."

Der Vater ließ sich bereden: er sagte dem Fürsten auf, der ihn gern hätte behalten wollen, und Ottokar, der in eifrigem Spiel mit seinem Kameraden Wolf vor dessen Haustür saß, wo sie einen Stall für die Kaninchen zimmern wollten, hörte Jans Mutter drin ihren Mann fragen: „Du, ist's wahr, daß der Oberamtmann fort macht?"

„Freilich, und zwar bald," sagte der.

Was das nun heißen solle, „er macht fort", verstand Ottokar nicht recht; aber er dachte sich etwas Arges darunter, daß der Vater weit fortziehe von ihnen, in ein Gefängnis gebracht werde, oder sonst etwas Schreckliches. Ohne ein Wort zu sagen oder zu fragen, eilte er fort und kam mit Tränen zum Vater: „Vater, ist's wahr, daß du fortmachst? und was ist denn das?" fragte er schluchzend.

„Na, Junge, das ist nicht so schlimm; ich mache nicht fort, ich gehe fort und ihr alle kommt mit," sagte tröstend der Vater.

„Wolfs Jan auch, und auch die Kaninchen?" fragte der Kleine.

„Die auch," versicherte der Vater.

„Und die Brettchen zu unserem Hasenstall?"

„Auch die; alles miteinander darf mit."

„So, dann ist's recht, draußen wird's auch schön sein," sagte schnell beruhigt der Kleine.

Es schien zunächst kein schlimmer Wechsel, als die ganze Familie übersiedelte nach den Mühlen in Großfeuer.

Es ist das ein großes Dorf in Schlesien, mit schönen Feldern und Wiesen, einem schattigen, grünen Wald und einem Fluß, der sich in drei Arme teilt und so zwei kleine Inseln bildet, auf denen die drei stattlichen Mühlwerke standen, über die der Oberamtmann, welcher nun wieder Inspektor hieß, die Oberleitung führen sollte.

Ottokar hatte bald die alte Heimat verschmerzt; er erfreute sich an dem neuen Anblick, an den wunderbaren Gebäuden; die Getreidemühle, das stattlichste der drei Häuser, war auf hohem Pfahlwerk erbaut, weil man nie sicher war, wenn der Fluß austrat und die Insel überschwemmte. In



V, 2

Plötzlich wich das Brett, und hüben und drüben stürzten beide Knaben zur Erde. (S. 57.)

einem kleinen Hause daneben war eine Bäckerei; da war's lustig, den Bäckerknechten zuzusehen, die hie und da für Ottokar eine eigene kleine Semmel oder Brezel machten. Es war ein Garten hinter der Mühle, den die Mutter zuerst mit schönen Blumen bepflanzen wollte; da aber das Wasser so oft darüber ging, so ließ man nichts mehr darin wachsen als duftiges Heidekraut, und stellte ein paar Bienenstöcke dazu; da summten und schwärmten dann im Sommer die Bienen und gaben Honig, fast so goldig und so klar, wie der der guten Patin.

Von den Inseln führten allerlei Brücklein und Stege ins Dorf hinunter zur Schule und Kirche. Es war eine katholische und evangelische Schule und Kirche im Ort, und es war schön anzusehen, wie die Geistlichen der beiden Konfessionen, zwei ehrwürdige, alte Männer, jeden Sonntag einträchtig nebeneinander wandelten und dann mit freundlichem Gruße schieden, eh' jeder in die Pforte seiner Kirche trat, und wie sie Abends durch Feld und Wald einen traulichen Spaziergang zusammen machten. Von den zwei Schullehrern rühmte man nicht immer dieselbe Eintracht.

Die Geistlichen kehrten auf ihrem Spaziergang manchmal in der Mühle ein, und Ottokar war glücklich, wenn er auf seinem hölzernen Schemel zu den Füßen der beiden alten Herren sitzen durfte, die so freundlich gegen ihn waren. Da rauchten sie behaglich aus den langen Pfeifen, die stets für sie bereit lagen; der Vater, der nicht rauchte, saß mit seiner Tabaksdose dabei, die Mutter mit dem Strickzeug in der Ecke. Der Kleine hörte zu, wie sie so sprachen über Welt und Zeit, durfte ihnen auch manchmal ein schönes Reimlein oder einen frommen Spruch aufsagen; nachher brachte die Mutter Tee und Honigsemmeln, da kriegte er denn auch seinen Teil ab, — er dachte immer gerne daran zurück.

Die große Flut.

So ging ein fröhlicher Sommer hin; Theodor war in den Ferien daheim und die Brüder freuten sich des Beisammenseins und der Genüsse, die der Herbst brachte. Das Korn war eingebracht, die Obstbäume wurden gerüttelt und

geschüttelt, bis kein Apfelein und keine Birne mehr darauf zu sehen war.

Es wehte eine schwüle Luft an dem Morgen, wo Ottokar, schon zur Schule gerüstet, mit seinem Butterbrot am Fenster stand und hinausschaute. „Mutter, da sieh, was für eine schwarze Wand!" rief er, „sind das Schneewolken?" — „Dummes Bübel, 's ist ja erst Oktober!" sagte die Mutter, schaute aber doch etwas bange in das dunkle, schwere Gewölk, das die Stube düster machte. — „Es geht ein ganz warmer Wind draußen," sagte der Kleine; dann zuckte mit einem Male ein Blitz und krachte ein Donnerschlag, — ein einziger nur, — dann aber strömte ein Regen herab, so furchtbar, in so gewaltigen Güssen, als ob alle Schleusen des Himmels geöffnet wären; die Kinder ergötzten sich zuerst, wie es floß und goß und strömte, wie die Dachrinnen schütteten und im Hof die Hühner in ihre Ställe flüchteten und die Enten noch plätscherten. „Mutter, bald können wir schiffahren im Hof!" rief der Kleine.

Die Mutter aber antwortete nicht. Es regnete und regnete und strömte fort und fort; Christine, die Magd, die erst noch ihre Tonnen und Zuber unter die Rinnen gestellt hatte, um Regenwasser zu sammeln zur Wäsche, sprang jetzt jammernd herein: „Frau, der Fluß läuft über!" Alles in Haus und Hof rannte herbei, um zu schützen und zu retten; die Schleusen an der Mühle wurden geöffnet, damit das Wasser ohne Schaden vorüberziehe, — vergebens! es goß und floß und strömte fort; die unteren Räume waren bald voll Wasser, die Mühlebewohner flüchteten in den oberen Stock. Sie sahen durch die Fenster aufs Dorf, auch dort floß das Wasser schon in den Gassen; an Fliehen war nicht zu denken, an Rettung von außen auch nicht. — Es wurde Nacht und noch immer hörte man den Regen und das unheimliche Rauschen der Flut unten; da und dort leise den Ton von Gebeten und Bittgesängen.

Ottokar, nachdem er lange dem strömenden Regen und den steigenden Wassern zugeschaut, kauerte müde auf dem Boden. „Soll der Kleine zu Bett?" fragte die bleiche Mutter den Vater.

„In Gottes Namen!“ sagte dieser, „hinaus können wir nicht; wenn's so fort macht, stürzt das Haus ein und wir ertrinken alle. Besser, wenn's den Kleinen im Schlafe nimmt.“

Matt und still führte die Mutter den halb eingeschlafenen Knaben in das Gastzimmer im obersten Stock. „In dem schönen Bett schlafen?“ fragte der Kleine und streckte sich müde aus. Dann aber, als er schon sein Köpfchen aufs Kissen gelegt, richtete er sich noch einmal auf: „Beten, Mutter, beten!“ — Das war das erste Mal, daß er selbst zu beten verlangte, was er sonst nur verdrossen, aus Furcht vor dem Vater, getan; jetzt faltete er die Hände und sprach laut und andächtig der Mutter nach:

„Wenn wir in höchsten Nöten sein
Und wissen weder aus noch ein,
So rufen wir, getreuer Gott,
Zu dir um Rettung aus der Not.

Wir stehen jetzt verlassen gar
In unserer Trübsal und Gefahr.
Du starker Gott, steh du uns bei
Und mach uns aller Nöten frei!“

Das war die Nacht, in der er beten lernte.

Die Erwachsenen in der Mühle blieben alle auf und beobachteten bange das Höhersteigen der Flut; — es schien, als ob der Regen leiser tröpfle, — sie wagten's noch nicht zu hoffen; — nach Mitternacht aber, — da hörte es auf, da ward es stille; die Flut, soweit sie's im Dunkel bemerken konnten, stieg nicht mehr, und als der Morgen aufging, — siehe, da war der Himmel blau, die Sonne ging hell auf, die Wasser waren gesunken, die Todesgefahr war vorüber!

An diesem Morgen betete der kleine Ottokar für sich allein nicht nur die gelernten Worte; aus seinem eigenen Herzen dankte er im stillen dem gnädigen Gott, der die Gefahr abgewendet, und das war nun erst das rechte Beten.

Traurig sah's freilich aus im Sonnenlicht; es war allenthalben viel zerstört und fortgerissen von der Flut, be-

sonders in der Mühle vieles an den Gebäuden verdorben, große Vorräte an Mehl und Getreide dahin. Der Vater schrieb sogleich an den Mühlebesitzer, Herrn Kunze, und bat ihn, Geld zu senden, damit alles wieder hergestellt werden könne. „Bezahlen nur Sie es inzwischen! ich bin im Augenblick nicht bei Geld," schrieb dieser zurück; „Sie erhalten alles mit den Zinsen wieder." Der Vater war froh, daß er gerade Geld da hatte und so seinem Brotherrn gefällig sein konnte. Es wurde aber alles viel teurer, als er sich gedacht, da er von dem Mühlenbau nicht viel verstand; und er mußte nach und nach fast all sein Vermögen dran geben, ohne daß er besondere Sicherheit dafür hatte.

Neue Gefahr.

So war unser kleiner Unstern samt den Seinen vom Wassertode errettet worden; er hatte beten lernen in der Stunde der Not; aber gehorsam sein, — das konnte er immer noch nicht und mußte dafür noch manch teures Lehrgeld zahlen.

Es kam nach der großen Flut ein gewaltig strenger Winter ins Land, eine ganz grausige Kälte, bei der nicht einmal die Felder durch Schnee geschützt waren. Der Bober, der Fluß, der die Mühle trieb, war steinhart gefroren, so daß die schwersten Wagen darüber fahren konnten; an dem Mühlwerk wurde das Eis immer fleißig weggeschafft, das hier rasch fließende Wasser fror nicht ganz zu, die Räder drehten sich in gleichem Lauf, auch der Sägemühle einförmiger Laut tönte fort und fort. Ottokar mochte ihr gar gerne zusehen und dabei sich Kerners Lied wiederholen, das er einmal gehört:

„Dort unten in der Mühle
Saß ich in stiller Ruh',
Und sah dem Wasserspiele
Und sah den Wellen zu.

Sah zu der blanken Säge,
Es war mir wie ein Traum;
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum."

Der Kleine litt nicht zu schwer durch die Kälte; zwar

machte er täglich seinen Marsch in die Schule, aber die Mutter hatte ihm ein wattiertes Röckchen, Pelzhandschuhe und eine Pelzkappe angeschafft; darin war er prächtig verwahrt und ließ sich's nicht anfechten, wenn die Schulbuben ihm: „Pelzmärtel, Butzemann!" nachschrieen. Vor dem Schulhaus war eine große Schleifbahn, auf der konnte der kleine Pelzmärtel hingleiten wie kein anderer.

Um von der Mühle ins Dorf zu kommen, ging man durch den langen Hof und weiter unten führte eine schöne breite Brücke über den Fluß; ganz nah an der Mühle war aber der sogenannte Schutzsteg, ein schmales, dickes Brett, über einen Arm des Bobers gelegt; darüber kam man viel schneller ins Dorf.

„Junge, laß dir ja nicht mehr einfallen, den Steg zu benutzen, wenn du zur Schule gehst!" befahl der Vater eines Morgens; „das Wasser, das immer heraufspritzt, gefriert; er ist so glatt, daß sich's die Mühlknappen nicht mehr getrauen, hinüber zu gehen."

„Ja Vater," sagte der Kleine.

Wie er am nächsten Morgen den Schulweg antrat, hatte er des Vaters Befehl nicht vergessen; aber er dachte noch mehr daran, wie das Schleifen vor der Schule so lustig sei, und wie's dazu nicht mehr reiche, wenn er den langweiligen Weg über die Brücke gehe.

„Ich bin ja gleich drüben," dachte er, „und der Vater wird's gerade nicht sehen." So ging er denn, sich verstohlen hie und da umsehend, auf den Steg zu, — gebetet hatte er vorher nicht.

Die ersten Schritte gingen gut; da plötzlich glitt er aus und stürzte in das reißende Wasser, — gerade vor dem großen Mühlrad, das sich drehte und drehte.

Nun wäre es zu Ende gewesen mit Leben und Lernen durch einen grausigen Tod: zerquetscht zwischen den Rädern! Gott wollte aber nicht, daß das Kind hier zu Grunde gehen sollte; mit dem wattierten Rock blieb der Kleine hängen am Nagel eines vorstehenden Brettes; ein Bauer, der eben Korn zur Mühle brachte, stürzte sich mutig in das Wasser, erfaßte den Knaben und brachte ihn ans Ufer.

Ottokar war völlig bewußtlos und konnte nur mit Mühe

wieder zum Leben gebracht werden. Eine schwere Entzündungskrankheit war Folge des Falles und der Erkältung, und statt zu schleifen und Schlitten zu fahren, mußte der unmüßige, kleine Bursch tief im Bett stecken.

Der Doktor hatte streng befohlen, vor ein paar Wochen dürfe der Kleine nicht aufstehen. Einmal aber war solch ein schöner, sonniger Nachmittag; die alte Frau Gukei aus dem Dorf, die auf ihn acht haben sollte, war eben weggegangen; im Hof drunten erhoben die Hühner und Gänse ein ganz absonderliches Geschrei, da war gewiß der wilde Spitz des Bauern Fuchs, der so oft zur Mühle kam, unter sie gefahren! Ein bißchen mußte er's doch sehen! Und wie er eben mit bloßen Füßen in seinem langen, dünnen Nachtkleidchen auf einen Stuhl hinaufstieg, um ans Fenster zu gelangen, — siehe, da kam der Herr Doktor herein!

„Was, Bursch, wer hat dir erlaubt, aufzustehen?" rief er.

„Niemand," gestand sehr erschreckt der kleine Sünder.

„Marsch in dein Bett und rühr dich nicht mehr!" kommandierte der Doktor, warf ihn keineswegs sanft hinein und deckte ihn tüchtig zu. „Gib acht, Bursch, du mußt's noch büßen!"

Ja, er hat's büßen müssen. Zu der Entzündung kam ein Schleimfieber, und der kleine Unmuß, der nicht acht Tage hatte ruhig im Bett bleiben wollen, mußte mehr als acht Wochen liegen.

Endlich, endlich konnte er doch aufsitzen; gute Bauernfrauen vom Dorf sandten ihm hie und da ein Stück Kuchen, sogar die zwei geistlichen Herren kamen, ihn zu besuchen; der evangelische schenkte ihm eine Schachtel Bleisoldaten, der katholische gar schöne, glänzende Schwanen mit Metallschnäbeln, die man mit einem Magnet im Wasserbecken herumziehen konnte; das war eine nette Unterhaltung! Der Herr Doktor, wenn er ihn auch tüchtig gezankt hatte, schenkte ihm doch den Robinson, den er noch von seinen Kinderjahren her hatte; darin las er stundenlang, und wenn sich's gleich der Robinson hatte müssen so sauer werden lassen, Ottokar wäre doch gar zu gern immer auf eine Südseeinsel hinausgefahren.

Er erzählte der Frau Gukei all das Schöne, das er gelesen, und noch ganz merkwürdige Geschichten dazu, die

er sich selbst ausgedacht, daß diese oft verwundert die Hände zusammenschlug und rief: „O du liebe Zeit, was ist das für ein gescheit's Bübel, und weiß so g'späßige Sachen!"

Es war Frühling, als endlich der Doktor erlaubte, daß er aufstehen dürfe.

O wie wohlig war's dem Kleinen zu Mut, als an einem ganz warmen, sonnigen Tag die Mutter ihn mit hinausnahm ins Gärtchen, wo schon grünes Gras sproßte und Veilchen blühten und Gänseblümchen! So schön war's doch noch nie auf der Welt gewesen! Und der Bäcker schickte sogar eine warme Brezel zur Festlichkeit.

Ob unser kleiner Unstern nun Geduld gelernt hatte, und Vorsicht und Folgsamkeit, — das müssen wir erst noch sehen.

Die Schaukel.

Viel Kameradschaft hatte Ottokar nicht, und es tat ihm oft bitterlich ahnd nach Wolfs Jan, der nicht, wie man ihm versprochen, mit zur Mühle gekommen war. Ins Dorf war's weit, und die Jungen dort mochten viel lieber mit gesunden, gerade gewachsenen Kameraden spielen; auch hörte der arme, kleine Bucklige manch hartes oder höhnisches Wort von ihnen, das ihm weh tat.

Da unterhielt er sich denn gern mit den Tieren auf der Mühle, und — wenn er auch sonst oft ein wilder und unartiger Bursch war — einem Tierlein hat er all sein Leben lang mit Wissen nicht weh getan.

So war er denn gut Freund mit allerlei Getier, selbst die schöne, weiße Katze, Ida von ihm getauft, war ihm anhänglich und folgte ihm auf Schritt und Tritt, was Katzen sonst nicht tun; ihm zulieb fraß sie einträchtig aus einer Schüssel mit dem Hunde Boncoeur und schlief neben ihm; sie lebten also nicht, wie sonst Hund und Katze. Jedes Mäuschen, das Ida gefangen, zeigte sie ihrem jungen Herrn und fraß es erst auf, wenn er sie vorher belobt.

Auch ein Rotkehlchen hatte Ottokar durch Futterstreuen so zahm gewöhnt, daß es ihm nachflog und aus seiner Hand fraß. Einmal scheuchte es ein Bauernknabe mit rohem Geschrei von Ottokars Arm, es flog auf eine Linde;

der Kleine sah ihm nach mit bitteren Tränen und dachte: „Nun kommt es nicht wieder". Siehe da! als er ins Haus ging, saß das Vögelchen auf seinem Kopf und ging mit zurück ins Zimmer.

Einen guten Freund unter den Menschen hatte Ottokar aber auch gefunden, Karl Hansen, den Sohn eines wohlhabenden Bauern im Dorf. Dem war's nicht langweilig, mit dem verkrüppelten Knaben zu spielen; er merkte bald, daß der schönere Spiele und Geschichten wußte als die wilden Dorfjungen; er hatte ihm ein paar weiße Kaninchen geschenkt, wie früher der Sohn des Großknechts, und mochte gern in die Mühle kommen und sich dort mit ihm umtreiben.

So saßen die zwei Knaben einmal wieder zusammen am Ufer des Flüßchens, plauderten und erzählten, aber — es war heut alles ein bißchen langweilig. Sie schauten das Wasser hinauf und hinunter, sie stupften mit ihren Stöckchen in den großen Fischkasten, der vorn im Flusse stand, in dem viele Krebse gefüttert wurden; aber Fische und Krebse sind stumm, mit denen ist nicht viel zu machen, und sie ließen bald wieder ab davon.

„Weißt was?" rief Ottokar auf einmal lustig.

„Nein, ich weiß nichts," sagte Karl verdrießlich.

„Da liegt ein prächtiges Brett," sagte Ottokar vergnügt, „das legen wir über den obersten der dort angehäuften Balken; ich sitz' hüben und du drüben, so haben wir eine Prachtsschaukel."

„Ja," meinte Karl etwas bedenklich, „'s wär' schon recht; ich mein' nur, die Alten werden's nicht wollen; du sollst dich ja immer in acht nehmen, da könnten wir Prügel kriegen."

„O, es sieht's kein Mensch, komm nur!"

Sehr bereitwillig half Karl das lange Brett über den Balken legen, und die Schaukel war fertig.

Ohne Furcht stiegen die Jungen hinauf und fingen erst sachte an zu schaukeln. „Aber hör," fiel dem Karl plötzlich ein, „Kantor Fiebig hat gestern gesagt, der liebe Gott sehe alles."

„Ja, mein Vater sagt's auch," erwiderte Ottokar bedenklich, „da müssen wir wohl wieder herunter."

Seufzend schickte er sich dazu an, da fiel Karl ein Ausweg ein: „Weißt du, als unser Knecht neulich so fluchte und die Marieliese zu ihm sagte, der liebe Gott werd' ihn dafür strafen, da sagte er: ‚O, der drückt auch manchmal ein Auge zu.' Meinst du nicht, wenn wir schaukeln, so sieht er am Ende gar nicht her?"

So jung er war, wußte Ottokar doch wohl, daß das nicht so war, — aber geschaukelt hätte er doch gar zu gern. „Nur sachte!" rief er, das kam ihm erlaubter vor.

Ja, zuerst ging's sachte, aber ein bißchen höher und noch ein bißchen konnte ja nicht schaden; es war herrlich, so in die Luft zu fliegen! Aber — plötzlich wich das Brett und hüben und drüben stürzten mit einem gewaltigen Plumps beide Knaben zur Erde.

Karl war mit einer tüchtigen Beule davongekommen; unser Unstern aber lag besinnungslos und erwachte erst nach einer Weile an einem heftigen Schmerz am Arm. „O, mein Arm, o, o!" schrie er laut und kläglich.

„Sei doch still!" wollte Karl ihn beschwichtigen, „das tut nichts, deinen Arm sieht man ja nicht; aber meine Beule, die muß man gleich bemerken."

Ottokar aber schrie fort und fort, dachte auch nicht mehr ans Verbergen und Verhehlen, als plötzlich der Vater vor ihnen stand. Er nahm ihn an der Hand, um den Arm zu besehen; da stieß der Junge einen so entsetzlichen Schrei aus, daß der Vater gleich vermutete, der Arm sei gebrochen.

So wurde nun schleunig der Heildiener, ein untergeordneter Chirurg, aus dem Dorfe geholt.

„Da sehn Sie doch, Herr Flink, was es mit des Kleinen Arm ist!" bat der Vater.

„Doppelt gebrochen ist er, und das noch an einer schlimmen Stelle," sagte Herr Flink, als er unter lautem Aufschreien des Kleinen den Arm untersuchte.

Also wieder gebrochen! O, du armer Unstern! es ist dir nicht übel zu nehmen, daß du so kläglich geschrieen; du wußtest ja schon hinlänglich, was es heißt, ein Glied zu brechen.

Der Vater war gehörig erschrocken und wollte gern der Mutter den ärgsten Schreck ersparen. An Vater Gott-

lobs Geschicklichkeit hatte er den größten Glauben; so ließ er von Herrn Flink den Arm nur zur Not in Schienen legen und verbinden, um die Reise mit ihm machen zu können, und bestellte einstweilen das Anspannen.

„Wo reiset ihr denn hin?“ fragte verwundert und erschrocken die Mutter, die eben aus dem Garten kam; „was ist's mit dem Kleinen? warum trägst du ihn?“

„Er hat sich nur den Arm verstaucht,“ sagte beruhigend der Vater, „da möcht' ich zum Vater Gottlob mit ihm, weil der's am besten versteht. Sei nur ruhig; und du, Ottokar, sei herzhaft und schrei nicht!“

Daß er reisen durfte, war schon einiger Trost und er ertrug standhaft die Schmerzen, bis sie gegen Abend in der alten Heimat an Vater Gottlobs kleinem Hause anfuhren.

„Na, Herr Oberamtmann, will sagen Herr Inspektor, schon wieder hier, und was ist's mit dem Kleinen da?“

„Er hat den Arm gebrochen.“

„Hab's ja gedacht, es sei nicht zum letzten Male; na, nur 'rein! sieh nicht so kläglich aus, Kleiner! 's ist ja nicht der Kopf!“

Schlimm genug war's aber, da Herr Flink den Arm falsch verbunden hatte; „'s läßt sich wieder machen,“ tröstete der Alte, „aber sechs bis acht Wochen muß er hier bleiben; wir können ihn zu Bäcker Millers in die Kost geben.“

„O, zur Patin Schulzin,“ bat flehentlich der Kleine; „weißt du, dann habe ich nicht so weit in die Schule.“

„Na, wollen sehen, ob sie dich nimmt.“

Zuerst wurde der Arm eingerichtet, wobei es ein großes Jammergeschrei gab; dann aber ging's zur guten Patin. Die tröstete ihren kleinen Ottokar und strich ihm die allerschönste Honigsemmel und bettete ihn weich und warm in die Wohnstube. Als er hörte, daß der Vater in der Stille fortgegangen sei, um sich und dem Kleinen den Abschied zu ersparen, weinte er sich erst aus; dann aber schlief er fest und tief, und als er erwachte und sich in der behaglichen Stube des guten Paten sah, und sogar auf dem Schrank in der Ecke den Honigtopf erblickte, da war sein kleines Herz wieder getrost, obgleich der Arm schwer, wie tot an seiner Seite lag.

Er erzählte redlich dem Paten, wie's gekommen mit seinem Unfall; „ich will in meinem Leben keine Schaukel mehr machen", versicherte er ihn.

„Ich will dir sagen, Bübel," sagte der Pate, „versprich du dir selbst und dem lieben Gott, daß du in deinem Leben nichts mehr tun wolleſt, von dem du innerlich spürst, daß du's nicht solltest! das wird besser sein."

Auch das versprach der Kleine in gutem Ernst. Ob er's gehalten? — das weiß der liebe Gott.

Neuer Wechsel.

Sieben Wochen vergingen beim Paten; der Arm war geheilt, wenn auch noch etwas schwach, und so gut die Honigsemmeln und Apfelmüslein der Frau Patin schmeckten, so war Ottokar doch auch herzensfroh, als er wieder heim durfte zu den Eltern und zu seinem Kameraden Karl. Er sollte aber nicht lange mehr bei ihm bleiben.

Ottokars Vater wurde die Leitung des Mühlengeschäfts oft recht sauer, da er nichts davon verstand; so war er denn sehr froh, als Herr Kunze, der Besitzer, eines Tages zu ihm kam und ihm vorschlug, als Verwalter auf sein Gut im Dorf Neſſuk zu ziehen, wo er zugleich das Amt eines Schulzen bekleiden könne.

„Mir ist's auch lieb," sagte die Mutter, als er es ihr mitteilte; „aber sag, hat Herr Kunze dir nicht auch das viele Geld wiedergegeben, was du für ihn ausgelegt haſt?"

„Kein Wörtlein hat er gesagt, und mahnen wollt' ich ihn nicht," sagte der Vater; „sei nur ruhig! er wird's schon noch bezahlen, er ist ja so reich."

So ging's denn abermals weiter und fort von den Mühlen! Ottokar grämte sich darum nicht; es war wieder etwas Neues, und an Neſſuk, sagte ihm der Vater, da fließe die Oder vorbei, ein großer Strom, der sich ins Meer ergießt, und auf dem große Schiffe fahren; das mußte prächtig sein!

Der Abschiedstag war ihm freilich betrübt, als alle Habe in Kisten gepackt auf großen Wagen stand; auf einen Planwagen, wie man's dort nennt, setzten sich Ottokar und die

Mutter; der Vater zu Pferd voraus, um den Weg zu zeigen. Eisenbahnen gab's dazumal noch keine dort.

Die Müller und Arbeitsleute der Mühle standen im Hofe herum, um Abschied zu nehmen. Freund Karl hatte sich ziemlich kurz verabschiedet; zufrieden mit der Schachtel Bleisoldaten, die Ottokar ihm zum Andenken verehrt, war er abgetrottelt. Die zwei guten alten Pfarrherren, Hand in Hand, kamen an den Wagen; der eine schenkte Ottokar noch ein schönes Geduldspiel und der andere brachte eine Tüte voll Bonbons. Sie wünschten ihnen Gottes Segen auf den neuen Weg. Der Vater bestieg sein Roß, die Mutter verhüllte ihr Gesicht ins Tüchlein, es war ihr so traurig zu Mute; Ottokar schaute neugierig hinaus in die weite, weite Welt.

Die Fahrt wurde ihm lang genug; doch war's eine vergnügliche Abwechslung, daß man einmal unterwegs abstieg und einkehrte im Gasthof „Zur guten Zeit", der am Wege stand. Die Frau Wirtin brachte delikate Pfannkuchen und gutes frisches Bier, und forderte noch dazu eine ganz billige Zeche. Recht erquickt stiegen die Reisenden wieder auf und weiter ging's! — wohin?

Nun zunächst nach Dorf Ressuk, wo sie in der Abenddämmerung ankamen, mitsamt ihren Wagen; sie hatten einen ganzen, vollen Tag gebraucht zu einem Weg von vier Meilen.

Einziehen in ihre neue Wohnung konnten sie aber nicht gleich; es hauste ein alter Herr darin, der ihre Ankunft noch nicht erwartet und keinen Raum für sie gemacht hatte.

„Aber wohin sollen wir denn?" rief ungeduldig der Vater.

„Nur sachte und stet!" sagte beruhigend der alte Herr; „daneben ist eine Wohnung, die dem Schiffer Kurz gehört, der hat Raum, Sie einstweilen aufzunehmen; da können Sir 'rein."

„Aber unsere Wagen, all unser Gerät, unsere Möbel!"

„Nur stet! die werden in die Scheune gestellt und eingeschlossen, da ist alles ganz sicher; nur sachte und ruhig!"

Der Vater mußte zufrieden sein, und Ottokar war's auch; gab es doch jetzt viel Neues, und am meisten freute

er sich, daß er hier Schiffe sehen sollte. Er hüpfte vor Freuden, so gut er's konnte, als des Schiffers Tochter ihm sagte: „Nun, kleiner Knirps, willst einmal ein Schiff sehen?" Ach ja, dachte er, ein Meerschiff mit einem Wald von Mastbäumen, mit stolz geblähten Segeln, mit prächtigen Kajütenräumen, vielleicht auch gar mit Kanonen!

Er kam zum Strande mit dem Mädchen. „Wo ist das Meerschiff?" — „Na, da sieh!"

Da lag ein Schiff, vielleicht viermal so groß als ein Fischerkahn, mit sehr geflickten Segeln, allerlei Gerümpel von alten Ruderstangen, Kisten und Fäßchen darauf, ein schmutziges Loch, das die Kajüte vorstellte! „Und das ist ein Meerschiff?" fragte er höchst niedergeschlagen. — „So, das ist dir erst nicht groß genug und hast doch noch keins gesehen?" sagte ganz beleidigt die Schifferstochter; „na, Knirps, geh nach Amerika, dann kannst du auf ein großes Schiff kommen!"

„Wirst noch manchmal ein Fischerboot finden, wo du ein Meerschiff erwartet hast; sei froh, wenn's nicht schlimmer kommt!" sagte der Vater, dem er seine Täuschung klagte. Es ist freilich noch schlimmer gekommen.

Der Brand.

Fünf Tage hausten sie bei Schiffer Kurz; die Mutter hatte großes Verlangen, in die eigenen Räume einzuziehen. „Nur stet!" sagte der alte Herr Peiker, so oft sie ihn antrieben. Endlich meldete er: „Na, morgen können Sie ja 'rin, weil Sie doch so ein Gehetz haben," und fröhlich sagte die Mutter Ottokar zur guten Nacht: „Morgen, mein Junge, schlafen wir wieder im eigenen Raume." — „Und unsere Sachen werden alle ausgepackt, auch Vaters Spieldose, und er läßt sie spielen!" rief der Kleine vergnügt. — „Freilich, alles geschieht morgen." Ja morgen!

Es war gegen Mitternacht; der Kleine lag in süßen Träumen, die ihn vergessen ließen, daß er nicht kräftig war und wohlgestaltet wie andere Kinder; da wachte er auf an einem ganz gewaltigen und fürchterlichen Ton, fast wie das Brüllen eines jungen Kalbes, nur viel lauter, viel schauerlicher.

„Was ist's, was gibts?" schrie es von allen Seiten.

„Das Feuerkalb!" tönte ein entsetzter Schrei; das war das Horn des Wächters, das dieser an sich trug, um im Notfall die Leute zu wecken. „Wo brennt's?" rief es schreckensvoll. Es brauchte keine Antwort; durch das Strohdach einer Scheune drang dichter Qualm und gleich darauf schlug eine mächtige Lohe zum Himmel auf. „Eine Feuersbrunst!"

Unter allem Rennen und Laufen und Schreien stürzte der Vater herein, nahm den kleinen Ottokar auf den Arm und eilte mit ihm hinaus auf den Anger, eine freie Wiese hinter den Häusern, wo er ihn niedersetzte und wieder fortrannte, um zu retten, was zu retten war.

Es brannte in Kutscher Jessens Scheune, dicht an dem großen Schuppen, wo die Wagen mit all dem Hab und Gut der Familie standen! Der Vater rief einige Arbeiter zusammen, um die Wagen herauszuschieben, — ja, wo waren die Schlüssel?

„Wir rennen das Tor ein!" rief ein unternehmender alter Arbeiter; die Wagen wurden glücklich herausgeschoben und auf den Anger gebracht.

Im Dorf aber war ein Rennen und Rufen und Laufen, ein Schreien von Menschen und Brüllen von Vieh, ein fürchterliches Wehen der roten Glut, ein Krachen einstürzender Häuser, fallender Ziegel und Balken, wie keiner es sich vorstellen kann, der nie eine Feuersbrunst gesehen. Wasser wäre genug dagewesen, aber es fehlte an Spritzen; die vielen Strohdächer verbreiteten das Feuer furchtbar schnell; das arme Vieh rannte brüllend herum und stürzte oft zurück in die Flammen. Dazwischen hörte man entsetzliche Drohungen: „Wenn man nur wüßte, wer's angezündet hätte, den müßte man gleich ins Feuer werfen!" Zum Glück wußte niemand, wer der Täter war; nach Jahren erst wurde kund, daß Drescher in der Scheune aus Unvorsichtigkeit eine Laterne umgestoßen und im Schreck versäumt hatten, gleich zu löschen.

Auf den Anger wurde viel geflüchtet, oft das Unnötigste. Ottokar konnte nicht ruhig bleiben, er wollte auch retten helfen. Er eilte ins Haus zurück, — in der Küche stand

eine gewaltig große Schüssel mit künstlichen Figuren bemalt, die noch von den Urgroßeltern des Schiffers herstammte und hoch gehalten wurde. Die faßte der Kleine mit beiden Händen und schleppte, was er konnte, glücklich, daß er doch etwas helfen könne; eifrig rannte er zur Türe, die riß aber eben der Fischer auf, stieß an den Kleinen, der schöne Napf stürzte zu Boden und zerbrach in tausend Stücke.

„O, o, der schöne Napf! ich hab' ihn ja gerettet!" rief der Kleine.

„Na, laß du man das Retten sein!" sagte der Schiffer, „gib dich nur zufrieden! ob die Schüssel verbrannt ist oder zerbrochen, ist einerlei; geh du mit meinen Kindern auf den Anger; da hütet die Sachen, die draußen sind, helfen könnt ihr doch nichts!"

Da saßen die Kinder in der schaurigen Nacht und sahen wie die Flamme zum Himmel schlug, wie da und dort ein Haus zusammenstürzte, hörten überall herzzerreißendes Jammern und Rufen. Endlich wurde es stille, und todmüde fielen sie auf Päcken alter Kleider in einen schweren Schlaf; als der Tag anbrach, beleuchtete die blasse Sonne nur die Schutthaufen, in welche das ganze, stattliche Dorf zusammengesunken war.

Rückkehr.

Bei den Mühlen in Großfeuer stand ein stattlicher, schöner, großer Nußbaum, mit einer Bank darunter; da ruhten gerne die zwei Alten, der katholische Priester und der evangelische Pfarrer, von ihrem täglichen Spaziergang aus und schauten hinaus auf die Landstraße. Auch heute blickten sie zusammen auf den Weg, den letzte Woche ihre Freunde gefahren waren.

„Wie's wohl unserem Inspektor geht?" sagte der katholische Herr.

„Was kommt da für eine Fuhre?" fragte der evangelische.

Ja, da fuhr ein Bauernwägelein an, das noch aufzutreiben gewesen war in dem abgebrannten Dorfe; darin saßen die Freunde mitsamt dem kleinen Ottokar, verstört

und betrübt, und hinter ihnen fuhren langsam die Wagen mit ihrer Habe.

„Aber, um Gottes willen, sind Sie's denn?"

„Ja, wir sind's," sagte der Inspektor, als er mit der Mutter und dem Kleinen abgestiegen war; „wir haben in Nessuk kein Plätzchen mehr, wo wir unser Haupt niederlegen können." Und er erzählte den teilnehmenden Freunden all das Unglück der Brandnacht. „Da bin ich denn wieder, ein heimatloser Mann," schloß er; „ein Wunder, daß doch unsere Effekten nicht verbrannt sind."

„Gestohlen ist genug worden," seufzte die Mutter. — „Was denn alles, Mutter? nicht wahr, mein kleiner Stuhl?" fragte Ottokar kläglich. — „Ja und dein Spinnrocken (der Kleine hatte auch spinnen gelernt) und des Vaters schöner Pelzrock und — — — die Spieldose!"

Die Spieldose! Das war der größte Jammer für den Kleinen und tat dem Vater selbst leid genug; sie war ein Geschenk des Herzogs gewesen, dem der hohe Herr noch sein eigen Bildnis hatte einfügen lassen; nur an besonders festlichen Tagen hatte der Vater sie hervorgeholt und spielen lassen, und Ottokar meinte, sicherlich können die Engelein im Himmel nicht schöner musizieren, als Vaters Spieldose — auch die war fort! Das war dem armen Jungen schmerzlicher als aller Jammer und Schaden; er hat Vaters Spieldose sein Leben lang nicht ganz verschmerzen können.

So wohnten sie denn einstweilen wieder in der Mühle, obgleich der Vater kein bestimmtes Geschäft dort hatte. Ottokar war es zufrieden.

Bei seiner alten Mühle
Saß er in stiller Ruh',
Und sah dem Wasserspiele
Und sah den Wellen zu.

Er freute sich an den stattlichen Mühlrossen, die mit Schellengeklingel den großen Wagen hereinzogen; er ergötzte sich mit Freund Karl an dem schönen Geflügel und an den Enten im Mühlbach; er durfte hie und da mit den zwei Pfarrherren einen Spaziergang machen, wenn's auch



V, 3

Mit Schreien und Lachen entdeckte die Magd den Schaden zuerst.
(S. 73.)

ein bißchen langsam bei ihm ging. Nur mit dem Lernen wurde es auf der Mühle nicht viel; die Mutter überhörte ihn zuweilen Lieder und Sprüche und der Pfarrer lateinische Wörter — das war der ganze Unterricht.

Nochmal nach Ressuk.

Und abermals zum Wanderstab! Herr Kunze sandte Botschaft, das abgebrannte Haus in Ressuk sei neu gebaut, sie sollen nur einziehen. Dem Kleinen war's nicht leid, wieder zu wandern; er kehrte gern nach Ressuk zurück und nahm leichten Herzens Abschied von den freundlichen Pfarrherren.

Das neue, schöne Haus, auf das er sich so gefreut hatte, war freilich noch nicht ganz fertig, der Vater hatte viele Mühe und schwere Kosten, bis es gebaut; Herr Kunze, der Besitzer, versprach ihm seine Auslagen reichlich zu ersetzen, er solle nur einstweilen alles bezahlen.

Ottokar wurde nun jeden Morgen in die nahe Stadt zur Schule gebracht; da wollte es zuerst nicht recht voran. Aber wenn er sich auch von seinen Kameraden mußte Knirps nennen lassen, bei den Kleinen mochte er doch nicht gern sitzen; so gab er sich denn tüchtig Mühe und konnte bald mit seinen Altersgenossen fortmachen.

Fleißig war er, unser armer, kleiner Unstern; aber ein Musterschüler war er darum doch noch nicht; er war allzeit voll Schwänke und loser Streiche, und wenn er mit seinem verkümmerten Körper nicht viel anstellen konnte, so gab er den anderen an, sie auszuführen.

Bösartige Streiche sind's nicht gewesen; es wurde etwa dem Stock des Lehrers eine Papierkappe aufgesetzt und ein altes Maskengesicht mit grimmiger Miene darunter gebunden, oder man nahm den kleinen Mädchen, die unten in der Strickschule waren, ihre Hütchen aus dem Vorzimmer und steckte alle auf die Pfähle in Schulmeisters Garten, also daß großes Wehklagen unter der kleinen Schar entstand. Die Jungen mußten sie selbst wieder holen; wenn sie dann auch alle schrieen: „Der Knirps ist schuld, der Knirps hat's uns angewiesen!" so geschah ihm doch nicht zu viel; die Lehrer hatten Mitleid mit dem verkrüppelten

Knaben und mochten ihn gern leiden, weil er fleißig beim Lernen war. Sie wußten noch nicht, wie gründlich dem armen Unstern der Übermut würde ausgetrieben werden.

Am Bettelstab.

Der Kleine merkte nicht viel von den Sorgen, die seine Eltern bedrückten; nur hie und da, wenn die Mutter zum Nachtgebet an sein Lager kam und er ihre Augen feucht sah, fragte er: „Was hast, Mutter? hab' ich was getan?" — „Nein, mein Büblein," sagte sie dann, „sei nur ruhig! ich gräme mich vielleicht unnötig." — „Gelt, wenn der Herr Kunze kommt, so kriegen wir viel, viel Geld?" fragte er beruhigt. — „Ja, ja, ich hoffe," sagte die Mutter; aber sie konnte nicht ganz ruhig sein.

Eines Tages kam nun auch richtig Herr Kunze angefahren in einem schönen Wagen mit Schimmeln. Ottokar erfreute sich sehr an der Kutsche und schaute sorgfältig, ob man nicht auch einen Geldsack mit ablade; den sah er aber nicht.

„Nun, da ist ja alles prächtig im stande, lieber Herr Fliedner," sagte der Eigentümer sehr freundlich; er lobte und bewunderte jede neue Einrichtung. Als der Inspektor glaubte, er werde jetzt sein ausgelegtes Geld erhalten, kam Herr Kunze statt dessen mit einer Bitte: er solle ihm nur einen kleinen Schuldschein als Bürge unterzeichnen, nur für fünfzig Taler, die er bezahlen sollte und im Augenblick nicht bei sich habe; es werde dann in nächster Zeit alles geliehene Geld miteinander zurückerstattet.

Gerne hat's der Inspektor nicht getan; doch wollte er's Herrn Kunze, den er ja als reichen Mann kannte, nicht abschlagen, und der dankte ihm herzlich und freundlich dafür. Die Mutter war in die Seele hinein erschrocken, als sie von der Unterschrift hörte, doch wollte sie ihrem Mann keine Vorwürfe machen. Das versprochene Geld kam nicht; da aber auch niemand die fünfzig Taler forderte, so getrösteten sie sich, die wenigstens werde er wohl selbst bezahlt haben.

An einem Sonntagmorgen, als Ottokar vergnügt in seinem neuen Jäckchen, obgleich der arme Junge in keinem schön war, am Fenster saß und in einem Lieblingsbuche las, kam ein fremder Herr vorgefahren und wünschte den Vater

zu sprechen. „Mein Mann ist diesen Morgen zur Stadt gefahren," sagte die Mutter, „er kommt wohl bald zurück. Sie kommen doch nicht wegen der fünfzig Taler des Herrn?"

„Nein, wegen fünfzig Talern ist es nicht."

Wieder beruhigt bot die Mutter dem Herrn Bier und ein belegtes Butterbrot an; der Kleine betrachtete neugierig seine schöne Uhrkette mit Berlocken dran: sie ahnten nicht, daß das ihre letzte gute Stunde war.

Bald kam der Vater und ging mit dem Fremden in sein Zimmer.

Nicht fünfzig Taler waren es, die dieser verlangte; aber er legte ihm ein Papier vor, unter dem Fliedners Unterschrift stand, und fragte, ob diese echt sei. „Jawohl, es ist ein Schein, den ich auf Herrn Kunzes Bitte für ihn unterschrieben habe."

„Es ist der Bürgschein, in dem Sie versprechen, fünfzehnhundert Taler zu bezahlen."

„Das ist nicht möglich!" schrie der Vater, „ich habe für fünfzig unterschrieben und es war das zu viel!"

„Es ist so," sagte der fremde Kaufmann. „Kunze ist bankrott und ist entflohen. Sie haben mit unterschrieben, Sie müssen bezahlen, und wenn Sie es nicht können, so muß ich Sie auspfänden lassen."

Ob Kunze dem arglosen Fliedner damals ein anderes Blatt künstlich unterschoben, ob er die Summe später erst darauf verändert hatte, — das ließ sich nicht mehr ermitteln; er selbst hatte zu Geld gemacht, was er konnte, und war in die weite Welt gegangen. Das eine nur wußte der Vater, daß er ein unglücklicher, ruinierter Mann war, und daß er durch sein leichtgläubiges Vertrauen auch die Seinigen ins Elend gebracht hatte.

Alles Streiten, alles Prozessieren und Protestieren gegen diesen furchtbaren Betrug half nichts. Acht Tage nachher kam der Exekutor, der, da kein Geld vorhanden war, der unglücklichen Familie alles verkaufte; nur das Nötigste wurde ihnen gelassen. Mit stummem Jammer sah der arme Kleine, wie all die schönen Sachen, Sofa, Stühle, Schränke, Spiegel und Bilder verkauft und fortgetragen wurden; da saß er auf dem kleinen Stuhl, den der Vater

nach der Feuersbrunst ihm hatte neu machen lassen, seine Schulbücher und Gellerts Fabeln auf dem Schoß, damit man ihm die nicht auch nehme. Den Vater erblickte niemand; die Mutter todesbleich mit verweinten Augen sah hie und da nach ihrem Büblein, das immer wieder ängstlich fragte: „Aber warum ist's denn so, Mutter? warum sind denn die Leute so bös und nehmen uns alles?" — „Ich weiß nicht, Kind, o, ich weiß nicht!" jammerte sie, „der Herr erbarme sich unser!"

Der Vater konnte all den Jammer mit dem schweren Bewußtsein, daß er, wenn auch ohne sein Wollen, ihn verschuldet, nicht überstehen. Er wurde wahnsinnig und endete selbst sein Leben in diesem Zustand. Für Bruder Theodor wurde eine Freistelle herausgeschlagen auf dem Gymnasium, wo er war; mit Ottokar bezog die Mutter ein Dachkämmerlein im Dorf. Sein Stühlchen und seine Schulbücher schleppte er selbst mühsam hinauf; so waren sie denn am Bettelstabe.

„Armer Ottokar!" hatten früher die Leute manchmal geseufzt, wenn sie den Knaben mit seiner verkümmerten Gestalt inmitten gesunder, lebenskräftiger Kinder hatten sitzen sehen; da war er aber doch das Söhnchen des angesehenen Herrn Inspektors gewesen, durfte lesen, lernen und spielen, wie sein Herz verlangte, im Garten oder am blumigen Mühlrain sitzen, hatte gute Kleider und gutes Essen in Hülle und Fülle.

„Armer Ottokar!" hätten sie jetzt erst seufzen können, wenn sie den Kleinen gesehen haben würden in dem engen Dachkämmerlein, wo an dem einzigen Fenster die Mutter saß und emsig stickte und strickte für Geld, und er auf seinem Stühlchen Werg zupfte für einen Seiler. Wenn er recht fleißig war und von Mittags zwei Uhr bis zum späten Abend ununterbrochen fortzupfte, so konnte er in zwei Nachmittagen zwölf Pfund fertig bringen, und dafür bekam er — einen ganzen Silbergroschen.

Das war nun nicht viel, und doch war's eine Hilfe für die arme Mutter. Wie sie's angegriffen mit dem Wenigen, das sie neben den häuslichen Geschäften mit Handarbeit verdienen konnte, sich und das Büblein zu erhalten, das begreift Ottokar bis heute noch nicht; aber gelebt haben sie, und er hat nie Hunger leiden dürfen. Ob

er beim trockenen Schwarzbrot und den Suppen, die die Mutter kochte, nicht manchmal an die belegten Butterbrote, die Braten und Kuchen aus früherer Zeit mit Seufzen gedacht, — das weiß ich nicht; aber geschmeckt hat's ihm und ist ihm trotz des mühseligen Wergzupfens nicht alle Lebenslust vergangen.

Die Stadtschule konnte er nicht mehr besuchen; zum Gehen war es zu weit für ihn, und es war kein Wagen mehr da, ihn hinzuführen. Pate Schulze und seine gute Frau lebten nicht mehr; so ging er denn alle Vormittage in die wohlfeile Dorfschule in Nessuk zu Herrn Senfft.

Herr Senfft war kein gelehrter Schulmeister, in einem Seminar gebildet; er war ein alter Soldat, der in den Befreiungskriegen seine linke Hand verloren, und dem man nun, um ihn zu versorgen, den Schuldienst verliehen hatte.

Er hielt mit seinem einzigen Arm auch gute Zucht und Ordnung unter seinen Jungen; mehr lehren als er selbst wußte, konnte er freilich nicht, und das war nicht erstaunlich viel. Ottokar, der in der Stadtschule bessere Lehrer gehabt und dem seine Mutter, so gut sie's konnte, Abends ein bißchen nachhalf und ihn überhörte, wurde bald der Primus in der Schule und er, der arme Junge, der verwachsene Knirps, kam zu einem Ansehen unter den anderen, wie's ihm niemand zugetraut hätte.

Große und starke Bengel sind gerade nicht immer die Besten in der Schule, und gar manchmal kam einer, wenn der Schulmeister draußen war: „Du, Fliedner, hilf mir bei meiner Rechnung!" — „Da, kleiner Buckelorum, korrigier mir meine Rechtschrift ein bißchen!" Ottokar, stolz, daß die großen Jungen von ihm etwas begehrten, half gern nach; sie ließen ihm dagegen nichts geschehen von anderen, und da in dem Kleinen auch noch Mutwillen genug steckte, um in der Stille manche lustigen Streiche und Possen auszuhecken, so galt er doch etwas unter den Kameraden.

Bruder Theodor.

Bruder Theodor hatte geschrieben, daß er nicht mehr auf dem Gymnasium bleiben könne; die anderen Jungen verhöhnen ihn in seinen dürftigen Kleidern, und in der

neuen Klasse, in die er nun käme, brauche er Bücher, die er sich nicht anschaffen könne. Was man mit ihm anfangen solle, darüber konnten die Mutter und der Vormund, den man den Kindern gesetzt, nicht recht eins werden. So schrieb ihm die Mutter: „Komm Du einstweilen zu mir, lieber Sohn! wir werden dann sehen, was sich machen läßt; ohne Geld ist's freilich schwer, einen Beruf zu finden." So kam denn zu Ottokars großer Freude Bruder Theodor nach Haus.

„Na, und was möchtest werden, Junge?" fragte der Vormund; „'s muß etwas sein, was kein Geld kostet, denn das hast du nicht."

„Seemann!" rief Theodor mit glänzenden Augen; er hatte in Stettin die stattlichen, großen Schiffe gesehen, wie sie mit blähenden Segeln, mit wehenden Flaggen und stolzen Masten hinausfuhren ins weite Meer, und er dachte sich's prächtig, so mitsegeln zu können über die große, tiefe See.

„So, so, na, das ist nicht so plaisierlich, wie du dir vorstellst," meinte der alte Vormund, „probieren kannst's aber immerhin. Aufs Meer geht's just nicht gleich; aber Schiffer Kurz nimmt dich wohl in die Lehre; da kannst mal sehen, wie dir das Leben im Schiff gefällt."

So nahm ihn denn Schiffer Kurz, der auf einem der größeren Oderkähne mit Waren nach Stettin hin und her fuhr, als Schiffsjunge in seinen Dienst.

Ach, das war ein bitterer Vorgeschmack von den Herrlichkeiten des Seelebens! Harte, schwere Arbeiten für Theodor, der, wenn auch hübsch gerade gewachsen, doch ein feingebautes Bürschlein war; rohe, barsche Behandlung mit Flüchen, Püffen und Scheltworten. Schiffer Kurz, der gerade kein böser Mann war, meinte, das sei nun mal eben so beim Schiffervolk. Da er die schwere Arbeit nicht versehen konnte, so sollte er kochen. Ja, kochen! das Bürschlein, das seither nur gegessen, was man ihm angerichtet hatte! Der Unterricht in der edlen Kochkunst war überaus kurz und bündig.

„Was soll ich denn heute kochen?" fragte Theodor, indem er mit etwas trostlosen Augen den großen, rußigen Eisentopf betrachtete.

„Na, mach Hirsensuppe!"

„Wie kocht man die?"

„Dummer Esel! das weißt du nicht? Läßt das Fleisch fast gar kochen, dann schüttest Hirse 'rin."

„Wieviel Hirse?"

„Schafskopp! bis genug ist."

So wachte denn der ehemalige Sekundaner sorgfältig, bis das Fleisch fast gar war; dann schüttete er „Hirse 'rin bis genug war", das heißt, bis der Topf voll war, und freute sich, daß es so schön kochte.

Die Hirse aber quoll auf und quoll auf, das Wasser lief heraus, die Hirse wurde ein dicker Papp, der zuletzt noch anbrannte und ungenießbar wurde; der arme, junge Koch erntete nur Prügel für seine Kunst.

So war ihm denn bald durch die rohe Behandlung das Schiffswesen entleidet; aber als er nach Stettin kam und dort die stattlichen Schiffe liegen sah, da dünkte es ihm doch wieder gar schön und wunderbar, auf solch schwimmendem Hause ins Meer hinaus zu segeln.

Unweit von Kurz' Schiff lag ein französischer Kauffahrer; dorthin ging seine Sehnsucht, dorthin gelang's ihm auch zu entrinnen mit Hilfe des zweiten Steuermanns, den er hatte kennen lernen und der eine Freude an dem Bürschchen hatte, das ordentlich Französisch sprach. Er floh bei Nacht und Nebel und sah sich am Morgen an Bord des prächtigen Schiffes.

Aber ach, seines Bleibens war nicht lange! Schiffer Kurz hatte die Flucht bemerkt, er teilte es dem Kapitän mit, der keinen entlaufenen Jungen mit sich nehmen wollte; der arme Theodor wurde zurückgebracht und so gut gehütet, daß an keine Flucht mehr zu denken war.

Vom Schiffswesen wollte er gar nichts mehr wissen und kam schweren Herzens zu der armen Mutter heim, die nun keinen Rat wußte.

Doch geht immer wieder ein Türlein auf, selbst im Hause, wo ein Unstern wohnt! Theodor hatte in der Schule stets zu den guten Zeichnern gehört, wenn er auch manchmal mit seiner Kunst Unfug getrieben und seine Mitschüler in allerlei Gestalten auf die leeren Seiten seiner

Argumentenhefte gemalt hatte. In einer nahen Fabrik wurde ein junger Mensch gesucht, der zeichnen könne; dazu taugte er viel besser als zum Matrosen. Er wurde angenommen und verdiente sogar jetzt, wo er noch Lehrling war, einen Taler, später zwei in der Woche.

Recht müde freilich wurde der arme Bursche, fast so müde als auf dem Schiff, wenn er Hirsebrei gekocht, denn die Arbeit ging von fünf Uhr Morgens bis Abends sieben. Sein Mütterlein pflegte ihn, wenn er heim kam, so gut sie konnte; an Sonntagen unterrichtete er sogar noch seinen Kleinen, und wenn's auch nicht allezeit friedlich herging in der brüderlichen Lehrstunde, so blieben sie doch gut Freund, da der Kleine großen Respekt vor der Gelehrsamkeit seines Älteren hatte.

Ein Schulstreich.

Es war gegen den Schluß des Winters; tiefer Schnee lag ringsum, nahe am Schmelzen, so wie er sich am besten schickte zu Schneeballen und Schneemännern. Da wurde die Hochzeit eines reichen Bauernsohnes gefeiert, dessen Haus ziemlich fern von den anderen lag. In der „guten Stube" des Hauses zu ebener Erde wurde das Hochzeitsmahl gehalten, und ringsum standen dicht gedrängt an den Fenstern sogenannte „Brautschauer", junge und alte, neugieriges Volk, welches den Schmausenden in den Mund schaute, die sich das auch gefallen ließen, da es so herkömmlich gewesen war seit alter Zeit.

Auch der Knirps war darunter, und da er das bloße Zuschauen bald langweilig fand, fiel ihm eine Idee zu einem Streich ein, die er alsbald den Kameraden mitteilte, welche mit Lust darauf eingingen. Er selber konnte nicht bei der Ausführung helfen, er mußte Abends beizeiten zu Haus und im Bette sein; andere aber, die mehr freie Pirsch hatten, vollbrachten gegen Morgen, als die ganze fröhliche Hochzeitsgesellschaft sich zur Ruhe begeben hatte, die schwarze Tat, die der kleine Knirps ausgesonnen hatte. Die Haustüre war offen geblieben; so hatten denn die Schlingel eine Masse Schnee hereingeschleppt und dicht vor der Türe der guten Stube, dem Haupteingang für alle anderen Zimmer,

ein gewaltiges Paar aus Schnee aufgebaut; dem Mann hatten sie einen alten Mantel umgehängt, einen Zylinder aufgesetzt, den sie irgendwo auf dem Schutthaufen gefunden, einen Stock in den erhobenen Arm und eine Tabakspfeife in den Mund gegeben; für die Frau hatten sie eine alte Jacke aufgetrieben und ihr einen lumpigen Strohhut, eine sogenannte „Kiepe", aufgesetzt.

Als nun am Morgen die gute Stube gereinigt werden sollte, siehe, da konnte niemand herein noch hinaus; mit Schreien und Lachen entdeckte die Magd, die vom Boden kam, den Schaden zuerst; durch Seitentürlein kam nach und nach die Familie herbei und betrachtete lachend und schimpfend das wunderliche Ehepaar. Der alte Bauer lachte zu allem Schreck; die Bäuerin tobte gewaltig, daß ihr schöner Hausflur so beschmutzt und durchnäßt wurde, ließ auch alsbald das Ehepaar wegschaffen, so daß der mutwillige Ottokar nicht einmal sein angestiftetes Werk sehen durfte.

„Soll mich wundern, wenn's nicht der Knirps, der Fliednern ihr Bub' angerichtet," meinte die Magd; „der steckt hinter allem Unfug."

Noch ehe Ottokar aufgestanden war, stand schon die Mutter vor seinem Bett. Sie sah gar nicht belustigt aus, als sie ihn fragte: „Hast du die Jungen angestiftet, daß sie vor Bauer Grundskes Türe einen Schneemann gesetzt?"

Lügen wollte Ottokar nicht, obwohl er auf Strafe gefaßt war; die Mutter aber sah ihn nur traurig an und gab ihm, als er zur Schule ging, ein Brieflein an Herrn Senfft mit. Ihm war es im Augenblick am meisten leid, daß er die Schneeleute nicht sehen konnte, und unterwegs fielen ihm schon wieder andere Streiche ein.

Dem Herrn Senfft aber, der bereits von der Geschichte gehört hatte, war's gar nicht spaßhaft zu Mut, und der Mutter Brieflein stimmte ihn nicht gelinder.

„So, Musjeh," donnerte er den verblüfften, kleinen Missetäter an, „meinst, weil du der Erste bist, du dürfest auch der Anführer sein zu allem Unfug? hinunter sollst auf die allerletzte Bank, und die Schlingel mit, die deine Streiche ausführen; setzt ihm die Eselskappe auf! die muß er tragen, so lang, bis er Bauer Grundske selbst um

Verzeihung gebeten hat. Da wird er denn auch die nötigen Prügel einholen; mich strengt das in meinem Alter zu sehr an, denn da müßt' ich euch alle durchhauen, die ihr mitgetan habt; bei euch anderen können's die Väter daheim versehen."

So mußte denn Ottokar hinunterziehen von seiner Primusstelle und mußte sich die graue Papierkappe, drauf ein paar gewaltige Eselsohren mit Tinte gemalt waren, aufstülpen lassen; das Gelächter der anderen darüber demütigte und betrübte ihn viel ärger, als die schmerzlichste Züchtigung getan hätte.

Diese schimpfliche Bestrafung, die Herr Senfft in seiner Schule aus alter Zeit noch beibehalten hatte, konnte er nicht lang ertragen, lieber sich totprügeln lassen von dem erzürnten Bauern! Gleich in der Schulpause warf er seine Mütze ab und rannte, so schnell es sein schwächlicher Körper zuließ, alsbald zum Bauern Grundske, dem er atemlos unter Tränen, die freilich weniger aus Reue als aus dem Gefühl der Demütigung flossen, bekannte, daß er der Anstifter der Missetat sei, in banger Erwartung, daß der stämmige Bauersmann alsbald zum Stock greifen und ihn wenigstens halbtot schlagen werde.

Es wurde aber nicht so schlimm. „Na, Kleiner," sagte der Bauer mit mitleidigem Lachen, als er auf das verkümmerte Figürchen herunterfah, „meinst, du müssest eben auch ein Pläsier haben, weil du nicht selber Unfug anstellen kannst; denk du ein andermal was Gescheiteres aus, als wie du die Leute erzürnen kannst! Geh nur heim und sag dem Schulmeister, ich meinerseits hab' dir verziehen! 's Prügeln trägt's nicht aus bei so einem kleinen, buckligen Gesellen; armer, kleiner Kerl, bist geschlagen genug! da hast was!" — Und der gutmütige Bauer ging hinein, holte geschwind, ehe sein Weib es merkte, ein großes Stück Hochzeitskuchen, den der Kleine gestern nur von fern mit verlangenden Augen betrachtet hatte, und steckte es ihm in die Hand.

So edel und großmütig wie Bauer Grundske war dem kleinen Ottokar in seinem Leben noch niemand erschienen; jetzt erst kamen ihm Tränen wahrhafter Reue, daß er einem

so braven Mann hatte einen Schabernack zugefügt; von nun an wäre er für den Bauern durchs Feuer gegangen.

Die Eselskappe wurde weggelegt; auf dem unteren Platz aber mußte Ottokar bleiben, obwohl er gewiß gehofft hatte, das werde nur für einen Tag dauern. Das erbitterte den Kleinen, in dem noch ein gut Teil Trotz und Hochmut steckte, und machte ihn unmutig zum Lernen; auch die anderen, die in gleicher Strafe mit ihm waren, stiftete er auf: „Wenn wir doch unten sitzen sollen, so brauchen wir auch nichts zu lernen!“ — So tat er nur das Allernötigste, half den anderen nicht mehr bei ihren Arbeiten, und es ging in der Schule herzlich schlecht. Wie unrecht er tat durch solch bewußte Faulheit und Lässigkeit, nicht nur an seinem alten Lehrer, sondern auch an sich selbst, das bedachte Ottokar freilich nicht. Es regt sich bei Knaben so früh das Selbstgefühl, der Drang nach Macht, sie suchen ihn auf alle Weise zu befriedigen; die königliche Macht, welche auch ein Kind schon hat, die Eltern und Lehrer glücklich zu machen, einfach, indem es tut, was es kann, die begreifen und benützen sie selten.

Reue und Umkehr.

Ottokar machte in seinem mutwilligen Nichtstun fort, obschon das Examen herannahte, bei dem Herrn Senfft so viel daran lag, seine Schule in gutem Stand zu zeigen. „Nun soll er's haben, daß er mich hinuntersetzt!“ dachte er trotzig.

An einem Mittwochnachmittag saß der Kleine allein an seiner Garnspule, die Mutter war zur Stadt; das Spulen ward ihm gar langweilig, auch sonst war ihm nicht recht wohl zu Mut, er wußte selbst nicht warum; es war das böse Gewissen über seine Faulheit in der Schule, aber er merkte es noch nicht. Da klopfte es an die Tür, und herein trat — Herr Senfft in eigener Person.

Das war eine verwunderliche Erscheinung! Ottokar hatte ihn noch nie anders denn als den gestrengen Monarchen in der Schule oder etwa in der Kirche gesehen; in seiner Mutter Stube, — das dünkte ihm unerhört. „Der wird mich schön verklagen wollen bei der Mutter!“ dachte

er, „und nun er mich ganz allein hat, was wird er mir da erst tun!“ und er sah den Lehrer scheu von der Seite an, vergaß auch, ihn nur zu grüßen.

Der Schullehrer aber sah gar nicht aus, als ob er ihm etwas tun wollte; er setzte sich dem Kleinen gegenüber und schaute ihn mit so traurigen Augen an, daß es dem ganz wunderlich ums Herz wurde. Er hatte, auch in seinen guten Schultagen, den Lehrer meist nur mit gestrenger Amtsmiene gesehen.

„Hör, mein Jung',“ fing dieser an, „ist dir Unrecht geschehen, wenn ich dir eine Strafe gegeben für deine Unarten?“

„Nein,“ stammelte Ottokar halblaut.

„Ist's recht von dir und macht das dein Unrecht gut, wenn du jetzt zornig bist und trotzig und stiftest die anderen auf, daß sie auch nichts mehr tun? Wenn dir's nicht schaden würde, meinst du denn, es sei keine Sünde, einen alten Mann, dem sein Amt so schon schwer genug ist, alle Tage zu erzürnen, daß er sein schmales Brot mit Ärger ißt und zuletzt vor der Zeit in die Grube kommt?“ Ottokar wurde traurig, so hatte er sein Betragen noch nie angesehen.

„Ich will nicht davon reden, mein Junge,“ fuhr der alte Schulmeister fort, „daß jetzt demnächst das große Examen ist; daß die pädagogischen Herren eine Prämie ausgeschrieben haben von zehn Talern für den Lehrer, in dessen Schule das beste Examen gemacht wird, und daß ich gehofft habe, wenn ihr euch tüchtig haltet, so könnte ich die bekommen — ich will nichts davon sagen, wenn auch mein Rock fadenscheinig ist und meine Besoldung nicht mehr reicht für neue Stiefel: ich will dich nur fragen, ob du nicht meinst, es könnte dich in deiner letzten Stunde reuen, wenn du deinem Lehrer so mutwillig das Leben sauer gemacht hast?“

Die milden Worte des alten Mannes drangen dem Knaben tief ins Herz; er konnte nicht sprechen, als er unter Tränen ihm seine Hand darbot. Herr Senfft sah aber, daß es dem Knaben jetzt aufrichtig leid tat, und er schritt, ohne weitere Worte zu machen, eilig die Treppe hinunter.

Mit ganz anderem Sinn und Mut ging Ottokar am

nächsten Morgen in die Schule; die Jungen verhöhnten ihn zuerst, als es mit einem Male in seinen Lektionen wieder prächtig vorwärts ging. „So, willst dich wohl dran machen, daß der Alte dich wieder hinaufsetzt beim Examen?" — und er fand, daß es viel leichter ist, in einen Fehler hinein- als wieder herauszukommen. Da er aber doch immer Einfluß auf seine Kameraden gehabt, gelang's ihm nach und nach, ihnen auch Lust zu machen, sich zu regen, damit die Schule noch vor dem Examen in guten Stand komme. „Und denkt nur, wenn wir recht gut bestehen, so kriegt der Lehrer ein Prämium; da kann er sich neue Stiefel dafür kaufen, vielleicht gar einen Rock, und das haben dann wir ihm angeschafft!"

Wirklich gelang's dem Kleinen, in den großen Jungen einen gleichen Eifer für die Arbeit zu wecken wie früher für mutwilliges Nichtstun; sie saßen sogar in den Freistunden noch zusammen, um schwierige Exempel auszurechnen und sich im Schönschreiben zu üben. „Wollen sehen, daß wir dem Alten den Preis kriegen!" war nun ihr Ehrgeiz. War's noch nicht ganz der wahre Grund, aus dem sie taten was recht ist, so war's doch gut gemeint, und es gelang.

Das Examen, das freilich nicht zu streng war, wurde gut bestanden; Herr Senfft hörte mit heimlicher Freude zu, wie sein „Knirps" so fertig antwortete, und er erhielt den Preis. Er machte zur Belohnung mit all seinen Jungen einen Sonntagsspaziergang auf ein nahes Dorf, wo er sie mit Bier und Butterbrot traktierte, und sie den Alten hoch leben ließen, so laut, daß man's weithin hören konnte. Ottokar wurde mit Ehren wieder in seine Stelle als Primus eingesetzt und blieb zu dem Lehrer immer in gutem Verhältnis.

Es war aber für unseren kleinen Unstern in der Schule des Lebens noch manche Lektion zu lernen, die ihm schwerer werden sollte, als die des Herrn Senfft.

Unstern als Hirtenknabe.

Ottokar und Herr Senfft waren jetzt gute Freunde zusammen; auch hatte der Kleine die besten Vorsätze, wie er sich nun brav halten wolle, um der Mutter in ihrer großen Armut mehr helfen zu können.

Schlimme Possen aushecken, das wollte er nun nicht mehr: so suchte er sich am liebsten in den Schulpausen ein stilles Plätzchen, wo er liegen und lesen oder — träumen konnte. Freilich sah er täglich seine verkümmerte Gestalt; er konnte auch wissen — denn er war nun zehn Jahre alt —, daß die Märchen nicht mehr zur Wahrheit werden; daß keine Fee mit goldenem Stab herabschweben und den armen Krüppel zum herrlichen Königssohn machen werde; aber er mochte sich doch gar zu gern allerlei absonderliche Begebenheiten ausdenken, wie noch Glück und Reichtum für ihn und die Mutter in ihr kümmerliches Leben regnen könnten: — ja, träume, armer Unstern! die Träume sind frei.

Die Kameraden, denen er nicht mehr zu losen Streichen verhalf, lachten ihn aus und nannten ihn den Schleicher, weil er sich so gern davonschlich in sein stilles Traumwinkelchen; das kränkte ihn und entleidete ihm die Schule und er meinte, jetzt müsse irgend ein wunderbares Geschick kommen, das ihn entführe aus der dumpfigen Schulstube und ihm und der Mutter gute Tage bringe.

Nun, ein Wunder geschah nicht; doch las er im Anzeigeblatt, daß Herr Dann, der neue Gutsbesitzer, einen Schafhirten suche für den Sommer. Schäfer werden, auf grünem Rasen die weißen Lämmlein weiden und dazu blasen auf der Schalmei, das mußte, obgleich er noch keine Schalmei gesehen hatte, noch weniger eine blasen konnte, — das mußte ja herrlich sein! Zu den Schäfern kamen auch in den Märchen glänzende Feen und wunderschöne Königstöchter und — etwas einbringen mußte es doch schon vorderhand. Gesagt, getan! Unser kleiner Unstern war ein ganz unternehmender Junge; so ging er denn alsbald in der Freistunde zu Herrn Dann, dem Gutsbesitzer, der eben in seinem Hof der Schafschur zuschaute.

„Was willst du, Kleiner?“ fragte er.

„Schäfer bei Ihnen werden,“ sagte mutig der Kleine.

„Na, warum nicht gar! so ein Knirps? vor dem laufen die Schafe ja davon.“

„Probieren Sie's!“ bat Ottokar etwas zaghaft.

„Na, so komm mit!“ Und er führte ihn vor den Schafstall.

„Da, nimm das Stück Brot und Salz und schnalze einmal mit der Zunge, so wie ich dir's vormache!"

Richtig, nach kurzem Versuch gelang es; die Schafe merkten auf und spitzten die Ohren, immer lauter, immer keder schnalzte der Ottokar; eine alte Schafmutter trat aus der Herde vor, besah und beschnupperte den Kleinen von allen Seiten und kam ganz zutraulich an ihn heran. Dem Ottokar war's zuerst gar nicht plästerlich; aber eingedenk, daß er hier ein Schäferexamen zu machen hatte, blieb er ruhig und bot der Alten nach Herrn Danns Anweisung ein Stück Brot, das sie denn auch freundschaftlich annahm.

„Nun schnalz wieder und geh voraus!" befahl Herr Dann; möglichst aufrecht marschierte Ottokar mit würdigem Schritt wie ein Soldat voran, und siehe, die Schafmutter folgte ihm nach, und nach dieser die Schafe alle; mit heimlichem Triumph sah er sich um, dann ging er wieder voran, rings um den Hof mit seinem stattlichen Gefolge.

„Na, das geht ja," sagte wohlwollend Herr Dann; „mußt nur mit der Alten gut Freund bleiben, dann kannst du schon mit ihnen ausziehen; sieh, da ist der Schäferstab!"

Das war nun freilich kein weißer Stab mit flatternden, rosenroten Bändern geziert, wie Ottokar ihn schon auf Schäferbildern gesehen hatte, sondern eine tüchtige Schippe; der Kleine griff aber doch freudig danach, mit einem Gefühl seiner künftigen Würde.

„Krieg' ich dann auch den Bello mit?" fragte er begierig.

„Nein, den noch nicht," sagte Herr Dann; „der pariert dir nicht, würde auch gar nicht bei dir bleiben."

„Ei, warum nicht? der kennt mich schon," versicherte der Kleine eifrig; „die Buben haben oft nach ihm geworfen, wenn er draußen war; ich aber hab' ihm mal ein Stück von meinem Brot gegeben."

„Na, so versuch's und bind ihn los, wenn du 's Herz hast!" Ottokar tat's, und der Hund sprang lustig an ihm in die Höhe.

„Nun wirf eine Schaufel Erde nach rechts, sprich aber kein Wort, und sieh, ob er dir die Schafe zusammentreibt!" Auch dies Zeichen des Kleinen verstand der Hund, sprang nach rechts und trieb die Schafe auf einen Haufen zusammen.

„Sieh da, es geht! morgen kannst kommen und austreiben," entschied Herr Dann, und glücklich über das wohlbestandene Examen eilte Ottokar heim, um der Mutter seine neue Anstellung zu verkünden. Er hatte nun jeden Tag frühmorgens auszutreiben und erhielt dafür wöchentlich zehn Silbergroschen Lohn und ein Abendbrot. Sonntags durfte er erst nach der Kirche austreiben und bekam vorher auch noch ein Mittagsbrot; das dünkte ihm eine ganz flotte Besoldung. Der Mutter wollte es zuerst etwas schwer fallen, daß ihr Ottokar, der Sohn des Herrn Inspektors, der einmal fast wie ein Fürst auf seiner Domäne regiert hatte, nun Schafbube werden solle; doch fügte sie sich, da sie wohl wußte, wie not ihnen auch der kleine Lohn tue, und sie einsah, daß es dem Kleinen gesünder sei als Wergzupfen; von der Schule wurde er während des Sommers dispensiert.

Ganz stolz auf seine neue Würde zog denn Ottokar gleich am nächsten Tage aus mit seinem Stab, der mehr als zweimal so lang war als er. Herr Senfft war schon unterrichtet von dem neuen Amt seines Schülers; die Schulkameraden, die ihm unterwegs begegneten, schlugen ein helles Gelächter auf. Das kümmerte ihn aber nicht, war er doch Anführer von hundertachtzig Stück Schafen und konnte der Mutter jeden Sonnabend den schönen Lohn heimbringen; dazu kamen noch zweieinhalb Silbergroschen und ein Pfund Fleisch, so oft ein Schaf von der Herde, die zum Teil auch Fleischern in der Stadt gehörte, zum Schlachten abgeholt wurde; das kam alle vierzehn Tage vor, und er und die Mutter konnten sich dann gütlich tun an Fleisch und guter Suppe.

Die Schalmei blasen, wie sich's für einen Schäfer schickt, konnte Ottokar nicht; aber er konnte ein paar Stückchen pfeifen, und er fand es ein fröhliches Leben da draußen im Grünen, wenn er unter einem schattigen Baum lag und sein bescheidenes Mittagsbrot verzehrte, oder in einem der Bücher las, mit denen Herr Senfft ihn versorgte, die er aber zuunterst in seinen Schnappsack schob, da Herr Dann leicht hätte Mißtrauen setzen können in einen so gelehrten Schäfer.

Er fand auch nach und nach, daß die Schafe und Lämmer, die so dumm und so gleich aussehen, doch jedes seine eigene Weise hatte, und lernte sie alle persönlich kennen.

Der Bocksritt.

Unter die vornehmen Personen der Herde gehörte ein alter, stattlicher Schafbock mit langen Haaren, zwar ohne Hörner, aber ein großes, starkes Tier und dabei ein gutmütiger Kerl. Sein Sohn, der junge Bock, war mit schönen, gewundenen Hörnern geziert, aber ein tückischer, boshafter Bursche, der, wo er konnte, einem einen Stoß in den Rücken versetzte. Auch bei Ottokar hatte er's probiert; der aber hatte ihn mit dem Stock tüchtig auf die Nase getroffen, und von da an ließ er ihn in Ruhe.

Eine höchst vergnügliche Entdeckung machte der Kleine, als er fand, daß der alte Bock als Reitpferd zu benutzen sei; ohne Zaum und Zügel ließ er sich willig leiten, wenn er ihn nur am rechten Ohr zupfte.

Andere Hirtenbuben auf nahen Wiesen sahen mit lautem Gelächter zu, wenn der kleine Bucklige so lustig auf seinem Bock herumtrabte, wohl auch mit heimlichem Neid, weil sie keine so geschickten Böcke hatten.

Ganz flott ritt er einmal eines Morgens wieder auf seinem alten Bock; den jungen aber schien's zu verdrießen, daß sich sein Alter so mißbrauchen ließ; er rannte mit gesenktem Kopf auf Roß und Reiter los und stieß den alten in die Seite. Ganz wütend rannte nun dieser auf den jungen zu; der lief in gestrecktem Lauf davon über Gräben und Hügel, durch Hecken und Gesträuch, der alte in hellem Galopp ihm nach, auf seinem Rücken der unglückliche Ottokar, der nicht mehr hatte absteigen können und sich mit verzweifelter Angst am Halse des Tieres anklammerte und dazu um Hilfe schrie, so laut es nur aus einer Menschenkehle ging; die anderen Hirtenbuben sprangen mit Geschrei und Gelächter dem seltsamen Roß und Reiter nach. Endlich warf einer dem alten Bock einen Prügel an die Beine; das Tier schlug aus, der Reiter stürzte herab und fiel mit dem Hinterkopf auf einen Stein, wo er blutend und besinnungslos liegen blieb.

Nun lachten die Jungen nicht mehr; etwas ängstlich kamen sie näher, sahen den armen Unstern in seinem Blute liegen und richteten ihn auf.

„Meine Schafe?!“ war sein erster, angstvoller Ruf, als er wieder zur Besinnung kam.

„Die fressen noch ruhig, Bello hütet sie,“ tröstete ihn Karl Gohle, der gutmütigste der Jungen, der ihm mit einer Handvoll Gras das Blut, das aus seiner Wunde am Hinterkopf strömte, abgewischt hatte; „kannst aufstehen und gehen? — dann treib nur gleich heim und laß dich verbinden! Schnupftücher haben wir keine.“

Herr Dann erschrak nicht wenig, als lange vor der Zeit sein Hirtenbube an der Spitze der Herde daherschwankte, bleich und mit Blut überströmt. „Was ist's, Kleiner? um Gottes willen! bist du unter die Mörder gefallen?“

„Ach nein,“ sagte Ottokar ängstlich und schuldbewußt, „ich bin nur auf dem alten Bock geritten; den hat der junge gestoßen und der alte hat mich dann abgeworfen.“

Herr Dann mußte hell auflachen zu allem Jammer: „So, so, du hast ein Reiter sein wollen? Na, das mußt du eben ein andermal bleiben lassen!“

Er nahm ihn in die Stube, wusch die Wunde und verband sie sorgfältig. Selbst die Mutter mußte lächeln nach dem ersten Schreck, als ihr armer Unstern erzählte, bei welchem Abenteuer er seine Wunde geholt, bat ihn aber inständig, solch ritterliche Übungen künftig zu unterlassen.

Schon anderen Tags konnte er seine Herde wieder austreiben. Mit sehnsüchtigem Blick betrachtete er manchmal noch den alten Bock, sein Reitpferd; doch hatte er versprochen, ihn nicht mehr zu besteigen, und hielt sein Wort. Der Sommer verlief vollends im Frieden, bis die Schafe in die Winterställe eingeführt wurden; die Wunde am Kopfe verheilte, doch ist dem Unstern eine empfindliche Stelle davon geblieben.

Schlimme Hirtenerfahrungen.

Den langen Winter suchte Ottokar zu kürzen, so gut es ging; er fütterte die Schafe im Stall, las Abends der Mutter etwas vor, und da ihm das Wergzupfen so gar entleidet war, sah er achtsam der Mutter auf die Finger,

wenn sie strickte; er dachte, wenn er doch nicht mehr auf dem Bock reiten solle, wäre das neben dem Schafhüten eine nette Beschäftigung, mit der er vielleicht auch etwas verdienen könnte. So hatte er sich den Winter durch von da und dort Garnrestchen und Strickwolle von allen Farben gesammelt; die gutmütige Köchin bei Herrn Dann schenkte ihm auch Nadeln und lehrte ihn die Handgriffe beim Stricken. Da gedachte er zuerst für sich einen Beutel zu stricken; hernach, wenn das gelungen war, einen Tabaksbeutel, den ihm vielleicht Herr Dann abkaufen würde, und so immerfort, bis er einen Taler verdient hätte, den er dann in seinen Beutel tun und ihn der Mutter zum Geburtstag geben wollte. Er war immer ein unternehmender kleiner Mann, der sich stets mit neuen Plänen trug.

So kamen denn die ersten milden Tage; das Gras keimte, die Vöglein stimmten ihre Lieder an, und mit heller Freude zog der arme Bucklige an der Spitze seiner Herde wieder aus, den getreuen Bello zur Seite, der fröhlich mit dem Schwanz wedelte, vorausſprang und wieder zurückkief mit munterem Bellen und die trägen Schafe antrieb, die etwas dumm in den neuerwachenden Frühling hinausschauten.

Bald suchte die Herde wieder ihr etwas sparsames Futter auf dem neuergrünten Rasen. Ruhigen Herzens sah Ottokar sein früheres Reitpferd, den alten Bock, mit seinem boshaften jungen Böcklein sich herumtreiben; ihm gefiel's jetzt, das Stricken zu probieren, und zu seiner großen Freude gelang's auch. Er brachte von den Garnenden wirklich nach und nach etwas zu stande, was einem Beutel gleichsah. Vielleicht wäre es andern ein bißchen wie eine Mißgeburt erschienen, ihm kam's ganz schön vor; er machte noch ein buntes Quäſtchen unten hin und zog oben einen alten Bindfaden durch. Dann begann er gleich den Tabaksbeutel, der ihm Münze in seine neue Börse einbringen sollte.

Die anderen Jungen lachten ihn gehörig aus: „Bist ein Mädchen geworden, daß du strickst? Guten Tag, Jungfer Ottokar!“ spotteten sie. Er ließ sich's nicht kümmern; mit ihnen springen und sich balgen konnte er nicht, da war ihm

das Stricken ein ganz netter Zeitvertreib. Freilich achtete er etwas minder sorgsam auf seine Herde, und sein erster Minister Bello, der sie überwachen sollte, strickte zwar keine Beutel, aber er machte andere Geschäfte auf eigene Hand, die gefährlicher ausfielen.

In der Nähe des Weideplatzes war ein kleiner Wald; da mochte sich Bello gar zu gern umhertreiben und nach Hasen oder Kaninchen schnuppern, hatte wohl auch manchmal schon eins gefangen und heimgebracht.

Ottokar konnte wohl wissen, daß das verboten war, wußte auch, daß er mit einem Pfiff den Hund zurückrufen konnte; aber er mochte dem munteren Bello sein Vergnügen gönnen und — vielleicht dachte er heimlich, es wäre nett, wenn er der Mutter einen Hasenbraten mitbringen könnte.

So strickte er denn emsig weiter und summte ein Liedchen dazu. Da hörte er plötzlich lautes Bellen, die Schafe fuhren erschreckt zusammen, er schaute auf und erblickte eben noch Bello, der vollen Laufs einem Hasen nachsetzte. Ehe er sich besonnen, ob er den Hund zurückrufen solle, fiel ein Schuß; er hörte eine fluchende Stimme, aus dem Walde schritt ein Förster, der ihm ein blutendes, verendendes Tier vor die Füße warf, — es war der arme Bello, zum Tode getroffen!

„Wenn ich noch mal so einen Köter finde, der dem Wilde nachstellt, so kriegt auch der Herr eine Ladung in die Füße," sagte der Mann zornig und ging weiter. Unstern aber beugte sich schluchzend und weinend über seinen toten Gefährten; ehe er nach Hause trieb, bedeckte er ihn sorgsam mit Sand und klagte bangen Herzens seinem Herrn das Unglück. Bello wurde hereingeholt und in Herrn Danns Gärtchen begraben. Der war zunächst wütend über den Förster und forschte nicht genau nach, ob sein Schäfer das Unglück hätte verhüten können; einen neuen Hund aber wollte er nicht gleich wieder anschaffen, und so mußte Ottokar allein sehen, wie er mit der Herde fertig werde; zum Stricken war keine Zeit mehr und er hatte harten Dienst.

Es wurde alle Tage schöner und wärmer draußen. Die Mutter hatte dem kleinen Hirten seine Sommerkleider ge-

waschen und machte am kühlen Morgen noch Feuer im Kachelofen, um sie zu glätten.

„Sieh mal nach, Ottokar, ob das Feuer brennt!“ rief sie diesem zu, der noch im tiefsten Negligé sich in der Stube umhertrieb. Eifrig lief der Kleine hin und — fuhr mit einem gellenden Schrei zurück; er war mit seinem bloßen Fuß auf einen glühenden Bolzen getreten, den die Mutter hatte liegen lassen. Da gab's denn wieder ein Pflegen und Verbinden und ein langes Schmerzenslager, und es dauerte mehr als drei Wochen, bis er daran denken konnte, wieder auszufahren.

Noch mit verbundenem Fuße und etwas hinkend kam er zu Herrn Dann, um sich wieder als Schäfer zu melden; er konnte es nicht mehr aushalten daheim, und sein Herr hatte inzwischen keinen anderen Schäfer angenommen.

Eifrig öffnete er die Stalltüre; die Tiere kamen heraus, aber sie wollten sich nicht wie sonst ordentlich in Reihen stellen zum Auszug: mit Schreck entdeckte Ottokar, daß die alte Schafmutter nicht mehr da war, die immer so gesetzt vorangegangen war, und der die anderen so willig gefolgt hatten. Ob der Metzger sie geholt, ob sie natürlichen Todes verstorben? Ach, das wußte er nicht, aber ratlos und trostlos stand er vor seiner Herde, die sich ohne Ordnung und Regel umtrieb, keinen Bello mehr, keine Schafmutter! was sollte es werden?

„Probier's doch,“ ermutigte ihn Herr Dann, „treib sie zusammen und dann vor dir her, wie du sonst vorausgegangen bist! dann wird's ja gehen.“

Ja, es ging, aber wie? Das war ein mühsam Werk, die störrigen Tiere vorwärts zu bringen, und alle schönen Träume vom Hirtenleben vergingen dem armen Unstern ganz und gar. Die Schafe waren dumm und eigensinnig; der junge Bock aber, der Sohn des alten Reitbockes, der war bösartig und rachsüchtig, weil Ottokar ihn einmal über die Nase geschlagen hatte. Der trieb die Schafe auseinander, hetzte sie vorwärts, jagte sie nach allen Seiten, daß der arme, kleine Schäfer sich nicht zu raten und zu helfen wußte; er schnalzte, schrie und lockte, — alles vergeblich. Zuletzt gerieten sie gar noch in ein Feld mit Lupinen, wo

sie lustig anfingen zu fressen, und eine gellende Weiberstimme rief: „Du buckliger Kerl, willst gleich deine Schaf' 'raustreiben? Wart, ich will dir!"

Ja, das hätte er gern getan, aber wie er auch mit seinem hinkenden Fuß herumhüpfte und sie rief, sie rannten nur toller durch das Feld und zertraten alles. Die ergrimmte Besitzerin warf sich auf den armen Unstern und mißhandelte ihn mit einer Hacke so, daß er nur mühsam heimschleichen konnte; zum Glück waren die Schafe, ohne Hirten und Führer, vorher schon nach Hause gelaufen.

„Na, liebste Zeit, was ist denn wieder mit dir los?" schrie Herrn Danns alte Magd, als der kleine, bucklige Schäfer bleich und blutig auf den Hof hinkte.

Ja, das war bald erzählt; aber ändern ließ sich nichts mehr. Der Kleine wurde abermals zu Bett gebracht, verbunden und gepflegt; als er wieder notdürftig auf sein konnte, mußte er sogar noch vor Gericht. Der Feldeigentümer klagte wegen seines verdorbenen Ackers, Herr Dann wegen seines zerschlagenen Schäfers. Ottokars Zeugnis allein hätte nicht gegolten, wenn nicht sein Freund Karl Gohle das Unglück mitangesehen und für ihn gezeugt hätte. So mußte Herr Dann dem Bauer nur einen Taler bezahlen, da die zertretenen Lupinen sich meist wieder aufgerichtet hatten und der Schaden nicht so groß war; Ottokar aber bekam von der groben Bäuerin zehn Taler Schmerzensgeld. Das konnte ihm freilich die erlittene Trübsal nicht abnehmen; doch war es einige Hilfe für die Mutter, die ihrem armen Jungen dafür etwas zu gute tun und ihm eine hübsche, neue Jacke anschaffen konnte.

Und abermals zog der kleine Hirte aus, immer noch ohne Hund; Karl Gohle, der in seiner Nähe Ochsen hütete, blieb sein guter Freund, der ihm getreulich beistand, und so ging's leidlich mit dem Schafhüten.

Sie saßen draußen an einem glühend heißen Sommernachmittag, als Karl bedenklich zu ihm sagte: „Du, heut gibt's am End' noch ein Wetter, meine Tiere sind so unruhig."

Der Himmel war noch klar und wolkenlos, kein Lüftchen kühlte die furchtbare Schwüle; die Knaben sahen verwundert

zu, wie die Schafe sich dicht und immer dichter aneinander drängten und kein Hälmchen mehr anrührten, wie auch die Ochsen beisammen standen und die Köpfe hängen ließen, ohne zu fressen.

„Wollen wir eintreiben?" fragte Ottokar.

„Noch nicht," meinte Karl, „der Himmel ist ja noch so hell, sie könnten uns auslachen."

Da stiegen aber mit einem Male von Ost und West furchtbar schwarze Wolken auf, mühsam suchten die Knaben das Vieh heimwärts zu treiben; die Schafe wollten durchaus nicht vorwärts, und doch begann der Donner dumpf zu rollen und leuchteten helle Blitze auf dem dunklen Grunde.

„Macht, Buben, daß ihr heimkommt!" rief ihnen eine Bäuerin zu, die eilig in ihren Hof rannte; „heut wird's bös."

Fast neidisch blickten die Knaben der Bäuerin nach, die sich in ihr schönes, sicheres Hofgut, von prächtigen Bäumen umschattet, flüchten konnte, während sie mit Müh' und Not ihr widerspenstiges Vieh fortzubringen suchten. Da fuhr ein zackiger Blitz hellleuchtend aus den schwarzen Wolken nieder, ein furchtbarer Donnerschlag krachte unmittelbar darauf; ein greulicher Sturm brach los und ein gellender Jammerschrei tönte. Eine der hohen Pappeln vor dem schönen Hofgut hatte der Blitz getroffen, sie lag am Boden und unter ihr die Bäuerin.

Die Knaben wollten hinzueilen, da krachte ein zweiter Donnerschlag; Sturm und Regen und Schloßen tosten und prasselten und schlugen mit so entsetzlicher Gewalt, daß ihnen nichts übrig blieb, als sich platt auf die Erde zu legen und all das Unwetter über sich hintosen zu lassen, so furchtbar, wie es seit Menschengedenken in dieser Gegend nicht gehaust hatte.

„Strenge Herren regieren nicht lange." So plötzlich das Wetter losgebrochen war, so bald hörte es wieder auf, und nach wenigen Minuten strahlte die Sonne klar wie zuvor — über zerschlagene Felder, die vorher noch reich in Halmen gestanden waren.

Zuerst eilten die Knaben auf den Hof zu, um nach der

erschlagenen Bäuerin zu sehen, — nicht der ganze Baum war auf sie gefallen, nur ein starker Ast, aber sie lag bewußtlos da. Man mußte Hilfe vom Dorf holen, um sie hervorzubringen; der Ast lag so schwer auf ihr, und sie konnte sich, auch als sie erwacht war, so wenig Hilfe geben, daß man die Erde unter ihr weggraben mußte, bis man sie fassen und auf einer Tragbahre nach Hause bringen konnte.

Bange um ihr Vieh, von dem sie nichts mehr erblickten, eilten die Knaben nun heim. Schafe und Ochsen hatten allein ihren Weg gefunden und die Herren waren nicht böse, daß sie zuerst nach der verunglückten Frau gesehen hatten. Die Bäuerin war am Rückgrat schwer verletzt; Ottokars Mutter ging zu ihr als Pflegerin, nach drei Wochen schweren Leidens starb sie am Nervenschlag. Ottokar hat sich noch manchmal in seinem Leben in Wind und Wetter umtreiben müssen; aber er hat nie mehr die beneidet, welche vor ihm unter ein schützendes Dach treten konnten, — er hatte gesehen, wie der Blitz die stärksten Bäume niederschmettern und wie Gott die behüten kann, die ohne äußeren Schutz und Schirm sind.

Das verlorene Kind.

Welcher Schrecken ist in einem Haus, wenn ein Kind vermißt wird! mit welcher Herzensangst wird es gesucht, wie gespannt harrt man auf Nachricht und wie groß ist die Freude, wenn es gesund wieder in die Arme der Eltern geführt wird!

Ottokar hätte auch einmal so gern geholfen, ein solches Leid in Freude zu verwandeln; es sollte ihm nicht gelingen, und wie er überall der Unstern war — nicht immer ohne eigene Schuld — so ist es auch hier für ihn selbst nicht gut ausgefallen.

Er war nun zwölf Jahre alt und mußte alle Sonntagnachmittage in den Religionsunterricht zur Vorbereitung auf die Konfirmation.

Sein Hirtenamt sollte er aber doch wieder verwalten, und er freute sich königlich darauf. Herr Dann hatte einen neuen Hund gekauft, einen schönen fleckigen, Azor genannt.

„Nur nicht mehr jagen lassen," warnte der Herr, „damit's ihm nicht geht wie dem Bello!" Nein, das versprach Ottokar gewiß verhüten zu wollen.

Nächsten Montag sollte er wieder mit seiner Herde ausziehen. Er freute sich diesmal wie noch nie. Herr Senfft hatte ihm neue Bücher versprochen, Freund Gohle hütete auch wieder in seiner Nähe, — wie schön war's, da draußen auf der Heide zu liegen, zu lesen, zu träumen, dem wunderbaren Zug der Wolken nachzuschauen! — er konnte kaum erwarten, bis der Montag kam.

Sonntagnachmittag war er in der Kirche des Städtchens zum Unterricht gewesen und schickte sich an, mit seinen Kameraden über den großen, grünen Anger heimzugehen, der damals noch Weideplatz für ganz Nessuk war, — jetzt ist er in kleine Güterstückchen zerteilt.

Ehe sie noch vor der Stadt waren, hörten sie die Klingel eines Polizeidieners, der mit lauter Stimme ausrief: „Das Töchterlein des Herrn Rechtsanwalt Reyner wird seit heute morgen neun Uhr vermißt; wer das Kind oder eine sichere Spur desselben entdeckt, erhält von den Eltern fünfzig Taler Belohnung. Das Kind ist blondhaarig, trägt ein blaues Kleidchen, weiße Schürze, helle Stiefelchen und heißt Marie."

„Höret, da wollen wir auf die Suche!" schlug Ottokar eifrig vor, unternehmend wie er immer war.

„Aber wenn's zu spät wird? Morgen sollen wir austreiben," sagte Karl Gohle bedächtig.

„Ei was, wenn wir fünfzig Taler heimbringen, da können wir selber Schafe halten!" Die Lust nach der für sie unerhört großen Summe, das Interesse für das verlorene Kind und mehr noch die Freude an Abenteuern, die in allen Knaben steckt, trieb auch hier die Jungen hinaus, um die Vermißte zu suchen. Sie fragten nicht, wo man das Kind zuletzt gesehen, sie wußten nicht wohin; aufs Geratewohl zogen sie in Masse auf die Landstraße, entgegengesetzt dem Wege nach Nessuk, schauten in alle Gräben, guckten hinter jeden Busch — vergeblich! „Höret," meinte nun Ottokar wieder, „wir wollen lieber ins Feld, nach verschiedenen Seiten; vielleicht hat sie sich dort hinein ver-

laufen, und dazu wollen wir recht schreien, daß sie's hört."

Das gefiel den anderen; sie verteilten sich nach allen Richtungen; schrieen und brüllten „Marie" aus Leibeskräften, rannten und sprangen, bis sie, ohne etwas entdeckt zu haben, todmüde, in Schweiß gebadet, hungrig und von furchtbarem Durst geplagt, spät Abends wieder in die Stadt kamen.

Gleich vorn am Wege war ein Pumpbrunnen; gierig stürzten sie darauf los, jeder wollte zuerst trinken; da rief ein alter Herr, der eben des Weges kam: „Gebt acht, ihr Jungen, trinkt nicht gleich! Ihr seid zu erhitzt und außer Atem." Die anderen traten zurück; Unstern, welcher der nächste am Brunnen war, konnte der Lust nicht widerstehen, er trank und trank hastig, gierig; köstlich floß ihm das herrlich kühle Wasser in den glühend heißen Schlund; da plötzlich schüttelte ihn ein Frost, es ward schwarz vor seinen Augen, und — bewußtlos stürzte er nieder.

Er wachte auf aus wirren, wilden Fieberträumen, in denen er immer das Kind im blauen Kleidchen sah, das er fassen und heimbringen wollte, das ihm aber stets wieder entschlüpfte; er blickte auf, da saß seine Mutter an seinem Krankenbett, zum wievielten Male? — das wußte sie selbst nicht mehr. Sein Brotherr, Herr Dann, und der gute Schulmeister Senfft waren gerade gekommen, nach ihm zu sehen.

„Was ist's denn? wo ist das kleine Mädchen? Ist's schon spät? Ich muß nun gleich aufstehen und austreiben," sagte er hastig und verwirrt und wollte nach seinen Kleidern greifen.

„Na, sei nur ruhig!" sagte abwehrend Herr Dann und legte die Hand auf sein Bett; „aufstehen darfst du noch nicht; dank Gott, daß du wieder so weit bist!"

„Aber das kleine Mädchen? . . ."

„Nichts, gar nichts brauchst du heut zu wissen," beruhigte ihn Herr Senfft; „jetzt bleibst du liegen, ganz still! Wenn du morgen besser bist, sollst du alles hören."

Erst nach und nach erfuhr Ottokar, daß er von seinem raschen Trunk an acht Tage lang bewußtlos und im Fieber

gelegen war, wo er immer phantasiert hatte von dem kleinen Mädchen im blauen Kleid. Auch jetzt, wo er wieder bei Bewußtsein war, aber doch noch recht schwach sich fühlte, drehten sich all seine Gedanken um das verlorene Kind; er dachte zunächst nicht einmal mehr an die große Belohnung, die nun wohl ein anderer gewonnen hatte, er dachte nur, ob sie wieder gefunden sei; die Mutter aber, die ihn nicht aufregen wollte, verwies ihn zur Ruhe, bis Herr Senfft wieder kam.

Ottokars erste Frage an diesen war denn auch: „Ist das kleine Mädchen gefunden?"

„Ja, sie ist's," sagte der gute Schulmeister traurig, „gefunden ist sie — aber tot!"

„Wo und wie denn?" fragte der Knabe eifrig und richtete sich auf.

„Ruhig, ruhig, Kleiner! Dein Eifer hilft ihr nichts mehr. Das Kind war nahe bei dir, als du den tollen Trunk getan; in dem tiefen Wasserloch bei dem Brunnen, wo du getrunken, hat man sie gefunden. Scheint, daß das Kind, solang die Leute in der Kirche waren, zum Brunnen lief; das Loch war nicht gut bedeckt wie sonst; da ist die Kleine hineingestürzt; vorgestern ist sie begraben worden."

Es berührte Ottokar wunderbar, daß das Kind fast an derselben Stelle verunglückte, wo auch er sich mutwillig in Gefahr gebracht und wieder daraus errettet worden war. Erst später und allmählich ging ihm der Gedanke auf, daß sein äußerlich so trübseliges Leben doch einen Wert haben müsse in Gottes Augen, sonst würde es ihm nicht erhalten worden sein unter so viel Gefahr und Drangsal. Um das kleine Mädchen, das er nie gesehen, hat's ihm leid getan, als ob sie seine Schwester gewesen wäre.

Abschluß der Kinderzeit.

Nun kam das Jahr, wo Ottokar konfirmiert werden sollte; mit dem Schäferleben und mit den Schultagen ging es zu Ende, und es waren das seine besten Tage gewesen, ohne daß er's selbst so recht gewußt hatte.

Der Vorbereitungsunterricht war nicht mehr nur Sonntags; jeden Morgen wanderte Ottokar in die Stadt zum

Herrn Pastor Dachs, der die Konfirmanden in allen Hauptstücken der christlichen Lehre unterwies. Diese Wanderungen an klaren Wintertagen waren vergnüglich für die Buben, nur für den armen Unstern nicht, der schwer mit den anderen fortkommen konnte und doch nicht gern zurückbleiben mochte; gar oft wurde er als Nachzügler von ihnen verlacht und verhöhnt, doch hat er auch einmal erfahren dürfen, was getreue Kameradenhilfe sei.

Es war an einem milden Januartag, als die kleinen Burschе wieder ihren Marsch frühmorgens antraten. Der Schnee war allenthalben geschmolzen und alle Pfade waren naß und schlüpfrig; auf ein bißchen Schmutz an Stiefeln und Hosen kommt's einem munteren Schulbuben aber nicht an. So schritten sie rüstig vorwärts und waren schon über die Mitte des Wegs an dem Kanal angekommen, der gewöhnlich ganz sachte, seicht und schmal durch die Wiese floß; heute aber sah's anders aus: von dem geschmolzenen Schnee und Eis ringsum war das Wasser gewaltig angeschwollen, hatte den Steg weggerissen und rauschte jetzt wie ein ordentlicher Fluß dahin.

„Was tun wir," fragten sich die Jungen, „umkehren und den anderen Weg gehen? — das ist ja greulich weit und langweilig." — „Man watet durch," entschied Peter Höppner, ein kräftiger Schiffersсohn, der dazu noch hohe Stiefel anhatte. — „Man watet durch!" stimmten die anderen bei, lauter starke, gesunde Knaben. Sie stülpten die Hosen hinauf; wer keine hohen Stiefel hatte, der zog Schuhe und Strümpfe aus, und siehe, der Übergang gelang vortrefflich, wenn auch mit sehr schmutzigen Kleidern. „Vivat, drüben!" riefen sie lustig am anderen Ufer, nur der arme Ottokar nicht, — der fühlte wohl, daß seine Kraft nicht ausreichen würde zu diesem gefährlichen Durchgang. Betrübt schaute er hinüber und schickte sich langsam an, zurückzugehen und den weiteren Weg zu machen.

„Wart mal, Ottokar!" schrie von drüben Peter Höppner.

„Was willst du?" fragte traurig Ottokar, der fürchtete, wieder verhöhnt zu werden.

„Wart, ich komm' zu dir!" und rüstig watete der gute Kerl noch einmal durch; „hock auf!" kommandierte er, nahm

den armen Buckligen auf den Rücken und schritt mit ihm durchs Wasser. Drüben setzte er ihn glücklich ab, ihm aber hatte sein Reiter beim Absteigen die Mütze abgerissen. Peter sprang ihr nach, glitschte aus und fiel plumps ins Wasser; Ottokar schrie jammervoll in der Angst, sein guter Kamerad müsse die getreue Durchhilfe mit seinem Leben büßen. — „Halt 's Maul!" schrie ihm der aus dem Wasser zu und sprang bald darauf lustig ans Land, die erbeutete Mütze in der Hand. Der Frost aber kam nach, und obgleich er nach dem Rate der anderen in hellem Galopp heimwärts sprang, um sich dort zu Bette zu legen, so hatte er doch eine schwere Krankheit durchzumachen. Ottokar hat ihm den Freundesdienst sein Leben lang nicht mehr vergessen.

Herr Dachs, der Pastor, war ein etwas blasser und kränklicher Herr von äußerst mildem und freundlichem Wesen. Er nahm sich seiner Zöglinge in jeder Weise an, schenkte den armen unter ihnen Bibeln, sorgte ihnen für ordentliche Kleider, und Ottokar, der nirgends Unterkunft im Städtchen gefunden hätte, durfte alle Tage bei ihm essen; das hat dem armen Jungen an Seele und Leib wohlgetan.

Aus seinen ernsten, milden Worten, auf die der Knabe recht andächtig lauschte, und die dem Pastor selbst heiliger Ernst waren, ging ihm erst die Bedeutung des Lebens und der Lehre dessen, der die Mühseligen und Beladenen zu sich gerufen hat, auf, und er fragte nicht mehr mit geheimer Bitterkeit: „Warum bin ich nicht wie andere?"

Samstag vor Palmarum nahm er Abschied von seinem alten Herrn Senfft. Die frühere Fehde zwischen ihnen war längst vergessen und Ottokar konnte vor Tränen kaum reden, als er ihm zum letzten Male die Hand bot. „Befiel dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen!" gab ihm der Lehrer mit als Trost- und Abschiedswort, und es ist ihm schon in mancher trüben Stunde zur Aufrichtung geworden.

Der Palmsonntag, an dem die Einsegnung stattfinden sollte, war ein besonders klarer, schöner Tag; in festlicher Kleidung wanderten die sechs Genossen aus Nessuk zum letzten Male miteinander hinüber in die Stadt, wo sie sich mit den

Konfirmanden von dort im Pfarrhause versammelten. Der gute Pfarrherr gab jedem die Hand, redete freundlich mit den Eltern und dann ordneten die Lehrer den Zug. Die Konfirmation wurde mit großer Feierlichkeit begangen in der kleinen Stadt.

Voran schritten drei weißgekleidete Mädchen mit Körbchen, aus denen sie Blumen und grüne Zweige vor dem Zug herstreuten. Sodann kamen stattlich und festen Schrittes acht Posaunenbläser, die laut und feierlich den Choral bliesen: „Jesu, geh voran, auf der Lebensbahn," dann die Geistlichen und die Lehrer und nach ihnen der Zug der Kinder.

Mit ernsten, ergreifenden Worten legte ihnen der gute Pastor die hohe Bedeutung des Tages ans Herz, und als er mit dem schönen Liede schloß:

„Sei eingedenk, o teure Kinderschar!
Vergiß die Stunde nicht,
Wo du gekniet an festlichem Altar
Im hellen Morgenlicht,
Wo fromm geneigt, mit glühnden Wangen,
Den Segen du aufs Haupt empfangen,
Sei eingedenk!"

als Ottokar ihm die Hand reichte zum feierlichen Gelübde; als er niederkniete, um den Segen zu empfangen — da ward ihm ein Vorgeschmack vom Segen und Frieden der Ewigkeit. Er fühlte sich nicht mehr als den armen, verkrüppelten Menschen, ausgeschlossen von Lebensfreude und Lebensglück; er fühlte sich nur als das Kind eines guten, ewigreichen Vaters, für das der Weg in die Heimat, auch wenn er oft steil ist, nicht zu schwer werden kann; die ganze Welt lag vor ihm in anderem, in klarem, feierlichem Licht, im Sonnenschein dieses Sonntagmorgens.

In der Fabrik.

„Was soll aus dem Jungen werden?" das war die gewichtige Frage, die jetzt auftauchte und die auch Ottokars Vormund, der sich bis jetzt nicht viel um ihn gekümmert, mit überlegen mußte.

Allerlei schöne und kühne Träume, die der lernlustige Knabe sich ausgedacht hatte während seiner stillen Hirten-

stunden auf der Heide, von einer Laufbahn als Gelehrter, als Prediger, als Lehrer oder als Seemann, der weit in alle Lande hinausziehen dürfe — die zerfielen von selbst. Seine Vorbildung war eine sehr mangelhafte, mehr konnte die Mutter nicht aufwenden, — es gab auch kaum einen Beruf, zu dem er mit seiner verkümmerten Gestalt und schwachen Gesundheit getaugt hätte.

Ein Handwerk? — Ach, die Mutter konnte nicht einmal ein Lehrgeld aufbringen; überdies erforderten Handwerke wie Bäcker, Metzger, Schmied einen kräftigeren Menschen; als Schuster oder Schneider fürchtete man, würde er vollends ganz zusammenwachsen und seine schwache Gesundheit könne das gebückte Sitzen nicht ertragen; was aber sonst?

Herr Dann, der an seinem kleinen Schäfer immer noch freundlichen Anteil nahm, obgleich er ihn um seinen Hund gebracht hatte und auf seinem Schafbock geritten war, schlug vor, er solle suchen, in der großen Pappfabrik des Herrn Bittermann unterzukommen, wo man Leute aller Art brauchen könne. Das war nun allen recht. Der Mutter kam's doch anständiger vor als ein gemeines Handwerk; Ottokar dünkte das ihm noch so ganz unbekannte Geschäft etwas Neues und Besonderes, und so wanderte er denn schon am Mittwoch vor Ostern in seinen besten Kleidern mit der Mutter zur Stadt, um sich dem Herrn Bittermann vorzustellen.

Der Fabrikherr war ein kleiner, ältlicher Mann mit weißem, glatt zurückgestrichenem Haar; sein blasses, bartloses Gesicht trug einen milden Ausdruck, nur die grauen Augen blickten scharf unter der Brille vor, als er kurzweg die Mutter fragte: „Was wünschen wir?" — so daß dem Ottokar bange ward. Die Mutter trug ihm nun ihr Anliegen vor, ihre ganze, traurige Lage, und wie sehr sie ein gutes Plätzchen und einen ordentlichen Beruf für ihren Sohn wünsche, während Herr Bittermann diesen fortwährend scharf musterte und endlich sagte: „Ja, wenn er nur nicht gar so klein wäre!" Der kleine Bucklige, dessen ganze Seele an einer günstigen Antwort hing, wurde mit einemmal herzhaft und sagte: „Ach, lieber Herr, Sie sind ja auch nicht groß und sind doch so gescheit und so reich geworden."

Er erschrak über seine eigene Keckheit, wurde rot und Tränen traten ihm in die Augen; Herr Bittermann aber lachte und sagte: „Na, so dumm scheinen wir doch gerade nicht; ja, die Kleinen haben's hinter den Ohren! — Kommen wir nur heut über acht Tage und melden uns in der Fabrik bei Herrn Filz, dem Aufseher; wollen dann schon sehen, was sich machen läßt. Adieu!" — Damit waren sie entlassen.

Nun, soweit war es ja gut gegangen. Mutter und Sohn zogen zufrieden heim und feierten zusammen fröhliche Ostern. Als der bestimmte Tag kam und Ottokar diesmal allein seinen Weg in die Fabrik antrat, da war's ihm etwas bänglich zu Mute. Zur Fabrik führte eine große Türe, daran ein aufgesperrter Löwenrachen ihm entgegenblickte, und fast war's dem Kleinen, als wolle der ihn verschlingen, wie er die Klingel zog.

Nun, ein Löwe war's nicht, der ihm entgegentrat, aber ein großer, dicker Mann, unfreundlichen Aussehens, der mit einer tiefen, brummigen Baßstimme fragte: „Wo will man hin?"

„Zum Herrn Fabrikaufseher Filz."

„So, wohl der bucklige Fliedner von Nessuk?"

„Fliedner ist mein Name," sagte Ottokar, gekränkt, daß man ihm so unnötig gleich sein Gebrechen vorwarf. „Herr Bittermann hat mir versprochen, mich in der Fabrik zu verwenden. Hier sind meine Schulzeugnisse und da mein Zeichenheft."

„Brauchen den Kram nicht, man kann ihn wieder einpacken," beschied ihn der unfreundliche Aufseher. „Meint man wohl gar, man könnte Lithograph werden? Müßte da ein anderer Kerl sein, nicht so ein Knirps, nur drei Käse hoch!"

Armer Unstern, gar zu wohl darf dir's eben nicht werden auf der Welt! Wie vergällt ward ihm gleich der erste Eintritt in den neuen Beruf! Und mit stillem Bangen dachte er sich den unfreundlichen Mann als künftigen Vorgesetzten. Ein gutes Wort kann so wohl tun, ein hartes so bitterlich weh. Jeder, auch wenn er nicht in der Lage ist, viel für andere zu leisten, kann sich doch eine gute und freundliche Behandlungsweise aneignen, die anderen zum Segen und ihm selbst zum Heil gereichen würde.



V, 4

Peter Hoppner nahm den armen Buckligen auf den Rücken und schritt mit ihm durchs Wasser. (S. 93.)

Mit rauhen, höhnischen Worten trieb der grobe Filz ihn in den Fabriksaal, wo ihn ein freundlicherer Aufseher übernahm; auch war Herr Bittermann, der Fabrikbesitzer, selbst da und sprach ihm guten Mut zu, und in dessen Gegenwart war selbst der böse Filz etwas zahmer.

Das war dem Kleinen ein wunderbarer Anblick, dies rege Leben und Treiben und Schaffen, wie sie hier die Pappe zuschnitten, dort sie zu Schächtelchen formten, die am nächsten Tisch überklebt, am anderen verpackt wurden, so daß neben den Haufen roher Pappe, den Stößen bunten Papiers, auch schon Tonnen und Fässer mit Schachteln und Schächtelchen und Kästchen dastanden; es kam ihm wie eine Art Zauberwerk vor.

In dem Raum, wo Ottokar eingeführt worden, waren meist Mädchen beschäftigt; man brachte ihn zu diesen, da er zu schwerer Arbeit nicht taugte. Er war zu klein, um nur auf den Tisch zu sehen, und es mußte deshalb noch ein Kistchen auf die Bank gelegt werden. Die Mädchen lachten zuerst über den kleinen Kavalier, der ihnen hier als Arbeitsgenosse zugeführt wurde; doch gab sich seine Nachbarin alle Mühe, ihm die einfachen Handgriffe der ersten, leichten Arbeit zu zeigen, mit der er beginnen sollte, und Herr Bittermann klopfte ihm beifällig auf die Achseln: „Na, wir werden's schon lernen," wozu der Filz mürrisch dreinsah.

So wurde Ottokar denn als Fabrikarbeiter angenommen und er war vergnügt und zufrieden darüber; seine Tagesarbeit war freilich sehr einförmig, alle und alle Tage ganz dieselbe, bis er allmählich zu einer etwas höheren vorrückte; aber das ganze Getreibe der Fabrik war ihm höchst wichtig. Wenn er unten die Haufen ekelhafter Lumpen ansah und oben die Reihen zierlicher Kästchen, die daraus hervorgegangen waren, so dünkte ihm dies so wunderbar als irgend eine Verwandlung in einem Märchen, wenn's auch hier nicht gerade in einem Augenblick vor sich ging.

Herr Bittermann gönnte ihm gern genaueren Einblick in die Fabrik; er wußte wohl, daß jeder lieber und sorgfältiger sein Tagewerk auch im kleinsten tut, wenn er versteht, wie nötig und wichtig es wieder für das große Ganze ist.

Ottokar war froh, daß Herr Bittermann ihn nicht bei den „Sortierern" im unteren Saal angestellt hatte, wo in großen Haufen altes Papier, Lumpen und Fetzen jeder Art ausgeschüttet liegen, wie sie die Lumpensammler und Buchbinder von allen Seiten herbeibringen. Diese Waren werden dann von Frauen und Kindern ausgesucht und sortiert, feine und grobe, weiße und bunte Lumpen und Papiere, jede Sorte in besondere Säcke, die gewogen und nach dem Gewicht bezahlt werden. Ein hartes Tagewerk, da so viel Staub und schlechter Geruch dabei eingeatmet wird.

Begierig schaute er zu, wie die Lumpen in einen langen Trog gelegt und von den Messern, die eine Dampfmaschine treibt, in kleine Stückchen zerschnitten werden.

Dann kommt die ganze Geschichte in eine mächtig große Bütte, wird darin gestampft, getreten, gepreßt zu einem festen Klumpen, Wasser darauf gegossen und oben fest zugenagelt. Durch eine Röhre aus dem Dampfkessel wird heißer Dampf hineingeleitet und nun kocht's, wallt's und brodelt's ein paar Tage lang; dann wird der Hahnen geschlossen, der Brei muß erkalten, ist aber noch lange nicht fertig. Jetzt wird die gekochte Masse mit großen Haken in Körbe gezogen und in den Holländer geschüttet; das ist ein großer Kasten in Hufeisenform, worin eine Walze mit Messern ist; dort wird der Brei gehörig umgetrieben, zermalmt, zerschnitten, bis zuletzt die dicke Masse in einen viereckigen Kasten kommt, in dem abermals eine große Walze von feinem Messingdrahtgeflecht sich dreht; hier wird nun alles Wasser fest ausgepreßt, und der Brei zwischen starkem Filz so lange umgetrieben, bis er fest wird und die Pappe davon abgenommen werden kann, um an der Luft vollends zu trocknen.

Ottokar freute sich ungemein, als er das nach und nach verstehen lernte; er zog auch für sich selbst den tröstlichen Schluß daraus: „Kann hier jeder weggeworfene Lappen noch dienen, daß daraus das schöne, reine Papier wird, darauf die edelsten und herrlichsten Gedanken niedergeschrieben werden, nun so wird auch das bißchen, was ich armer, verkümmerter Mensch hienieden tun und denken kann, nicht ganz verloren sein."

So fuhr Ottokar denn guten Mutes fort in seiner Arbeit, und lernte die verschiedenen Kästchen und Kistchen und Dosen und Schachteln, zumeist für Apotheker, verfertigen. Auch mit den arbeitenden Mädchen war er bald gut Freund geworden; nur das wollte ihm nicht einleuchten, daß im ganzen Fabriksaal während der Arbeit kein Wort gesprochen werden durfte, einmal um die Aufmerksamkeit aufs Geschäft nicht zu zerstreuen, und dann weil das Gelächter und Geplauder von so viel jungen Arbeitern doch gar zu störend geworden wäre. Das wurde dem kleinen Ottokar, der unter all seinem Drangsal ein aufgeweckter, munterer Bursche geblieben war, blutsauer, und er kam sich oft vor wie in einem Zuchthause. Herr Bittermann war nicht so streng; wenn der da war, so ließ er schon ein bißchen Geplauder passieren. Der neidische Filz aber, der war gleich hinterher, wo er jemand schwatzen hörte, drückte ihm seine dicke Faust auf die Schulter und brummte in seinem greulichen Baß: „Darf nicht gesprochen werden!" Auch Püffe und Stöße teilte er aus, wo er beikommen konnte, obgleich das gegen die Regel war.

Dem armen Unstern, der ihm doch nie etwas zuleide getan, blieb er spinnefeind und fügte ihm Herzeleid zu, wo er nur konnte und wo Herr Bittermann, der dem Kleinen immer gewogen war, es nicht bemerkte. Ottokar mußte sich's gefallen lassen; aber es freute ihn, wenn andere, die kecker und stärker waren als er, sich ihrer Haut wehrten.

Auf eines der Mädchen, Margarete Biberstein, schon eine ältere, gesetzte Person, die vorzüglich gut mit dem Kleben umgehen konnte, hatte der grobe Filz es besonders abgesehen; als sie einmal dagegen protestierte, daß er sie ohne Grund ausgescholten hatte, hob er die Hand auf, um sie ins Gesicht zu schlagen. Margarete aber, flinker als er, fuhr ihm mit dem Leimpinsel quer über sein breites Angesicht, also daß ihm beinahe der Mund zugeklebt wurde. Wütend, unter dem lauten Gelächter der Zuschauer, wollte er auf sie losfahren; Herr Bittermann aber, der gerade eingetreten war, sagte bedächtig: „Lassen wir die Biberstein nur in Ruhe! Umsonst wird sie's auch nicht getan haben und ihre Hand können wir nicht entbehren."

Von da an ist die Biberstein in Ruhe geblieben; die anderen hätten ihr gern eine Dankadresse dargereicht, daß sie den Grobian einmal zum Schweigen gebracht.

Zur Mittagszeit suchten die Arbeiter, die nicht am Ort daheim waren, ein Plätzchen im Hof oder auch in einem der Säle, um ihr Mittagsbrot zu verzehren, so gut oder so schlecht sie's hatten. Bei Ottokar fiel dies meist sehr bescheiden aus und er setzte sich gern in die fernste Ecke des Saales, weil er sich scheute, sein dürftiges Mahl unter den anderen zu verzehren. Wenn es sein konnte, schickte oder brachte seine Mutter ihm gekochtes Essen. An den Tagen, wo dies nicht möglich war, hatte er nichts als ein Stück Brot, oft recht hart und vertrocknet, das er sich dann in Wasser oder etwas Kaffee aufweichte, so gut es ging; — das war sein Mittagsmahl.

Eines Tages nagte er gerade an diesem schmalen Bissen; da sprangen Paul und Wilhelm, die zwei munteren Enkelkinder Herrn Bittermanns, herein, um nach ihm zu sehen. Er hatte ihnen im Vorbeigehen schon guten Rat bei ihren Spielen gegeben, daß sie eine Zuneigung zu ihm gefaßt hatten.

„Komm, Ottokar!" rief der ältere neunjährige Wilhelm, „sollst uns helfen einen Drachen machen!"

„Gleich, ich will nur vollends essen."

„Was brockst du denn für altes Brot in die Brühe?" fragte der Kleine.

„Das ist mein Mittagessen," sagte Ottokar mit einiger Verlegenheit.

„Na, geh, warum nichts ordentlich Gekochtes?"

„Meine Mutter kann mir's nicht bringen und sie hat niemand, der es hertragen könnte."

„O, das sagt man Großpapa und Tante Julchen," flüsterte der Große dem Kleinen zu.

Ottokar wußte nicht, warum die Jungen so plötzlich von ihm fortliefen; war's aus Verachtung über sein ärmliches Mahl?

Bald aber kamen sie wieder herbeigesprungen in hellem Galopp: „Du sollst mit uns hinüberkommen, Fliedner!" verkündete Wilhelm. „Tante Julchen hat dir so schönes Mus

warm gestellt und gebratene Klöße!" verriet ihm der Kleine, und im Triumph geleiteten sie ihren Schützling hinüber, der von nun an jeden Tag gutes, warmes Essen aus Herrn Bittermanns Küche bekam, zu nicht geringem Ärgernis des neidischen Filz.

In seinen freien Stunden wurde er der tägliche Spielkamerad der Kleinen. Fremde wunderten sich oft, wie die schönen, feingekleideten Kinder an dem verkrüppelten, dürftig aussehenden Menschen solches Wohlgefallen finden konnten; die Knaben aber dachten nicht mehr an sein Aussehen, konnte er ihnen doch schöne Geschichten erzählen und neue Spiele angeben. Er war ihr Begleiter zu allen Merkwürdigkeiten, Seiltänzern, Tierbuden oder was sonst in das abgelegene Städtchen kam. Herr Bittermann sorgte ihm für anständige Kleidung und viel leichter ertrug er alle Quälereien des bösen Filz, nun er während der mühevollen Arbeitsstunden sich freuen konnte auf den Abend, wo er in dem schönen Garten des Herrn Bittermann mit seinen kleinen Kameraden sich vergnügen durfte.

Waren's auch keine goldenen Zeiten, die vier Jahre, die Ottokar in der Fabrik verlebte, so gehörten sie doch nicht zu seinen schlimmsten.

Gesund freilich war er nie während dieser Zeit, obgleich Herr Bittermann alles tat, um ihm zu helfen, und Filz in seinem Grimm ihn die wandelnde Apotheke nannte. Das beständige Stillsitzen im Saal, der Dunst von Kleister, Leim und Pappe setzte seiner schwachen Brust zu, und einmal hatte er schwer zu leiden an Blutschwamm im Munde, was nur durch schmerzhafte Kuren mit Höllenstein geheilt werden konnte.

Herr Bittermann gönnte ihm alle Pflege und Schonung; er behandelte seine schwachen Augen mit einem selbstverfertigten Augenwasser, das er sehr hoch schätzte, und behielt ihn oft daheim bei den Knaben, obwohl die jetzt viel lernen mußten, da sie aufs Gymnasium kommen sollten. Nur der alte, böse Filz empfing ihn, als er nach längerer Abwesenheit wieder in die Fabrik kam, mit höhnischem Lachen: „So, ist man lange genug der junge Herr gewesen? Hat man 's Arbeiten nicht verlernt?"

Man stellte ihn, um seine Gesundheit zu schonen, bei feineren Papparbeiten an; er arbeitete gut, nur gar zu langsam und pünktlich, so daß er wenig dabei verdiente.

Seine kleinen Kameraden sah er seltener und immer seltener, bis sie abgingen auf das Gymnasium und damit ein helles Freudenlicht auslöschte in seinem Leben. Es kam der traurige Krieg von 1866, die Fabrikgeschäfte gingen immer schlechter, und es wurde ein Arbeiter nach dem anderen entlassen, zuletzt auch unser armer Ottokar, den der gute Fabrikherr gar ungern ziehen ließ. Mit hellen Tränen schied er von seinem guten Herrn, der ihm noch zwei Taler über den verdienten Lohn in die Hand drückte; ohne Abschied von dem groben Filz, der nur höhnisch grinste, als der Herr versprach, ihn wieder anzustellen, wenn bessere Tage kämen, — er wußte wohl, daß der alte Herr nicht wieder zu neuem Aufschwung in seinem Geschäft kommen würde.

Trübe Tage.

So saß denn der arme Unstern wieder wie der Vogel auf dem Zweig, und es war dazu noch ein dürres Zweiglein: das dürftige Witwenstübchen seiner Mutter, in das er zurückkehrte.

In der Nähe war nichts mehr zu machen; in der Ferne sich Arbeit zu suchen, dazu hatte er nicht Mittel, und wer würde auch Lust haben, einen armen, verkrüppelten Menschen, der dazu noch keinen Beruf erlernt hatte, in Arbeit zu nehmen?

Da machte er den Botengänger für Herrn Dann, verfertigte kleine Papparbeiten, bei denen er aber nichts profitierte, und versuchte endlich auf eigene Hand Bücher zu binden, obwohl ihm das niemand je gezeigt hatte.

Er hatte Geschick und Ausdauer; nach einigen mühevollen Tagen kam er triumphierend zu Herrn Dann und zeigte ihm ein kleines Notizbuch, das er allein gebunden.

„Na, das geht ja!" sagte dieser verwundert, „weißt du was? In meiner oberen Kammer steht ein ganzer Korb alter Zeitschriften — meine Frauenzimmer sind so leselustig — ‚Gartenlaube' und ‚Daheim', ‚Zu Hause' und

‚Über Land und Meer'; die such mir hübsch aus, wie sie zusammenpassen, und bind sie ein! Darfst's nicht umsonst tun, aber hör! Lesen darfst du sie erst, wenn du sie gebunden hast, sonst wirst mir nicht fertig."

Ottokar machte sich rüstig daran; gar lockend winkten ihm die schönen Bilder und Geschichten der Hefte, die er erst lesen sollte, wenn er fertig war.

Richtig, es gelang! Er konnte die gebundenen Jahrgänge schön in Reih' und Glied stellen und erhielt von Herrn Dann einen anständigen Lohn, den er mit Freuden der Mutter brachte.

Was aber weiter? Herrn Danns Bibliothek war im reinen und wieder nichts zu tun. Die Mutter seufzte und diese Seufzer drückten den armen Unstern sehr. Er war kein Kind mehr, er konnte nicht mehr Schafe hüten; sollte es denn keinen Weg geben, wo er Brot finden könnte für sich und für die Mutter?

Ein kleiner Ausweg zeigte sich wieder, indem ein Freund Herrn Danns, ein Gütervermessungskommissär, oder wie sonst sein langer Titel heißt, dem neuen Buchbinder auch seine kleine Bibliothek übergab, um sie einzubinden und in Ordnung zu bringen. Da hatte er denn doch zunächst wieder Brot, auch viel Genuß und Herzensfreude, denn unter den Büchern waren Gedichte, ein neuer Garten für ihn und ein herrlicher, der ihm bis jetzt noch wenig erschlossen gewesen war. Gleich die erste Strophe, die ihm beim Aufschlagen von Geibels Gedichten in die Augen fiel:

„Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Gebärden
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden!"

ging ihm auf wie ein helles, freudiges Lichtlein auf seinem dunklen Weg, daß er getrost weiterschritt.

Die Bücher wurden gebunden und die Arbeit ordentlich bezahlt; den Winter durch behielt ihn der Kommissär und beschäftigte ihn mit Schreiberei und Rechenarbeiten; so war doch wieder auf so lange gesorgt für Dach und Fach und genügenden Lohn.

Aber, armer Unstern! der Frühling kam; mit dem begannen des Kommissärs Arbeiten auf dem Lande; dabei brauchte er einen rüstigen Gehilfen, der herumsteigen konnte in den Feldern, um die Vermessungen vorzunehmen; der arme Ottokar war dazu zu schwach und wurde wieder entlassen.

Er sollte Gesellschafter, Vorleser und Pfleger bei einem Torfstichbesitzer werden, einem alten, gichtkranken und wunderlichen Herrn; er freute sich darauf und wollte guten Mutes beginnen. Aber, o Unstern!

„Manches wär' im schier gelungen,
Vieles wär' ihm schon geglückt,"

der alte Herr mußte auch geführt, gehoben, getragen werden; das konnte der schwächliche, junge Mann nicht übernehmen. Es war mit der Stelle aus, ehe sie angefangen hatte, und die bittere Not stand wieder vor der Türe.

Zufällig führte ihn um diese Zeit ein Gang in das Haus eines Buchbinders. Der brave Mann erkundigte sich nach seinen Verhältnissen und von Mitleid bewegt, bot er ihm Beschäftigung an. Das ergriff Ottokar mit Freuden; aber sein schwacher Körper vermochte nicht viel zu leisten, und der Buchbinder war nicht in der Lage, ihm mehr als er verdienen konnte, zu geben. So war der Erwerb ein sehr kümmerlicher, der die Mutter und ihn kaum vor der äußersten Not bewahrte. Warum, o warum mußte er so arm sein? Er versuchte, sich in seinen Freistunden an die jungen Leute des Städtchens anzuschließen — aber da und dort mußte er ein rohes Scherzwort, einen Spott hören, oft nicht so schlimm gemeint, aber für des armen Unsterns gedrücktes Gemüt tief schmerzlich: wie denn der Zwerg, an dem sein Buckel das Größte sei, dazu komme, stattliche, junge Bursche für seinesgleichen anzusehen, und Ähnliches. Jedes halblaute Wort, jedes Lächeln bezog er auf sich; anfangs suchte er sich mit scharfer Gegenrede zu wehren, aber das reizte die anderen nur zu neuem Spott — so zog er sich erbittert, trostlos von allem Verkehr zurück. Auch von dem einen Freund, der jedem nahe steht mit allmächtiger Hilfe und süßem Trost, wollte er nichts wissen.

Warum hatte ihn Gott so elend, so unglücklich werden lassen? Seine einzige Freude waren jetzt die Bücher; eine billige Leihbibliothek in der Nachbarschaft bot seinem unersättlichen Lesehunger reichen, wenn auch sehr gemischten Stoff; Gutes und Schlechtes, — er verschlang, was ihm unter die Hände kam. Das ließ ihn doch auf Stunden seine Trübsal vergessen, aber konnte sein krankes Gemüt nicht heilen.

Dem Besitzer der Leihbibliothek war dieser sein kleinster und eifrigster Kunde längst aufgefallen. Er neckte ihn einst über seine Lesewut und fragte ihn, ob er gar keine andere Unterhaltung habe, keinen Umgang. „Nein." — Keinen Freund? — „Nein." Warum er sich denn so zurückziehe. „Ich werde ja doch nur verhöhnt; ich will nichts von den Menschen und tauge nicht zu ihnen."

Der Himmel klärt sich.

Der Buchhändler sah in der verkommenen Hülle einen hellen Verstand, einen unverdorbenen Sinn und nahm sich Ottokars liebevoll an. Er führte ihn in einen Jünglingsverein ein, wo man ihm freundlich entgegenkam und sein Mißtrauen nach und nach überwand. Und nun wachte er erst auf. Es zeigte sich bald, welch heiterer Gesellschafter er sein konnte, der mit seinen lustigen Scherzen alles Zusammensein belebte. Ein Lehrer gab einigen strebsamen Mitgliedern des Vereins Abends Unterricht, und eifrig beteiligte sich Ottokar, der von Herrn Senfts Schule her allerlei Lücken, besonders auch im Schreiben, auszufüllen hatte. Ja — in aller Stille ging er noch weiter. Eines Abends wurde im Verein eine sehr gelungene Beschreibung einer Sedansfeier in schlesischer Mundart vorgelesen — und siehe da! Wer war der Verfasser? Unser armer Unstern! Das Gedicht kam nach Breslau in die Hände des edlen, greisen Dichters K. v. Holtei, der sich nach dem Verfasser erkundigte, und als er Näheres von ihm hörte, sich seiner sehr freundlich annahm. Er schickte ihm gute Bücher, aus denen er mehr lernen konnte, als aus den beschmutzten Leihbibliothekbänden, und empfahl ihn auch Freunden und mehreren berühmten Männern.

So kam es, daß der arme Bucklige freundliche Zuschriften und Büchersendungen von den verschiedensten Seiten bekam, und Namen wie Gerok, Freytag, Geibel, Prutz, Hesekiel schriftlich in seinem Kämmerchen einkehrten. Er konnte es oft selbst kaum glauben, daß ihm, dem buckligen Unstern, so viel Ehre und Freude zu teil wurde. Er hätte können hochmütig werden; da war es gut, daß er seinen Kopf nicht allzu hoch tragen konnte. Was aber das beste war: er lernte durch seine Freunde, durch die Liebesbeweise anderer Menschen, seinen besten Freund, seinen Heiland finden; er lernte einsehen, daß auch er ein geliebtes Kind des himmlischen Vaters sei, nicht ganz verkürzt an den Freuden des Lebens; berechtigt, auf eine ewige Seligkeit zu hoffen. Seine äußere Lage war nicht glänzender geworden — er war noch der karg bezahlte Arbeiter des schlichten Buchbinders; aber Mut, Vertrauen, ein höheres Streben war in sein Herz gekommen. Er versuchte noch weitere schriftliche Arbeiten, kleine Gedichte und Erzählungen — von denen einige sogar in einer Zeitschrift gedruckt wurden. — Wer konnte glücklicher sein, als unser Ottokar mit seinem ersten Honorar! Jeder übrige Pfennig wurde sorgfältig aufgespart — bis es ganz lustig in der irdenen Sparbüchse klapperte und so viel darin war, daß er eine Reise nach Breslau machen und seinen hochverehrten Gönner aufsuchen und kennen lernen konnte.

Daheim wurden dann glücklich und stolz den Freunden die Reiseerlebnisse berichtet, besonders dem treuesten Gefährten, einem Nordländer, der wie er zu den Verkürzten gehörte, da sein Ohr verschlossen war für die Klänge dieser Welt, der aber wie er einen offenen Sinn, ein warmes Herz für alles Schöne und Gute hatte. Die beiden lasen und schrieben viel zusammen; der Nordländer dichtete künstliche Rätsel und der Buchbinder löste sie.

Weitere Arbeiten brachten auch weitere Einnahmen, so daß Ottokar seinen Flug sogar bis nach Hamburg ausdehnen konnte, wo Bruder Theodor seine Heimat gefunden. Er und seine junge Frau taten alles, um es dem Bruder gut zu machen, ihm die Herrlichkeiten der stolzen Stadt zu zeigen. Die Witwe des Dichters Prutz empfing ihn freund-

lich in ihrem Hause und gab ihm Grüße an ihren Sohn in Berlin mit; denn unser unternehmender Kleiner wollte auf der Heimreise die Kaiserstadt kennen lernen. Auf das herzlichste wurde er von der Familie des Doktor Prutz als der Gast, den Großmama angekündigt, aufgenommen.

Besonders viel Liebe erfuhr er im Hause des Schriftstellers Hefekiel; Frau und Töchter blieben auch nach dessen bald darauf erfolgtem Tode seine treuen Freunde.

Er sah alle Wunder der Hauptstadt, merkwürdigerweise ohne Unfall — überall half man ihm freundlich: der Kondukteur bot ihm die Hand, um ihn sicher den Omnibus erklimmen zu lassen; dort machte ihm eine Dame bequemen Platz auf einer Bank; im Museum hob ihn lachend ein kräftiger junger Mann in die Höhe: „So, Kleiner, nun siehst du auf alle herab und kannst die oberen Bilder besser bewundern als wir.“ Die Welt ist nicht so grausam, wie man sie oft malt — dem Elend, der Not und Hilflosigkeit begegnet Teilnahme und freundlicher Beistand von manchen, wenn auch nicht von allen Seiten, und seit der arme Bucklige gelernt hatte, Bitterkeit und Mißtrauen aus seinem Herzen zu entfernen und sich mit Vertrauen an seinen himmlischen Vater und die Menschen zu wenden, durfte er viel mehr Gutes als Übles erfahren. Er hatte sogar gelernt, bei einem harmlosen Scherz über sein kleines Figürchen mitzulachen und demselben dadurch den Stachel zu nehmen.

Wollten ab und zu wieder trübe Stimmungen aufkommen, wenn körperliche Leiden, die Sorgen der Armut oder das heiße Verlangen ihn quälten, Höheres zu erreichen, mehr zu lernen: da richtete ihn ein gutes, tröstliches Wort aus dem Mund oder der Feder eines Freundes wieder auf. „Kein Leben ist verfehlt als ein in Sünde vergeudetes,“ schrieb ihm ein berühmter Dichter auf seine Klagen, und die Wahrheit dieses Spruches erfuhr er an sich.

Schluß.

In dem Städtchen war eine Brüdergemeinde, und kurz nachdem er von seiner Reise zurückgekehrt war, hatte er die Freude, daß sein Wunsch erfüllt und er in dieselbe aufgenommen wurde. Nun war er nicht mehr allein, son-

dern das Glied einer großen Familie, in der er sich sehr wohl fühlte. Und bald sollte er noch lebhafter empfinden, wie viel das wert ist. Wenige Wochen nach seinem Eintritt in die Brüdergemeinde wurde er sehr krank, er war dies ja gewohnt, er, der kaum wußte, was es heißt, recht gesund zu sein; aber er fühlte, daß die Beschwerden, Atemnot und Brustschmerzen diesmal ernster als sonst auftraten.

Seine Mutter wohnte seit längerer Zeit wieder auf dem Dorf, wo sie mehr Verdienst fand und billiger leben konnte als in der Stadt. So wäre er recht verlassen gewesen; aber als Mitglied der Brüdergemeinde wurde er in ihre Krankenstube aufgenommen und als geliebtes Familienglied verpflegt. So viel freundliche Nachfrage und teilnehmende Besuche, so viel Erquickungen und Liebesbeweise kamen an das Krankenbett, daß man hätte meinen können, eine berühmte, mächtige Persönlichkeit liege darin und nicht der arme, verkrüppelte Unstern.

So freundlich sich sein Leben auch jetzt gestaltete, so sah er doch den Tod kommen als einen milden Boten, der ihn ins Vaterhaus hole.

Es wurde ihm noch die Freude, Frau Hesekiel und ihre Tochter, die ihm zulieb gekommen waren, zu sehen. Wenige Stunden nach ihrer Abreise entschlief er im freudigen Glauben an seinen gnädigen Gott und Vater, der auch des armen Unsterns nicht vergessen hatte.

* * *

„Aber das ist eine langweilige Geschichte," meint vielleicht manch ein junger Leser, „und geht nicht einmal gut aus!" Nun, das Leben selbst sieht eben auch nicht immer unterhaltend aus, und es ist doch gut, wenn man's kennen lernt, gerade wie es ist.

Wenn alle, denen ein freundlicheres Los gefallen ist, sich dankbar freuen lernen an dem, was ihnen geworden; wenn solche, die auch ein verkümmertes Los haben, lernen, kleine Freudenblümchen zu pflücken, getreu sein im kleinen und ihre Hoffnung setzen auf den reichen Vater im Himmel, dann ist sie doch gut ausgegangen und nicht umsonst geschrieben — die wahrhaftige Geschichte vom armen Unstern.

Der rote Hof.

Eine Geschichte aus der Marsch.

Allein auf der Welt.

Da, wo sich ein weites, grünes Meer am Rande der See, die Marsch hinzieht, liegt einsam und stattlich ein großes, schönes Anwesen, „der rote Hof" genannt. — Woher dieser Name kommt, weiß man eigentlich nicht recht zu sagen; die Kinder meinen, er komme von dem roten Ziegeldach her, das eines der ersten war, die man in der Umgegend sah; Erwachsene flüstern sich zu, es sei einst vor vielen Jahren eine blutige Tat auf dem Hofe begangen worden, daher komme die Bezeichnung „der rote Hof".

Übrigens macht das Anwesen nun keineswegs den Eindruck, als ob es der Schauplatz grauser Taten gewesen wäre. Von der Landstraße durch einen breiten Graben getrennt, liegt in einem kleinen, wohlgepflegten Blumengarten recht freundlich und einladend das schöne Wohnhaus; dahinter dehnt sich ein weiter Hofplatz aus, auf dem die Ställe und sonstigen Wirtschaftsgebäude stehen. Auf der Seite liegt ein großer Obstgarten, dessen hohe, dichtbelaubte Bäume uns verlockend zunicken, wenn wir auf der staubigen Chaussee vorbeigehen und uns vergeblich nach Schatten und Kühlung sehnen. — Rund um Wohn- und Wirtschaftsgebäude herum dehnen sich weit, weit die fruchtbaren Kornfelder, die üppigen Weiden aus. Soweit das Auge reicht, gehört alles zu dem roten Hof, der so stattlich in der tiefen Marscheinsamkeit liegt.

Wie glücklich muß doch der Besitzer von so vielem Reichtum sein! Wie strahlend mag sein Auge oft auf dem ganzen blühenden Gehöft ruhen! Welch stolze Pferde, welch schmucke, kräftige Kühe grasen auf den fetten Weiden; wie lustig gackern die bunten Hühner und schneeweißen Gänse

auf dem Hofraum; wie behaglich grunzen die gemästeten Schweine im Stalle! Alles zeugt so recht von Wohlstand und Gedeihen. Selbst die Hütten der auf dem Hofe beschäftigten Taglöhner, die um das Anwesen herumliegen, beweisen durch ihr wohnliches, behagliches Aussehen, daß die vielbeklagte Not des Arbeiterstandes hier noch nicht bekannt ist.

Auf dem grünen Rasenplatz vor dem Wohnhaus steht ein kleines Mädchen von ungefähr sechs Jahren. Sie hat die Hände in die Schürze gewickelt und blickt teilnahmlos über die brennend roten Geraniumbeete auf die Landstraße hinaus. Sie hat freilich von dort her nichts zu suchen und nichts zu erwarten, ihr Blick ist zu gleichgültig und leblos; es liegt ein trauriger Zug auf dem schmalen, blassen Gesichtchen. Es ist kein glückliches Kind, das kann man auf den ersten Blick sehen. Und doch ist das kleine, schmächtige Wesen die alleinige Erbin und bald, vielleicht sehr bald, die einzige Besitzerin des roten Hofs.

Eine sauber gekleidete, ältliche Frau erscheint unter der Haustüre.

„Martha! Martha!“ ruft sie mit lauter, etwas gellender Stimme, „komm herein, Martha! komm gleich herein, es wird kalt!“ —

Langsam wendet das kleine Mädchen sich um und folgt mit müden Schritten der Frau ins Haus hinein. Nicht als ob sie noch gerne bei den blühenden Blumen draußen gesessen wäre, — ihr war es einerlei, wo sie sich aufhielt; sie fühlte sich zu matt und schwach, um an irgend etwas Freude zu haben. Ob draußen oder drinnen, allein war sie ja überall, ganz allein; bei all ihrem Reichtum ein armes Kind.

Drinnen im Hause war es totenstille. Kein Hauch rührte sich auf der großen, mit Marmorfliesen belegten Hausdiele, auf der die prachtvoll geschnitzten eichenen Schränke und Truhen standen, in denen die Groß- und Urgroßmütter der Familie ihre Leinwandschätze aufgespeichert hatten. Mühsam öffnete das kleine Mädchen die Wohnstubentüre und trat leisen Schritts in das dämmrige Gemach, in welchem die hohen Bäume, die das Haus umgaben, ein

behagliches Halbdunkel verbreiteten. Das Zimmer war recht hübsch eingerichtet, es glänzte von Sauberkeit. Der braune Fußboden spiegelblank, die Mahagonikommode zwischen den beiden Fenstern, der Eckschrank, der kleine Nipptisch, alles funkelte wie frisch poliert. Sofa und Sessel waren mit schwarzem Damast überzogen; an den Fenstern standen wohlgepflegte, blühende Gewächse; auf dem Tische lag eine feine Decke, darauf eine blendendweiße Serviette. Und doch machte das Ganze keinen freundlichen Eindruck. Es war still, schwül und einsam in dem Zimmer. Es fehlte darin der Hauch eines warmen, frischen, glücklichen Lebens, der dem einfachsten Stübchen einen traulichen Anstrich verleihen kann.

Neben der Wohnstube lag das Schlafzimmer, in dem drei Betten standen: ein kleines für Martha, eins für ihre Wärterin und ein großes Himmelbett, in welchem eine alte Frau mit welken, eingefallenen Zügen lag, — Marthas Großmutter. Seit sie einst als blühende, junge Frau in dem Hause eingezogen war, dessen Wohlstand sie durch rastlosen Fleiß vermehrt hatte, war eine ganze Generation an ihr vorübergegangen, vor ihr dahingeschwunden. Kräftige Söhne und blühende Töchter hatte sie sterben sehen, — von den beiden jüngsten Kindern, die ihre letzte Hoffnung, ihr Stolz und ihre Freude gewesen waren, hatte sie die schöne, jugendliche Tochter und deren Gatten zu Grabe geleitet, — und der Sohn, — der allein von ihren Kindern noch am Leben geblieben, — der war für sie tot, ganz tot. Als ihren einzigen direkten Nachkommen erkannte sie nur das blasse, kränkliche Kind an, das jetzt an ihrem Bette saß.

Ob die alte Frau auf ihrem einsamen Krankenlager wohl Zeit gefunden, die Nichtigkeit aller irdischen Schätze zu erkennen, an denen sonst ihr ganzes Herz gehangen? Für wen hatte sie nun gesorgt und gespart? Für wen hatte sie Truhen und Schränke mit Vorräten gefüllt und hatte, jedes höhere Interesse verleugnend, nur an Geld und Geldeswert gedacht?

„Und wes wird sein, das du bereitet hast?" Früher, an ihrer Kinder Grab, mag die alte Frau wohl an diese Worte gedacht haben, jetzt konnte sie es nicht mehr. Ihre

Augen blickten erloschen und ausdruckslos, — starr und unbeweglich lag sie da, nur langsam, langsam strichen ihre gelben, abgezehrten Hände an der weißen Decke herunter.

„Das ist das Totengreifen," sagte die Wärterin, die am Fuße des Bettes stand.

Martha sah sie mit müden Augen an, sie kannte das.

„So hat Mutter auch getan," sagte sie, „ehe man sie in den schwarzen Sarg legte; — kommt Großmutter auch in den schwarzen Sarg?"

„Armes Kind!" sagte seufzend Frau Dietrichsen, — so hieß die Krankenwärterin, — „ja, sie kommt bald hinein. Du hast dann keinen Menschen mehr, der sich um dich bekümmert; denn deine Verwandten sähen dich am liebsten auch im schwarzen Sarg bei deiner Großmutter."

Martha verstand den Sinn dieser Worte nicht; sie faßte still eine der bleichen, abgezehrten Hände der alten Frau und hielt sie fest; dann neigte sie das Köpfchen auf das Kissen der Sterbenden, ihre Augen fielen zu. Die Abendsonne drang zwischen den zugezogenen Gardinen der Fenster durch, ihr rosiger Schein malte trügerische Farben auf das bleiche Gesicht des schlummernden Kindes und auf das noch bläßere Antlitz der alten Frau, die still und unbemerkt in den letzten tiefsten Schlaf versunken war.

* * *

Sechs Tage später war das stille Haus voll Menschen. Die große Staatsstube mit den vielen Gipsfiguren, der kostbar gestickten Tischdecke und dem ungeheuren Spiegel über der Marmorkonsole war heute geöffnet; der Spiegel aber und die Möbel und all die schönen Dinge, die darauf standen, waren mit weißen Tüchern verhüllt; die große Standuhr war gestellt worden, gleich nachdem die alte Frau ausgehaucht hatte; sie sollte erst wieder gehen, wenn diese unter der Erde lag.

Das Staatszimmer war angefüllt mit schwarzgekleideten Frauen, Verwandten und Nachbarn der Roten Hof-Besitzerin, die mit traurigen Gesichtern gehörig Kaffee tranken und Kuchen aßen, welche Frau Dietrichsen mit feierlicher Miene wieder und wieder im Kreis herumreichte.

Die Wohnstube draußen war in eine dichte Rauchwolke gehüllt; dort saßen die Männer, rauchten und tranken und waren sorgfältig bemüht, ihre Gesichter ernst zu erhalten, was angesichts einer so guten, reichlichen Bewirtung keine Kleinigkeit war. Wirkliches Leid fühlte keiner von all den vielen Gästen; keiner trauerte um die Tote, die draußen auf der Diele in dem kostbaren Sarge lag. Die alte, harte Frau hatte wenig Freunde gehabt, und selbst diese mußten ihr die letzte Ruhe gönnen. Hatte sie doch alles zu Grabe geleiten müssen, was sie liebte; war doch von der ganzen blühenden Familie nur das kleine Mädchen übrig geblieben, das so bleich und krank hinter dem Sarge stand!

Nachdem die traurige Versammlung sich gehörig an Kaffee, Wein und Kuchen gelabt hatte, begab sie sich auf die Diele hinaus; dort sprach der Geistliche der nahen Stadt ein paar ergreifende Worte am Sarg, ehe dieser auf einen Wagen gehoben wurde, und sämtliche Geladene fuhren in langer Reihe mit ihren Kutschen hinterher, dem Kirchhofe zu.

Die kleine Martha durfte nicht mit; doch als die Gäste wiederkamen, mußte sie mit an den gedeckten Tisch sitzen, der mit Braten, eingemachten Früchten und Gemüsen überladen war. Aber das Kind konnte nicht essen; still und traurig saß sie unten an der langen Tafel. Wie klein sie auch war, so fühlte sie doch, daß heute der letzte Mensch begraben worden, dem sie näher angehört hatte; sie fühlte, daß sie nun allein auf der Welt sei, ganz allein.

In der Hand hielt sie krampfhaft ein Stück Papier fest.

„Was ist das?" fragte neugierig eine der Frauen die Wärterin.

„Ach Gott!" flüsterte diese, — „das ist ein Bild, das Bild des Klaus Steffens, des jüngsten Sohns der alten Frau, den diese vor zwölf Jahren vom Hofe gejagt hat. Sie haben erst vor kurzem in die Verwandtschaft geheiratet, Sie kennen die traurige Geschichte nicht. Klaus Steffens war damals erst sechzehn Jahre alt, aber schon ein abgefeimter Bösewicht, der seine eigene Mutter bestohlen und betrogen hat. Und doch sagt man, obgleich sie ihn ver-

stoßen und enterbt hat, sie habe auf der ganzen Welt keinen Menschen so lieb gehabt wie ihn."

An der Straße gefunden.

Die Beerdigung mit all ihren Feierlichkeiten und Zeremonien war vorüber, die kleine Martha war nun alleinige Herrscherin auf dem roten Hofe. Sie machte aber keinen Gebrauch von ihren Rechten und hatte keine Ahnung von ihrer glänzenden Lage. Frau Dietrichsen hatte neben ihren Pflichten als Marthas Wärterin auch die Oberleitung des Hausstandes übernommen und herrschte als unumschränkte Gebieterin. Sie sorgte für Martha insofern recht gut, als sie ihr immer satt zu essen gab, ihre Kleider gut im stande hielt und darauf achtete, daß das Kind sich nicht erkälten konnte. Sonst bekümmerte sie sich wenig um die Kleine. Die Landwirtschaft besorgte ein alter, lediger Vetter Marthas, zugleich ihr Vormund, ein guter, aber stiller und trockener Mann, der mit dem kleinen, zarten Mädchen gar nichts anzufangen wußte.

Das Kind war ganz und gar sich selbst überlassen. Niemand tat ihm etwas zuleide, aber niemand nahm sich in Liebe seiner an. Zu lernen brauchte Martha nichts, meinten die Verwandten, das arme Kind sterbe ja doch bald; man konnte ihm auf den ersten Blick schon ansehen, daß es den Keim zum Tode in sich trug. — Sie hatte niemand, mit dem sie spielen konnte; die Taglöhnerskinder, die manchmal auf den Hof kamen, waren ihr zu laut und zu wild. Eine mitleidige Tante hatte der kleinen Martha einmal eine Puppe geschenkt. Damit wußte sie aber nicht recht umzugehen. Sie trug sie nur auf dem Arm herum, ordentlich mit ihr spielen konnte sie nicht.

Der beste Freund, den Martha hatte, war Karo, der große Hofhund, der, weil er so besonders klug und gutartig war, den Tag über nicht an die Kette gelegt wurde wie andere Hunde seiner Rasse. Sobald Martha des Morgens aufgestanden und angezogen war, ging sie, wenn die Witterung es erlaubte, hinaus in den Hof. Da war denn Karo gleich an ihrer Seite, er folgte ihr in den Garten, und wenn sie an ihrem Lieblingsplätzchen auf der Bank vor

dem Hause saß und über den kleinen Blumengarten weg hinaus auf die Landstraße blickte, so legte er sich ihr zu Füßen und sah sie mit seinen klugen Augen so treu und verständig an, als wollte er sagen: „Fürchte dich vor gar nichts, kleine Martha! Solange ich bei dir bin, wird dir gewiß nichts geschehen."

Sonntags wurde Martha immer mit ganz besonderer Sorgfalt angekleidet; es kamen dann gewöhnlich einige ihrer Verwandten angefahren, um nach dem kleinen Mädchen und nach dem großen Hauswesen zu sehen. Martha durfte mit in der großen Stube sitzen, die Tanten nahmen sie auf den Schoß, sie bekam Kaffee und Kuchen, so viel sie wollte. Aber so recht wohl wurde ihr doch nicht dabei. Sie fühlte unbewußt, daß all die Liebkosungen, die man ihr spendete, nicht von Herzen kamen und daß unter den vielen, freundlichen Verwandten, die sie küßten und hätschelten, keiner war, der sie wirklich von Herzen lieb hatte. Das arme Kind hatte recht. In der Stille wunderten sich alle, daß sie so lange lebe, und freuten sich auf das reiche, schöne Erbe.

Es war Sommer gewesen, als sie Marthas Großmutter begraben hatten; es war nun Herbst und Winter geworden, ein früher, kalter Winter. Die kleine Martha durfte gar nicht mehr draußen spielen, sie mußte in der Wohnstube beim warmen Ofen bleiben. Wenn Frau Dietrichsen mit ihren Haushaltungsgeschäften fertig war, so setzte sie sich mit einer Handarbeit zu ihr herein. Auch Vetter Wilhelm kam öfters in die Stube und legte sich schweigend auf den Sofa mit seiner Pfeife. Mit dem Kinde wußte keines etwas zu sprechen. Sie saß still hinterm Ofen oder schaute auch manchmal zum Fenster hinaus in den verschneiten Blumengarten und winkte dem treuen Karo, der traurig vor der Türe saß und sehnsüchtig nach dem Fenster blickte, wo das bleiche Gesichtchen seiner Herrin sich zeigte.

Einmal, an einem recht unfreundlichen, trüben Wintertag, stand die kleine Martha ganz allein und besonders traurig am Fenster. Fast den ganzen Tag war sie mutterseelenallein in der Stube gewesen, da Frau Dietrichsen große Wäsche hatte, und auch Vetter Wilhelm mehr als

sonst auf dem Boden beschäftigt war. Es war schon dämmrig draußen und sehr still. Kein Lüftchen wehte über die weiße Schneedecke, die den öden Blumengarten bedeckte; drüben auf der Chaussee fuhr nicht einmal ein Wagen. — Alles schien erstarrt und erstorben in der eisig kalten Winterluft.

Da plötzlich sah Martha eine dunkle Gestalt auf der Chaussee her eilig über die Brücke dem Hause zukommen. Bald erkannte sie, daß es ein großer, schlanker Knabe von ungefähr zwölf Jahren war; rasch machte er die Haustüre auf, deren Glocke laut und hell durchs Haus tönte. Die kleine Martha trat neugierig auf die Diele hinaus; Frau Dietrichsen und Vetter Wilhelm eilten von verschiedenen Seiten herbei.

Trotz der scharfen Kälte, die draußen herrschte, glühten die Wangen des Knaben, die hellen Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn.

„O helft! helft!" rief er atemlos, „meine Mutter ist auf der Straße umgefallen, sie stirbt!"

„Wer ist denn deine Mutter, und was ist's mit ihr?" fragte Frau Dietrichsen in ihrer etwas langsamen, bedächtigen Art.

„Sie stirbt! sie stirbt!" rief der Knabe weinend, „draußen liegt sie an der Landstraße."

„Da müssen wir gleich helfen," sagte Vetter Wilhelm, „kommt, Klaus und Johann!" rief er zwei Knechten zu, die mit offenem Munde dastanden, „ihr müßt mitgehen."

Frau Dietrichsen war keine hartherzige Frau; sie brummte zwar vor sich hin von Landstreichergesindel, von unnötiger Mühe und dergleichen; — aber sie befahl doch den Mägden, in einer kleinen Kammer neben der Küche, in der altes Geschirr stand, eine Streu aufzurichten; sie holte selbst ein reines Leintuch, ein Federkissen und eine warme Decke herbei, um auf alle Fälle ein ordentliches Lager bereit zu haben.

Es war dies auch keine unnütze Vorsorge gewesen; denn kaum war das Bett fertig, so kamen Vetter Wilhelm, der kleine Junge und die beiden Knechte schon wieder zurück. Die letzteren trugen eine leblose Frauengestalt.

Ihr Gesicht war blaß und abgezehrt, die Augen hatte sie fest geschlossen, so daß man nicht sehen konnte, ob sie lebe oder schon tot sei. Ihr Anzug war zwar ärmlich, aber sehr sauber und reinlich, so daß Frau Dietrichsen sie ohne Zögern auf das vorhin zurechtgemachte Lager bringen ließ, in das sie sogar noch eine heiße Bettflasche gestellt hatte. Die Wärme schien der fremden Frau wohlzutun, nach einiger Zeit schlug sie langsam die Augen auf. Aber sie blickte wirr und verwundert umher und schien kaum ihren eigenen Knaben wiederzuerkennen. Auch war sie noch matt, sehr matt; kaum konnte sie die Tasse mit heißem Tee zum Munde führen, die Frau Dietrichsen ihr brachte, und fiel gleich darauf wieder in festen Schlaf.

Der Knabe war seelenvergnügt, daß seine Mutter, die er schon für tot gehalten, nun wieder aufgewacht sei. Frau Dietrichsen nahm ihn in die Küche und bewirtete ihn mit Milch und Butterbrot; auf ihre Fragen erzählte er bereitwillig seine ganze Lebensgeschichte.

„Wir sind aus der Pfalz," sagte er, „mein Vater war Weingärtner. Er ist gestorben, und da hatten wir gar nichts zu leben. Aber meine Tante aus Amerika, welche meiner Mutter Schwester ist, die schickte der Mutter viel Geld, daß sie nachkommen solle mit mir. Da gingen wir fort und da kamen wir nach Hamburg; dort schliefen meine Mutter und ich in einem Wirtshaus am Hafen in einer Kammer. Als wir aber am anderen Morgen aufwachten, da war all unser Geld gestohlen, das meine Mutter in ihrem Kleide eingenäht hatte." —

„Wißt ihr denn nicht, wer es getan haben kann?" fragte Frau Dietrichsen.

„Ja," sagte der Kleine, indem er sie mit seinen schwarzen Augen treuherzig anblickte, — „ein Mann saß am Abend neben uns in der Wirtsstube; der fragte meine Mutter, wer sie sei und wohin sie gehe und ob sie auch Reisegeld habe. Alles mögliche fragte er sie, und meine Mutter erzählte ihm alles, weil er so freundlich war gegen uns. Er ließ meiner Mutter ein großes Glas süßen Wein kommen und ich bekam auch davon zu trinken. Aber darum schliefen wir auch so fest, daß wir gar nicht aufwachten, als er des

Nachts in unsere Kammer trat. Und das Geld hatte er aus dem Kleide herausgetrennt, ohne daß wir etwas davon merkten."

„Gewiß hat das einfältige Weib dem Kerl erzählt, wo sie es aufbewahrt hatte," sagte Frau Dietrichsen leise vor sich hin. — „Wie kommt ihr aber nun hierher?" fragte sie den Knaben weiter.

„Als wir am anderen Morgen aufwachten," fuhr dieser in seiner ehrlichen Weise fort zu erzählen, „und der Mann war fort und unser Geld auch, da sagten alle Leute, es sei gewiß, daß der es gestohlen habe. Und da er am Tage vorher gesagt hatte, er gehöre nach Holstein und wolle wieder dort hinreisen, so dachten sie, da sei er wohl auch hingefahren. Meine Mutter sagte, wir müssen ihm nach, und so gingen wir erst nach Altona und dann mit der Eisenbahn bis Itzehoe. Da stiegen wir aus und gingen zu Fuß weiter. Essen konnten wir uns nicht kaufen, weil wir kein Geld mehr hatten, und meine Mutter wollte nicht, daß ich bettelte; sie sagte, wir müssen ja doch gleich den Dieb mit unserem vielen Gelde finden. Aber zuletzt konnte sie nicht mehr, da fiel sie hier an der Straße um."

„Wie kommt es denn," fragte nun Frau Dietrichsen etwas mißtrauisch, — „wie kommt es denn, Kleiner, daß deine Mutter sich nicht zuerst in Hamburg an die Polizei gewendet hat? Die hätte ja den Dieb viel eher ausfindig machen können, als ihr beide, die ihr hier ganz fremd seid, und nicht einmal Geld genug habt, um weiter zu kommen." — Dem kleinen Knaben traten Tränen in die Augen.

„Ach," sagte er traurig, „das haben sie schon in Hamburg zu meiner Mutter gesagt, aber sie wollte nicht darauf hören. Sie war überhaupt so sonderbar und lief immer in der Stube herum und rief: ‚Ich muß mein Geld wieder haben, mein Geld! mein Geld!' Als sie dann hörte, daß der Dieb wahrscheinlich nach Holstein gereist sei, so hatte sie gar keine Ruhe mehr. Ich mußte ganz schnell mit ihr nach Altona hinüber laufen, da fuhr gerade die Eisenbahn ab und da setzten wir uns gleich hinein. Unterwegs sagte sie fast gar nichts, als immer wieder und wieder: ‚Ich muß den Dieb kriegen, ich muß mein Geld wieder haben.'"

„Du lieber Gott!“ rief Frau Dietrichsen, indem sie die Hände über dem Kopf zusammenschlug, „da wäre die Person am Ende verrückt!“ —

Der Knabe sah sie erschrocken an und fing dann laut an zu weinen.

„Dummes Zeug,“ sagte Frau Dietrichsen, „sei froh, daß du nicht mehr allein mit ihr auf der Landstraße bist! — Du kannst dich nun erst satt essen und nachher bei deiner Mutter schlafen.“

Hierauf nahm sie ihren großen Schlüsselbund und ging brummend ihren Haushaltungsgeschäften nach.

„Da habe ich mir eine schöne Last aufgebunden,“ seufzte sie im Hinausgehen leise vor sich hin.

Der Junge saß noch immer weinend am Feuerherd. Martha setzte sich still neben ihn und schaute ihn mitleidig an.

„Wie heißt du denn?“ fragte sie nach eine Weile fast schüchtern; der große Junge, der so weit herkam und so viel zu erzählen wußte, kam ihr recht merkwürdig vor.

„Karl Hartmann,“ sagte der Knabe, indem er sich die Augen trocknete und das kleine Mädchen freundlich ansah; — „du heißt Martha, denn so hat dir die dicke Frau gerufen. Ist die dicke Frau deine Mutter?“

„Nein,“ sagte Martha, indem sie traurig den Kopf schüttelte, „ich habe keine Mutter mehr und keinen Vater, und meine Großmutter ist nun auch tot.“ —

Karl sah sie teilnahmsvoll an. Das kleine Mädchen war doch noch ärmer als er, obgleich sie in einem so schönen Hause wohnte und satt zu essen hatte. Sie sah auch so traurig und verlassen aus.

„Ich will dir morgen ein Schiff machen,“ sagte er, „gerade so, wie sie auf dem Rhein fahren.“

„Der Rhein? — was ist denn das?“

„O, weißt du das nicht?“ rief Karl; seine Augen glänzten, und er fing an, dem kleinen Marschkinde von seiner schönen Heimat zu erzählen, von dem grünen Rhein und von seinen lachenden Ufern, von seinem Heimatdorfe am Fuße der hohen Weinberge, von den lustigen Herbstfesten und der fröhlichen Kirchweih.

Wenn die kleine Martha auch nicht alles verstand, so mochte sie doch für ihr Leben gern zuhören. Ihr hatte noch niemand sonst irgend etwas erzählt. Sie hatte gar nicht gewußt, daß es irgendwo anders sein könne, als auf der Marsch. Es war ihr recht ungelegen, als Frau Dietrichsen kam, um sie zu Bett zu bringen, obgleich es viel später war als sonst. Sie freute sich schon auf den anderen Morgen und auf das versprochene Schiff und träumte die ganze Nacht von ihrem neuen Spielgefährten.

Dieser hatte keine so ungestörte Nachtruhe wie sie. Der Schlaf seiner Mutter wich bald einer fieberhaften Aufregung. Sie richtete sich in ihrem Bette auf und rief laut nach ihrem Gelde und nach dem Dieb, und erging sich dann in allerlei wilden Fieberphantasien.

Als Frau Dietrichsen am anderen Morgen nach der Kranken sah, hatte ihr Zustand sich keineswegs gebessert; sie war noch nicht bei Besinnung und phantasierte immerfort. Der Arzt, der von Zeit zu Zeit auf dem Hofe vorfuhr, um sich nach der kleinen Martha Befinden zu erkundigen, und der zufällig auch heute eintraf, wurde zu der armen Frau geführt. — Er schüttelte bei ihrem Anblick bedenklich den Kopf und meinte, sie könne am Ende noch das Nervenfieber bekommen.

Das war für Frau Dietrichsen eine Schreckensbotschaft! sie weinte und jammerte.

„Ach, du lieber Gott," rief sie wieder und wieder, „was habe ich dumme Person mir für eine Last aufgebürdet! Das fremde Weib wird uns alle mit ihrer Krankheit anstecken. Sie muß gleich aus dem Hause, das wird noch das beste sein."

„Frau Dietrichsen," sagte der alte Vetter Wilhelm, der sonst nicht viel in ihre Anordnungen dreinredete, sehr ernst und bestimmt, „das kann nicht geschehen. Es war gut und schön von Ihnen, daß Sie die arme Frau in das Haus aufgenommen haben; Sie müssen nun aber Ihre gute Tat auch weiter ausüben und die Kranke nach besten Kräften pflegen. Sie jetzt aus dem Hause zu werfen, wäre eine große Sünde, so schlimm wie ein Mord."

Frau Dietrichsen sah selbst ein, daß der alte Mann

recht hatte, und fügte sich seufzend in das unvermeidliche Übel. Die Kranke war ihr auch nicht lange mehr zur Last. Am Abend des zweiten Tages schon wurde sie immer matter: das Bewußtsein schien zwar wiederzukehren, die wilden Fieberphantasien ließen nach, aber die Kräfte schwanden zusehends. Einen Blick voll Liebe warf die arme Frau noch auf ihr Kind, das schluchzend an ihrem Lager kniete; dann blickte sie flehend auf Frau Dietrichsen und Vetter Wilhelm, der zufällig auch herzugetreten war, und sank tot in die Kissen zurück. —

Wieder eine Waise.

Es waren kaum vier Monate verflossen, seit sie den kostbaren, reich mit Samt beschlagenen Sarg der alten Hofbesitzerin nach dem Kirchhofe geführt hatten, und schon wieder wurde eine Leiche aus dem roten Hof zum Gottesacker gebracht. Doch dieser folgten keine lange Reihe von Wagen und keine schwarzgekleideten Verwandten; nur ein weinender Knabe saß neben dem schmucklosen Sarg, der die irdische Hülle eines liebenden Mutterherzens barg.

Die kleine Martha stand am Fenster und sah traurig dem Wagen nach, der etwas schneller fuhr, als er eigentlich hätte fahren sollen. Frau Dietrichsen saß mit ihrem Strickstrumpf am Ofen und Vetter Wilhelm rauchte seine Pfeife auf dem Sofa.

„Was wollen Herr Steffens nun mit dem Jungen anfangen?" fragte Frau Dietrichsen, die mit einem Seufzer der Erleichterung die Leiche hatte wegfahren sehen.

Der Alte zuckte die Achseln.

„Ich muß ja wohl an die Behörde schreiben," meinte er, „der Kleine wird dann in seine Heimat transportiert werden, wo er vielleicht Verwandte hat. Jedenfalls muß seine Gemeinde für ihn sorgen."

„Karl soll doch nicht fort!" rief Martha, die aufmerksam zugehört hatte, erschrocken.

„Soll er denn hier bleiben, dummes Kind?" fragte der Vetter lächelnd.

„O, laß ihn doch hier!" bat die Kleine flehentlich, mit Tränen in den Augen, „laß ihn hier! Er kann mir so

schön erzählen, und ein Schiff hat er mir auch gemacht. O bitte, bitte, Onkel Wilhelm, laß ihn hier bleiben!"

Der alte Mann schaute das Kind verwundert an, er hatte sie noch nie so erregt gesehen.

„Nun ja," sagte er endlich, „beschäftigen kann man so einen kleinen, gewandten Burschen schon auf dem Hofe. Man kann ihm wohl so viel zu tun geben, daß er sein Brot verdient, und du kannst auch einen Spielgefährten brauchen, armes Kind, bist ja immer allein! Hast schließlich auch ein Wort mitzureden, da du die Herrin des Hofes bist."

„Und dann kann ich Ihnen sagen, Frau Dietrichsen," fuhr der alte Mann fort, indem er sich an diese wandte, die etwas bedenklich mit dem Kopf schüttelte, „ich kann den Blick nicht vergessen, mit dem die arme sterbende Person mich zuletzt noch angesehen hat, als wolle sie sagen: Nimm dich doch meines verlassenen Kindes an! — So denke ich, kleine Martha, wir können dir vorderhand deinen neuen Kameraden lassen." —

Frau Dietrichsen mochte damit einverstanden sein oder nicht, — da Vetter Wilhelm nun einmal den Beschluß gefaßt hatte, lag es nicht in ihrer Macht, ihn zu ändern. Schließlich war sie auch einigermaßen erleichtert, daß die kleine Martha nun den Tag über Unterhaltung hatte; sie wußte doch nichts mit dem Kinde anzufangen. Auch die Verwandten sagten nicht viel dagegen, als ihnen gelegentlich von dem neuen Ankömmling erzählt wurde; ihnen war es einerlei, ob eine Person mehr oder weniger auf dem Hofe beschäftigt wurde. Und dann, wie kurze Zeit dauerte es wohl noch, bis die kleine Besitzerin ihren heimgegangenen Lieben folgte! — Wenn bis dahin der junge Knecht sich nicht als tüchtig erwies, so konnte er ja immer noch weggeschickt werden.

Der neue Spielgefährte.

Die kleine Martha lebte ganz auf mit ihrem neuen Spielgefährten. Er war ganz anders als die Taglöhnerskinder auf dem Hofe, viel lebendiger und aufgeweckter. Sie hatte bisher so still vor sich hingelebt, ohne zu wissen, wie schön und gut sie es in mancher Beziehung hatte. Nun,

da sie die Freude und das Interesse Karls an dem Hofe und seiner Umgebung sah, ging ihr eine ganz neue Welt auf.

Zu tun hatte der kleine Knecht bald genug, so daß er nicht viel mit ihr spielen konnte; aber es war ihr schon ein großer Genuß, wenn sie ihm bei seinen Arbeiten zusehen durfte. Gleich Morgens, wenn sie angekleidet war, ging sie mit ihm nach dem Hühnerstall. Dort suchten sie zusammen Eier. Das war ein Vergnügen, wenn diese so schneeweiß aus dem gelben Stroh hervorblickten, und wie nett war es dann, der gackernden Hühnergesellschaft Futter hinzustreuen; wie rasch kamen sie da herbeigeflogen! Karl kannte jede einzelne Henne, jede hatte ihren Namen, bald hatte Martha wie er ihre besonderen Lieblinge darunter. Auch wenn Karl den kleinen Kälbern ihr Futter brachte, begleitete ihn Martha. Sie war früher so gleichgültig an den stummen Tieren vorbeigegangen. Nun aber Karl ihr zeigte, wie eigentlich keines ebenso aussah wie das andere, wie jedes sein besonderes Wesen an sich hatte, gewann sie sie auch lieb, streichelte sie und hatte ihre Freude daran, wenn es ihnen gut schmeckte.

Überallhin konnte Martha dem kleinen Freunde freilich nicht folgen, er wurde zu gar zu vielen Dingen verwendet: bald mußte er den Mädchen Feuerung und Wasser in die Küche tragen; dann mußte er Frau Dietrichsen irgend etwas aus dem Keller oder vom Boden herunterholen, oder hatte Vetter Wilhelm einen Auftrag in Stall oder Scheune für ihn. — Alle konnten die Dienste des flinken, gewandten Burschen wohl gebrauchen. Er war auch zu allem willig und geschickt, keine Arbeit war ihm zu viel; man sah ihn immer freundlich und gefällig. Das arme Kind hatte in seiner frühen Jugend schon so bitter unter den Entbehrungen der Armut gelitten; er hatte viel gehungert und gefroren, so daß es ihm nun recht wohl war in der neuen, behaglichen Heimat, wo er immer satt zu essen bekam und wo er nach der Arbeit des Tages am warmen Ofen ausruhen durfte.

Abends in der Dämmerung rief Vetter Wilhelm ihn in die Stube herein, da durfte er bei der kleinen Martha sitzen. Dann erzählte er ihr mit leiser Stimme von seiner

fernen Heimat, — von seinem Vater, den er sich nur bleich und abgezehrt auf der Bahre liegend denken konnte; von seiner Mutter, die sich oft ihr einzig Stück Brot am Munde abgedarbt hatte, um es ihm zu geben. Er erzählte, wie er manchmal halb starr vor Kälte in den Wald habe gehen müssen, um unter Schnee und Eis die dürren Stücke Holz aufzusammeln, damit seine Mutter doch ein kleines Feuer im Ofen erhalten konnte. — Der kleinen Martha fiel es nun erst ein, wie gut sie es habe, daß sie immer Speise, Trank und warme Kleider im Überfluß hatte.

Aber nicht lauter traurige Erinnerungen waren es, die Karl von seinen ersten Kinderjahren zu erzählen wußte. Wenn er Winters frieren und hungern mußte, im Sommer war's doch schön gewesen! Da konnte die Mutter leichter etwas verdienen; oft legte auch ein Dampfschiff an, er konnte Reisenden ihr Gepäck tragen, einen Weg zeigen, und hatte so manchen Groschen bekommen. Und wie schön hatte man spielen können am Ufer des grünen Rheins, Berge bauen und Bächlein graben im Sand und Kies, hie und da auch hinausfahren mit einem kleinen Boot! Am allerherrlichsten aber war's gewesen zur Zeit der Weinlese, wo nicht nur die Gäste, auch die Arbeiter mit Lust und Singen hinauszogen und die Berge wimmelten von fröhlich geschäftigen Menschen! Da stiegen Abends feurige Raketen und Leuchtkugeln in die Luft, lustige Schüsse donnerten herab von allen Höhen und lange glänzende Fackelzüge wallten zum Dorfe nieder unter lauten, jubelnden Gesängen.

Karls Augen wurden feucht, wenn er von diesen fröhlichen Tagen redete; mit strahlenden Blicken hörte ihm die kleine Martha zu.

Aber eine ganz neue, ungeahnte Welt ging ihr auf, wenn Karl ihr von den wunderbaren Märchen und Geschichten berichtete, die man sich am Rhein erzählt: von den weißen Nixen, die in stiller Nacht aus den mondbeglänzten Wassern hervortauchen; von den stolzen Rittern, die vor langen Jahren droben auf den Bergen in den nun zerfallenen Burgen gehaust haben; von den Zwergen und Wichtelmännchen, die unter der Erde ihr Wesen treiben;

von der Lorelei, die hoch oben auf dem Felsen ihre goldenen Haare kämmt und mit ihrem wunderbaren Gesang den Schiffer ins Verderben lockt. —

Martha konnte nicht müde werden zuzuhören, denn von all diesen seltsamen Dingen hatte sie noch nichts gewußt. Den Kindern der Marsch werden keine Märchen erzählt: sie dürfen nur erfahren, was wirklich geschehen ist und was sie begreifen können. Es war gut, daß Frau Dietrichsen nicht darauf achtete, was Karl der kleinen Martha alles vorsagte, sonst hätte sie gewiß gescholten. So aber hörte nur der gute Vetter Wilhelm hie und da einige Bruchstücke davon von seinem Sofa aus, und der hatte selbst seine heimliche Freude daran.

Karo, Marthas alter Spielkamerad, wurde durch den neuen Gefährten nicht verkürzt; er war bald der gemeinsame Freund und Genosse der Kinder, ließ sich von Karl allerlei Kunststücke lehren und war fast so anhänglich an ihn, wie an seine kleine Herrin.

Was der Weihnachtsabend bringt.

„Ich bin nun schon vier Wochen hier," sagte Karl eines Abends zu der kleinen Martha, — „es sind nur noch acht Tage bis Weihnachten. Freust du dich auf Weihnachten?"

„O ja," sagte Martha etwas kühl; „ich freue mich schon, da essen wir bunten Mehlbeutel mit viel Rosinen und Schweinsbraten."

„Bekommst du denn keinen Baum?"

„Einen Baum? nein, was tut man denn an Weihnachten mit einem Baum?"

„O, Frau Dietrichsen," rief Karl dieser zu, die eben ins Zimmer trat; „Martha weiß nicht, was ein Weihnachtsbaum ist. Zündet man ihr denn keinen an?"

„Unsinn," sagte Frau Dietrichsen, „was werde ich wegen dem einzigen, kränklichen Kinde solche Umstände machen! Dir wird deine Mutter auch keinen Baum angezündet haben, dummer Junge."

„O ja," sagte Karl eifrig, „das Christkind brachte mir jedes Jahr einen Weihnachtsbaum; er war nur klein, auch

hingen nicht so viele schöne Sachen daran, wie bei den Kindern im Pfarrhaus; aber er war doch ganz voll von Lichtern, und zwölf Nüsse und sechs Äpfel hingen auch daran."

„Was ist denn das Christkind?" fragte Martha neugierig.

„Das weißt du nicht?" erwiderte Karl erstaunt. „Das ist ja der liebe Heiland! der ist als ein ganz kleines Kind auf die Welt gekommen, um die Menschen zu erlösen; und daß wir Kinder uns recht darüber freuen sollen, kommt er jedes Jahr am Weihnachtsabend wieder als ein kleines Kind zu uns vom Himmel herunter und bringt uns einen Tannenbaum mit vielen hellen Lichtern daran, und die reichen Kinder, die kriegen noch viel andere schöne Sachen dazu."

„Ich wollte, das Christkind brächte mir auch einen Weihnachtsbaum," sagte die kleine Martha.

Frau Dietrichsen aber nahm Karl auf die Seite und schalt ihn tüchtig aus.

„Dummer Bengel," sagte sie, „was brauchst du dem Kinde so etwas vorzusprechen! Es täte nun wahrhaftig not, ich liefe selbst nach der Stadt hinein und kaufte dort einen Tannenbaum, bei dem man einen Tag lang stehen kann, um ihn aufzuputzen. Das tue ich aber nicht, hörst du? Du sagst also nichts mehr von einem Tannenbaum, dann vergißt sie's auch."

Karl sagte nichts mehr davon zu der kleinen Martha; aber in der Stille sagte er sich: „Sie muß doch einen Baum haben."

Zwei Tage vor Weihnachten mußte Karl in die Stadt auf den Weihnachtsmarkt, um verschiedene Einkäufe für Frau Dietrichsen zu machen. Zugleich besah er sich die Tannenbäume, die an diesem Tage zum Verkauf aufgestellt waren. Einen großen konnte er freilich nicht erstehen, denn seine ganze Barschaft bestand aus zwölf Schillingen, die er an den vier Sonntagen, welche er auf dem roten Hofe gewesen, von Marthas Verwandten fürs Anschirren der Pferde bekommen hatte. Doch für fünf Schillinge bekam er schon einen ganz netten kleinen Baum; um sein übriges Geld kaufte er Lichter,

buntes Papier und ein paar Zuckerkuchen; damit schickte er sich seelenvergnügt zum Heimweg an. Aber über all seinen Einkäufen war es spät geworden; mit Sorge dachte Karl daran, wie ihn im Hause eine tüchtige Ladung Scheltworte von Frau Dietrichsen erwarten würde. Und, — wie sollte er es machen, um unbemerkt ins Haus zu kommen? Auf der Landstraße, die gerade um den Hof herum eine scharfe Krümmung machte, konnte man ihn von den Fenstern des Hauses aus schon von weitem kommen sehen, und der Tannenbaum ließ sich eben gar nicht verstecken, und doch durfte Frau Dietrichsen um keinen Preis etwas davon merken, denn sie würde ihm gewiß die Freude nicht gönnen, die kleine Martha damit zu überraschen.

Als Karl recht nachdenklich einherschritt und traurig über die lange, weiße Chaussee blickte, fiel ihm plötzlich auf, daß an der Seite sich ein schmaler Fußweg abzweigte, der in gerader Richtung nach dem Hofe zu führen schien. Wie, wenn das ein näherer Weg wäre? Von einem unwiderstehlichen Drange getrieben, schlug Karl den ihm gänzlich unbekannten Pfad ein. Es war ein schmaler Weg, der sich zwischen den Feldern hinzog, sich bald zu verlieren schien, bald aber vor einem Graben mündete, den Karl mit leichter Mühe überspringen konnte. Er schien fast nie betreten zu werden, aber er führte in schnurgerader Richtung nach dem Hofe, den Karl nun in einer halben Stunde erreichte, während er auf der Chaussee beinahe eine ganze Stunde gebraucht hätte. Und dann kam er auf der Rückseite des Hauses an, so daß er ganz unbemerkt seine Last in einer Ecke des Stalles verbergen konnte. Karl dachte bei sich: Gewiß hat mir das Christkind diesen Weg gezeigt, damit die kleine Martha doch ihre Weihnachtsfreude habe. —

Es war Weihnachtsabend. Das ganze Haus war von oben bis unten rein gescheuert worden, die Knechte und Mägde saßen in der Küche um den Tisch und speisten Mehlbeutel und Schweinsbraten. Ein großer Mehlbeutel, ganz bunt von Rosinen, stand auch im Zimmer auf dem Tisch, daneben ein duftender Braten, den sich Vetter Wilhelm und Frau Dietrichsen trefflich schmecken ließen. Die kleine Martha saß bei ihnen, sie konnte nicht viel von der

schweren Speise essen. Ganz in der Stille dachte sie, wie schön es doch wäre, wenn ihr das Christkind nun einen Tannenbaum brächte.

Da ging plötzlich die Tür auf, ein heller Lichtschein drang herein; es erschien eine weiße Gestalt, die einen hübschen, mit bunten Papierketten, Kuchen und strahlenden Lichtern geschmückten Weihnachtsbaum vor Martha hinsetzte und dann verschwand.

Gleich darauf trat Karl ins Zimmer. Martha lief ihm jubelnd entgegen.

„O, Karl, Karl! sieh, das Christkind hat mir auch einen Weihnachtsbaum gebracht!"

Und das sonst so ruhige, ernste Kind faßte Karls beide Hände und tanzte jauchzend mit ihm um den Baum herum, ihre Augen strahlten noch heller als die brennenden Lichter.

Frau Dietrichsen, die wohl erriet, wer die weiße Gestalt gewesen war und wer den Baum aufgeputzt hatte, hätte gern mit Karl gescholten; aber sie war doch zu gutmütig, um der kleinen Martha ihre Freude dadurch stören zu wollen. Auch wagte sie es nicht Vetter Wilhelms wegen, der ganz gerührt auf die glücklichen Kinder blickte, und sogar, sie sah es deutlich, dem Jungen einen ganzen Taler in die Hand drückte und leise zu ihm sagte: „Da nimm, mein Junge, du sollst doch auch eine Freude haben!" —

Karl war ganz verblüfft über dies unerwartete Geschenk. Er war durch die Freude der kleinen Martha schon genug für seine Mühe belohnt gewesen; es war ihm eigentlich gar nicht recht, daß Vetter Wilhelm ihm noch Geld dafür bot. Als er aber in die freundlichen Augen des alten Mannes blickte, so merkte er, wie gut dieser es meine, und dankend steckte er das Geld ein. Er hatte noch nie so viel auf einmal besessen. Dann wandte er sich wieder zu Martha, die nicht satt werden konnte, den Baum zu bewundern und sich darüber zu freuen.

Die Lichter waren schon beinahe abgebrannt und Frau Dietrichsen begann Anstalten zu machen, um Martha zu Bette zu bringen, als man plötzlich draußen den Hund bellen hörte. Die Haustür öffnete sich geräuschvoll, und noch ehe Frau Dietrichsen hinausgehen konnte, um nach-

zusehen, wer zu so später Stunde noch komme, trat ein großer, schöner, noch junger Mann ins Zimmer. Rasch ging er auf den alten Vetter zu und schüttelte ihm die Hand, dann hob er die kleine Martha in die Höhe und küßte sie.

„Guten Abend, mein Kind," sagte er mit wohlklingender Stimme, „du kennst mich wohl nicht; aber ich glaube dich zu kennen, — du hast die Augen meiner Schwester. — Ist es ihr Kind, Vetter Wilhelm?" —

„Herr Gott, Klaus Steffens!" rief Frau Dietrichsen und schlug, halb erschrocken, die Hände über dem Kopf zusammen. „Martha, das ist dein Onkel."

„Bist du mein Onkel?" fragte Martha, — „du siehst gerade so aus wie das Bild, das die Großmutter gehabt; sie hat es immer bei sich getragen."

Karl stand in der Ecke und sah stumm auf den fremden Mann, der Martha auf den Schoß genommen hatte und sie mit Liebkosungen überhäufte.

„Der sieht dem Manne gleich, der meiner Mutter Geld gestohlen hat," sagte er leise vor sich hin; „aber wenn es der kleinen Martha Onkel ist, so kann das ja nicht sein."

Der verlorene Sohn.

Ja, Vetter," sagte am andern Morgen der verloren Geglaubte, indem er sich behaglich auf dem Sofa ausstreckte und zu dem von Frau Dietrichsen vortrefflich bereiteten Kaffee eine feine Zigarre rauchte, — „ja, Vetter Wilhelm, ich bin weit in der Welt herumgekommen in den zwölf Jahren, die ich von meinem Vaterhause verbannt gewesen bin. Ich habe gehungert und gearbeitet; ich habe viel gesehen und bin vielerlei gewesen; ich habe Holz gehauen und Steine geklopft und Acker umgegraben. Manchmal hatte ich Geld im Überfluß; aber in Amerika ist viel Wind, der hat es immer weggeblasen, noch ehe es mir fest in der Tasche steckte. Am Ende dachte ich, wenn du zu Hause arbeitest, wie du hier arbeiten mußt, so kannst du's in der alten Welt ebensoweit bringen wie in der neuen, und kannst dir noch dazu die Verzeihung deiner Mutter wieder erwerben und auf dem roten Hof ein behagliches Leben

führen. Ich sehnte mich nach meiner Heimat, Vetter Wilhelm, und nach meinem schönen Besitztum, und als ich mir wieder ein bißchen zusammenverdient hatte, so schiffte ich mich dafür nach Hamburg ein."

„Hast du," unterbrach Vetter Wilhelm den Erzähler, „in all der langen Zeit wohl einmal den Versuch gemacht, deiner Mutter Verzeihung zu erwirken?" —

„Ich habe," erwiderte Klaus, „vor sechs Jahren an meine Schwester geschrieben und klopfte ein bißchen auf den Busch, ob mich die Alte wieder zu Gnaden annehmen würde, wenn ich als reuiger Sünder vor sie träte. Sie erwiderte nichts, nur von ihrem Manne erhielt ich ein paar Worte zur Antwort; er schrieb, daß seine Frau krank sei, und daß sie ihm den Auftrag gegeben habe, mir die Geburt ihrer kleinen Tochter anzuzeigen. Sobald sie wieder besser sei, werde sie suchen, bei meiner Mutter für mich Verzeihung zu erwirken. Jetzt könne sie das noch nicht, da bei ihrer großen Schwäche der Arzt ihr streng jede Aufregung untersagt habe. Und ohne Sturm, meinte mein Schwager, würde es nicht abgehen, wenn von mir die Rede sei; denn bis jetzt habe es noch kein Mensch gewagt, meinen Namen vor meiner Mutter zu nennen. — Mit diesem Troste mußte ich mich begnügen, Vetter; denn in all dieser Zeit habe ich nichts mehr von meiner Familie gehört. Man soll Toten nichts Böses nachsagen, sonst würde ich die Vermutung aufstellen, meine Schwester habe nie den Versuch gemacht, meiner Mutter Verzeihung für mich zu erbitten; es lag ja auch schließlich in ihrem Interesse, wenn ich wegblieb." —

„Du tust deiner Schwester unrecht," sagte Vetter Wilhelm sehr ernst; „sie hat dich lieb gehabt und hätte ihr Herzblut hingegeben, wenn sie damit deiner Mutter Verzeihung hätte erkaufen können. Sie hatte das Nervenfieber, als sie deinen Brief erhielt; nachdem sie ihn gelesen, steigerte sich bei ihr das Fieber dergestalt, daß ihre schon vorher geschwächte Kraft darunter erlag; sie starb, ohne wieder zur Besinnung zu kommen, am Tage darauf. Dein Schwager muß deinen Brief gleich beantwortet haben, nachdem er ihn gelesen, denn von der Leiche seiner Frau wurde

er krank weggetragen; er starb kurz nachher auch am Nervenfieber. Ich erinnere mich, daß er auf seinem Totenbette deiner Mutter deinen Brief hinreichte; doch sie zerriß ihn, ohne ihn gelesen zu haben."

„Ich hätte mir das denken können," sagte Klaus, indem er sich auf die Lippen biß; „ich wagte auch keinen weiteren Versuch mehr, um mich ihr wieder zu nähern, bis ich mich endlich nach Hamburg einschiffte. Als ich aber wieder deutsche Erde unter den Füßen hatte, da fiel mir alles aufs neue so deutlich ein, was zwischen mir und meiner Mutter vorgegangen. Ich fürchtete mich vor der Alten und ihrem Willkomm, und als ich zufällig ein Geschäft machte, das mir hundert Taler eintrug, reiste ich damit, statt hierher, nach Paris. Dort ist aber auch kein guter Boden für die harten Taler; so leicht es ist, sie los zu werden, so schwer ist's, sie wieder zu finden. Eines schönen Morgens war mein Beutel leer und guter Rat teuer. Da fiel mir zufällig eine deutsche Zeitung in die Hand, die eine ‚letzte und dringende Aufforderung' an mich enthielt, mich, wo ich auch sei, vor Gericht zu stellen, um mein Erbteil in Empfang zu nehmen, da meine Mutter gestorben sei. Morgen will ich mich nun bei dem Gerichte melden und denke, ich bin dann der rechtmäßige Herr des roten Hofs."

„Dem ist nicht so," sagte der alte Vetter, indem er aus seiner kurzen Pfeife eine tüchtige Rauchwolke in die Stube blies, „dem ist nicht so, Klaus Steffens. Wohl sind deine Geschwister alle tot, und bist du demnach der nächste Erbe. Aber in ihrem Testamente hat deine Mutter ihr Besitztum dem Kinde deiner jüngsten Schwester vermacht. Du, als ihr einziger und, wie sie hinzufügt, leider ungeratener Sohn, bist auf den bloßen Pflichtteil herabgesetzt. Bei dem Werte, den in gegenwärtiger Zeit die liegenden Güter haben, ist das nun allerdings nicht viel im Verhältnis zu dem Hofe; doch ist es immerhin genug, um anständig leben zu können, und ein Mensch, der arbeiten will, kann damit den Grund zu einem sehr ansehnlichen Wohlstand legen."

Mit diesen Ansichten schien der junge Mann aber ganz und gar nicht einverstanden zu sein.

„Ich habe genug am Arbeiten, Vetter!“ sagte er mit einem Seufzer, „ich glaubte, ich hätte mich nun gehörig abgequält und meine Sünden gebüßt. Ich hoffte, mich jetzt auf meiner Besitzung ausruhen zu können. Als Herr des roten Hofes wollte ich ein neues Leben beginnen und meine Güter ordentlich und fleißig bewirtschaften. Nun soll ich mich aufs neue draußen in der Welt herumquälen! Das ist hart, Vetter Wilhelm.“

Wieder stieß der junge Mann einen schweren Seufzer aus und blickte so tief und traurig enttäuscht vor sich nieder, daß der gutmütige Vetter ordentlich Mitleiden mit ihm hatte.

„Deine Lage ist wirklich so schlimm nicht, Klaus,“ — sagte er in tröstendem Tone; „du bist jung und gesund und hast über ein ganz nettes Kapital zu verfügen. Mancher andere wäre froh, wenn er mit so viel in die Welt hinein könnte.“

„Ja,“ rief Klaus Steffens heftig, — „aber andere sind auch nicht aufgezogen worden in der Hoffnung auf ein einstiges großes Besitztum!

„Meine älteren Brüder starben, als ich noch ein kleines Kind war. Ich war der männliche Erbe meines elterlichen Hofes. Das ist mir wieder und immer wieder gesagt worden von allen, mit denen ich in Berührung kam. Als kleiner Knabe schon wußte ich, daß ich reich sei, und daß man mit Geld sich alles erkaufen könne. Wenn ich andere Jungen arbeiten sah und lernen, um einst einen Beruf ausfüllen zu können, mit dem sie ihren Lebensunterhalt verdienen mußten, — so wußte ich, daß ich, ohne zu arbeiten und zu lernen, doch einst reicher sein würde als sie alle. Mein Vater war früh gestorben, meine Mutter war strenge, sehr strenge gegen mich. Ich wurde knapp im Gelde gehalten; ich mußte, wenn ich Abends von der Schule heimkam, noch tüchtig mit an die Arbeit. Das hielt ich für überflüssige Härte. Wo ich konnte, trachtete ich der Arbeit zu entfliehen. Wenn meine Mutter mir kein Geld geben wollte, so versuchte ich mir's auf alle mögliche andere Weise zu verschaffen. Es waren immer genug Leute da, die mir höchst bereitwillig Geld liehen, so viel ich

wollte. Als sie es aber wieder von meiner Mutter forderten, — hu! da gab es einen Höllenspektakel. Sie bezahlte natürlich, erklärte aber, daß sie dies nie wieder tun würde. Ich wurde Knall und Fall von der gelehrten Schule genommen und mußte auf dem Hofe wie ein Knecht arbeiten. Das kam mich sauer an, doch ein halbes Jahr lang hielt ich es aus. Ich wurde konfirmiert und hatte mich die ganze Zeit der Vorbereitung über gut gehalten. Als ich am Einsegnungstage mit den anderen Kindern vor dem Altare kniete, als unser würdiger Pastor mir den Spruch zurief: ‚Welchem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern', — war ich voll guter Vorsätze. Nach der heiligen Handlung fiel ich meiner Mutter um den Hals und gelobte ihr, künftig ein guter Sohn zu werden. Sie küßte mich, was sie sonst noch nie getan, und in ihrem Auge sah ich, was ich noch nie darin gesehen, — eine Träne."

Einen Augenblick schwieg Klaus Steffens; er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wolle er die Erinnerung an vergangene Zeiten verscheuchen, — dann zündete er sich eine neue Zigarre an und sagte mit kurzem Lachen: „Lang dauerte meine Frömmigkeit freilich nicht, — es verdroß mich bald, daß ich nach wie vor arbeiten mußte und nicht ausgehen durfte. Meine Schulfreunde und andere junge Leute kamen und ermahnten mich, das Leben besser zu genießen. Ich war ja der Erbe eines großen Hofes. Bald waren die ernsten Ermahnungen des Geistlichen, die feierliche Konfirmation, die guten Vorsätze, die ich gefaßt, vergessen. In mancher Nacht, wenn meine Mutter mich in tiefem Schlafe wähnte, stieg ich zum Fenster hinaus und eilte auf den Tanzboden, der, so jung ich war, mir, dem reichen Erben, stets offen stand. Geld bekam ich nicht von meiner Mutter, Schulden machen durfte ich auch nicht, so nahm ich mir, was ich konnte. Ich hatte meinen eigenen Schlüssel zu meiner Mutter Geldkasten. Das merkte sie aber bald, sie hatte ein viel zu scharfes Auge für ihre harten Taler. Es war im Herbst; in der Stadt war Jahrmarkt, da ging es des Abends in allen Wirtshäusern hoch her. Ich durfte nicht dabei fehlen. Am Abend saß

ich bis acht Uhr bei meiner Mutter. Dann stand ich auf und sagte: ‚Ich will nun zu Bett.‘ — ‚Jetzt schon?‘ fragte die Alte und sah mich scharf an. ‚Ja,‘ sagte ich, indem ich gähnte und mich wie schlaftrunken streckte, ‚ich bin schläfrig und müde.‘ — Ich konnte mich gut verstellen, Vetter Wilhelm; — aber diesmal war die Alte doch klüger als ich, sie sagte nur: ‚So!‘ warf mir noch einen Blick zu und ging mit dem Lichte hinaus. Ich war ein Esel, daß ich bei diesem Blick nicht merkte, daß sie mich durchschaute; aber ich dachte an nichts, als an das Vergnügen, das mich noch erwartete. — Rasch ging ich auf meine Stube, schloß mich darin ein und kleidete mich aufs feinste an. Dann eilte ich an die Kassette und wollte sie mit meinem Schlüssel öffnen. Sonst war das ein Kinderspiel, aber heute, heute ging es nicht, ich drehte und probierte und schüttelte; aber es half nichts, das Schloß war verändert worden. Da plötzlich, wie ich noch eifrig am Untersuchen bin, fühle ich eine Hand auf meiner Schulter. Ich wende mich erschreckt um, — meine Mutter steht hinter mir, todesbleich, mit furchtbaren, glühenden Augen. — ‚Also das ist der Dieb!‘ rief sie mit heiserer, hohler Stimme. — Noch in derselben Nacht stand ich draußen auf der Landstraße in meinen Feiertagskleidern, mit einem Beutel voll Geld in der Tasche, aber nicht als ein lustiger Bruder, der auf den Tanzboden eilt, sondern als ein Verstoßener, der in die weite Welt hinausgetrieben wird.“

„Und deine Mutter,“ sagte Vetter Wilhelm, „wurde am anderen Morgen besinnungslos am Boden liegend gefunden. Sie lag lang und schwer krank darnieder. Nie, in ihrem Leben nie, hat sie den Schlag verwunden, der sie durch ihren Sohn betroffen, — ihren Sohn, der ihr auf der Welt das Liebste war.“

„Und den sie doch enterbt hat!“ rief Klaus Steffens leidenschaftlich aus, indem er aufsprang und seine Hände ballte, — „den sie enterbt hat, um sein schönes, rechtmäßiges Besitztum gebracht, um dessentwillen er ein schlechter Kerl geworden ist, und das ihn nun wieder einem neuen, besseren Leben hätte zuführen sollen! Ich habe wahrhaftig genug gebüßt für die Sünden meiner Kindheit; unter all

den Entbehrungen und Leiden meines Lebens in der neuen Welt hat mich nur die Hoffnung aufrecht erhalten, einst der Herr meines Gutes zu werden. Zwölf lange Jahre habe ich gedarbt und gearbeitet, und nun komme ich wieder, um das, was mir gehört, in den Händen eines kleinen Kindes zu sehen! Das ist hart, Vetter Wilhelm, das ist kaum zu ertragen."

„Klaus! Klaus!" rief der Alte mit trauriger Miene, „das ist nicht der Weg, begangenes Unrecht zu sühnen und das Gute, das die Gegenwart uns bietet, sich anzueignen. Du hast dich schwer versündigt und hast lange nicht genug dafür gebüßt, das beweist dein ungebrochener, heftiger Sinn. Deine Lage ist besser, weit besser, als du es verdienst; denn wenn auch der Hof selbst nicht dein ist, so hast du, wie ich dir schon gesagt habe, immerhin genug, um ein neues, besseres Leben mit Ehren anfangen zu können. Besinne dich also, Klaus Steffens, und werde ein ordentlicher, fleißiger Mensch! Vielleicht ist auch die Zeit nicht mehr fern, wo du dennoch das Besitztum, an dem dein Herz hängt, antreten kannst; das arme Kind, dem du es so wenig gönnst, trägt vielleicht schon den Keim des Todes in sich, es ist sehr zart und schwach."

Hätte Vetter Wilhelm den bösen Blick gesehen, der bei diesen letzten, unvorsichtigen Worten in den Augen des jungen Mannes aufblitzte, — so hätte es ihm sicher sehr leid getan, sie ausgesprochen zu haben. Er hatte ihn nicht gesehen, — doch einem anderen war er nicht entgangen; in einem anderen, viel jüngeren, unerfahrenen Herzen hatte dieser Blick eine bange Furcht erweckt. — Der kleine Karl, der bei Vetter Wilhelms letzten Worten in die Stube getreten war, ohne daß die beiden anderen es gewahr wurden, hatte diese Worte noch gehört und verstanden; er hatte auch bemerkt, was dabei in Klaus Steffens Augen aufgeleuchtet hatte.

„Das ist der Mann, der meiner Mutter Geld gestohlen hat," sagte er sich in diesem Augenblicke beinahe mit völliger Gewißheit, und mußte in trüber Ahnung hinzufügen: „der kann auch noch Schlimmeres tun."

Ganz in der Stille gelobte Karl sich dabei, recht sorg-

sam und treu über der kleinen Martha zu wachen und sie so wenig als möglich allein zu lassen.

Wenn übrigens wirklich eine schlimme Regung in Klaus Steffens aufgestiegen war, so wußte er dieselbe bald wieder zu verbergen. Seine Augen, die noch eben so bösartig aufgeleuchtet hatten, blickten im nächsten Augenblicke schon recht herzlich und zutraulich zu Vetter Wilhelm hinüber. Treuherzig reichte er seinem alten Verwandten die Hand und sagte in ganz verändertem Tone: „Euch ist wohl ganz bange vor mir geworden. Ich bin eben immer noch ein wilder Gesell. Aber glaubt mir, ich habe den besten Willen, mich zu bessern. Nun die erste Enttäuschung vorüber ist, will ich Mut fassen und Euren Rat befolgen. Ich will sehen, daß ich aus meiner Lage das beste mache. — Fürs erste denke ich mit Erlaubnis meiner kleinen Nichte noch eine Zeitlang auf dem Hofe zu bleiben, um unter Eurer Leitung die Landwirtschaft recht gründlich zu erlernen. Dann kann ich mir vielleicht irgendwo in der Nähe einen kleinen Hof erwerben. Denn so weit ich in der Welt herumgekommen bin, nirgends habe ich es schöner und besser gefunden als bei einem Dithmarschen Landmann."

Der alte Wilhelm schlug herzlich ein.

„So gefällst du mir, Vetter," sagte er freundlich; „wir wollen das Vergangene vergessen und von der Zukunft das Beste hoffen."

Törichter alter Mann! hast du in deinem langen Leben nicht erfahren, wie wenig bei uns schwachen Menschen alle guten Vorsätze helfen, wenn wir sie aus eigener Kraft ausführen wollen? Nur der Herr allein kann aus uns sündigen Geschöpfen gute und fromme Menschen machen. Nur wenn wir uns reuig und zerknirscht zu seinen Füßen werfen, hilft er uns, die bösen Regungen unseres Herzens zu ersticken, die sonst so leicht, so leicht zur Tat werden können.

Der Onkel aus Amerika.

Ein neues, munteres Leben war auf dem stillen Marschhof eingezogen mit dem jungen, lustigen Onkel aus Amerika. Er hatte sich durch sein zutrauliches Wesen bald alle Herzen gewonnen. Vetter Wilhelm hatte an ihm einen gelehrigen

Schüler, der ihm mit Fleiß und Gewandtheit zur Hand ging; gegen die Dienstboten war er leutselig und freundlich. Selbst Frau Dietrichsen, die den unerwarteten Ankömmling erst etwas mißtrauisch betrachtet hatte, wußte er für sich einzunehmen, indem er ihr einmal ein paar Ellen rosenrotes Haubenband aus der Stadt mitbrachte und dabei versicherte, er habe sich gedacht, gerade rosa müsse ihr bei ihrem frischen Aussehen gut stehen.

Am allermeisten aber liebte die kleine Martha den neuen Onkel. Ihr warmes, liebebedürftiges Herzchen gab sich bald ganz und gar dem einzigen Verwandten hin, der es der Mühe wert fand, sich eingehend mit ihr zu beschäftigen. Er spielte Ball mit ihr auf der großen Hausdiele, er zeigte ihr Bilder und nahm sie auf den Schoß. Und wie schön, wie wunderbar schön wußte er zu erzählen von all den fremden Ländern, in denen er gewesen, vom großen Meer und von den Schiffen darauf! Das war doch noch ganz etwas anderes als Karls Geschichten vom Rhein. Und der Onkel machte dazu so lustige Späße und schnitt so drollige Grimassen, daß Martha oft gar nicht aufhören konnte zu lachen.

Der einzige, der sich von dem liebenswürdigen Wesen des Onkels aus Amerika nicht bestechen ließ, war Karl Hartmann. Er konnte mit dem besten Willen sein Mißtrauen gegen ihn nicht los werden; oft kam ihm auch vor, der neue Onkel betrachte ihn mit forschenden, zweifelhaften Blicken; so hielt er sich immer in scheuer Entfernung von dem Liebling aller. Mit Martha war Karl nun lange nicht mehr so viel beisammen wie früher. Von Neujahr an mußte er die nächste Dorfschule besuchen und war so beinahe den ganzen Tag über abwesend. In der Zwischenzeit galt es sich doppelt beeilen, um mit seinen Arbeiten in Haus und Küche fertig zu werden. So hatte er wenig Muße, mit der kleinen Freundin zu spielen. Diese vermißte ihn ja auch gar nicht, das fühlte er schmerzlich; sie hatte ihn über dem neuen Onkel fast ganz vergessen.

Aber darum hatte Karl seine kleine Gespielin doch noch ebenso lieb wie früher. Ohne daß sie es wußte, beobachtete und bewachte er sie, wo er konnte, besonders wenn sie mit

dem Onkel zusammen war. Karl hatte jenen bösen Blick nicht vergessen, den er damals in des jungen Mannes Auge gesehen, als von dem Kinde die Rede gewesen war, das allein zwischen ihm und dem Ziele seiner Wünsche stand. Unwillkürlich mußte er immer wieder denken, es sei dem liebevollen Onkel nicht so recht ernst mit seiner Freundlichkeit gegen die Kleine. Manchmal meinte er auch zu bemerken, dieser achte lange nicht genug auf die Gesundheit des zarten Kindes; oft führte er sie unnötig aus der warmen Stube in die kalte Winterluft hinaus; oft nötigte er sie, Speisen zu essen, die die Kleine sonst nie hatte vertragen können; — auch wurde sie durch die wilden Spiele, die er mit ihr trieb, so aufgeregt, daß sie Abends fast gar nicht einschlafen konnte. Karl konnte die Furcht nicht los werden, daß der Onkel es mit dem Kinde nicht gut meine und ihm schaden wolle. Aber das konnte auch Einbildung sein, und wenn Karl Abends im Bette sein Nachtgebet gesprochen hatte und dann darüber nachdachte, ob er den Tag auch so zugebracht, daß sich der liebe Gott und seine Mutter im Himmel darüber freuen konnten, so besann er sich manchmal, ob seinem ganzen Widerwillen gegen den fremden Mann, außer dem Verdacht, daß er seiner Mutter Geld gestohlen, nicht auch etwas Neid zu Grunde liege. Hatte der Onkel aus Amerika ihm doch das einzige Herz entfremdet, das dem heimatlosen Knaben in Liebe zugetan gewesen. Karl bat den lieben Heiland recht von Herzen, er möge ihm helfen, diese böse Regung zu bekämpfen; aber er möge auch, wenn der Mann wirklich schlimme Absichten habe, dafür sorgen, daß er diese nicht ausführen könne.

Übrigens schien der Onkel aus Amerika bald zu merken, mit welchen Augen Karl ihn betrachtete; er war diesem keineswegs zugetan und suchte ihn auf alle mögliche Weise zu quälen, indem er ihm bald Arbeiten aufbürdete, die wirklich über seine Kräfte gingen, bald ihn mit unverhohlener Geringschätzung behandelte.

Eines Abends, es war gegen Ende Januar und ein rauher Ostwind wehte draußen, trat Klaus Steffens in die warme Stube und sagte lächelnd zu seiner kleinen Nichte, die mühsam an einem festen, nicht sehr sauber aussehenden

Strickzeuge knupperte: „Na, du fleißiges Kind, leg deine Arbeit nieder und komm mit, wir wollen schneeballen!“ Fröhlich ließ das Kind sein Strickzeug fallen und faßte den guten Onkel bei der Hand, der sie von einer so schweren Arbeit erlöste. Unter der Stubentüre begegnete ihnen Karl, der einen Kessel voll Wasser in den Ofen stellen sollte.

„Wo willst du hin, Martha?“ fragte dieser.

„Hinaus in den Hof, mit Onkel Klaus schneeballen,“ erwiderte das Kind in fröhlichem Ton.

„Komm nur schnell, Kleine!“ sagte dieser, „eh' es vollends dunkel wird.“

„O, Herr Steffens!“ rief Karl erschrocken aus, „der Herr Doktor, der gestern hier war, hat ja verboten, daß Martha beim Ostwind hinausgehe; er sagte, es könnte ihr Tod sein, da jetzt so viele Kinder die Halsbräune haben!“ —

„Ach, dummes Zeug!“ sagte Klaus Steffens ärgerlich, — „merk dir ein für allemal, du hast nichts zu sagen, dummer Junge!“ und damit wollte er die Kleine mit fortziehen.

„Aber,“ rief Karl noch ängstlicher als zuvor, „sie kann doch nicht so hinaus, sie hat ja nicht einmal ein Tuch umgebunden und auch nichts auf dem Kopf! Warten Sie doch nur einen Augenblick, Herr Steffens! ich will ihr schnell etwas holen.“ —

Aber Steffens wollte nicht warten, er war gerade im Begriff, aus der Haustüre zu treten, als Frau Dietrichsen, die in der Küche Karls lautes, ängstliches Sprechen vernommen hatte, herbeigelaufen kam.

„Nein, Herr Steffens,“ sagte sie höflich, aber entschieden, „Sie müssen das nicht übelnehmen; aber ich darf die Kleine so spät nicht mehr hinauslassen, der Doktor hat es streng untersagt.“

Auch der Vetter trat hinzu und bestätigte diese Aussage; er nahm ruhig die widerstrebende Kleine und führte sie ins Zimmer zurück. Der Onkel folgte mit verdrießlicher Miene.

„Das hat man davon,“ rief er, indem er sich in die

Sofaecke warf, „das hat man davon, wenn man so gutmütig ist und will Kindermädchen spielen; man wird von der ganzen Haushaltung herumkommandiert."

„Du mußt bedenken, Klaus," sagte Vetter Wilhelm, „daß die Kleine sehr zart und schwach ist."

„Das hat mir der Vetter schon früher einmal gesagt; aber das ist nicht wahr, das Kind ist nicht schwach, es kann mehr vertragen, als man denkt," rief Klaus Steffens und lachte dabei so höhnisch und bitter zugleich, daß sogar der harmlose Vetter Wilhelm verwundert aufsah und ihn scharf anblickte.

Der junge Mann schien sich zu besinnen, rasch fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und sein Gesicht nahm wieder den gewöhnlichen, treuherzig heiteren Ausdruck an.

„Nun," sagte er, „es ist ja umso besser, wenn das Kind etwas vertragen kann; aber der Vetter hat recht, man ist lieber zu vorsichtig mit so einem kleinen Geschöpf, besonders wenn es wie dieses eine reiche Erbin ist. Aber, was ich sagen wollte, Vetter — der Junge muß aus dem Haus, der fremde Landstreicher, mein' ich. Das ist ja ein naseweiser Bengel, der sich frech und unverschämt gegen seine Herrschaft beträgt!"

„Der Kleine," sagte Vetter Wilhelm, „nützt mehr auf dem Hof, als du denkst; wir können ihn gar nicht gut mehr entbehren. Es kann einmal ein tüchtiger Knecht werden, und wieviel in einer Landwirtschaft ein treuer, umsichtiger und zuverlässiger Dienstbote wert ist, wirst du noch erfahren, wenn du einmal einen eigenen Hof hast."

„Ich habe erfahren," rief der junge Mann, „daß es widerlich ist, sich von einem kleinen, hergelaufenen Burschen meistern lassen zu müssen. Was wird ein dreizehnjähriger Junge, der noch daneben die Schule besucht, viel nützen! Macht mir nichts weis, Vetter! Schickt ihn doch an seine Gemeinde zurück! wozu sollen wir uns mit diesem süddeutschen Bettelvolk abquälen —"

„O, Onkel Klaus," fiel ihm da plötzlich die kleine Martha in die Rede, „Karl darf ja nicht fort, er muß immer hier bleiben; er soll nicht fort, ich will es nicht haben. Nicht wahr, Vetter Wilhelm, Karl soll immer hier bleiben?"

Die Kleine hatte es in ängstlich bittendem Tone gesprochen, und als gerade in diesem Augenblick Karl mit einem Korb voll Torf ins Zimmer trat, eilte sie auf ihn zu und umklammerte ihn mit beiden Armen.

„Nein, Martha, Karl soll nicht fort," sagte der alte Vetter ruhig und bestimmt.

Klaus Steffens trat ans Fenster und blickte düster in die dunkle Nacht hinaus.

„Die fängt früh an, die Herrin zu spielen," murmelte er ingrimmig zwischen den Zähnen; „nun, es ist noch nicht aller Tage Abend."

Karl aber, indem er sich sanft von der kleinen Martha losmachte, gelobte sich fester als je, treu über dem einsamen Kinde zu wachen, und bat in der Stille den lieben Gott um seinen Segen dazu.

Auf dem Eise.

Der Winter wollte in diesem Jahr kein Ende nehmen. Es war schon Februar geworden und noch war der Wassergraben ums Haus herum dicht zugefroren. Klaus Steffens nahm die kleine Martha oft hinaus und ließ sie glitschen, auch versuchte er sie das Schlittschuhlaufen zu lehren. Karl war manchmal bange, daß das Kind sich in der rauhen Luft erkälten könnte, und brachte ihr oft noch ein warmes Tuch hinaus. Abends nahm ihr Onkel sie indessen nicht wieder ins Freie.

Die Bewegung in der frischen Luft war dem Kinde offenbar mehr heilsam als schädlich. Es erstarkte zusehends, die Fieberanfälle ließen nach und seine bleichen Wangen röteten sich mehr und mehr.

Gegen die Mitte des Monats schien es etwas milder werden zu wollen; die Sonne strahlte recht freundlich auf die schneebedeckten Fluren nieder, das Eis begann zu schmelzen.

„Wenn du diesen Winter noch glitschen willst, kleine Martha," sagte ihr Onkel eines Morgens zu ihr, „so müssen wir heute hinaus, morgen dürfte es schon zu spät sein."

„Das Eis ist heute schon nicht mehr sicher," meinte Vetter Wilhelm, indem er die Tropfen betrachtete, die, einer nach dem anderen, vom Dache herunterrieselten.

„Ich weiß eine ganz sichere Stelle," sagte Klaus; „komm, mein Kind, brauchst dich nicht so warm anzuziehen, kalt ist es heute nicht."

„Es ist doch rührend," sagte Frau Dietrichsen, indem sie den beiden nachschaute, wie sie durch den Garten dem Graben zueilten, „wie Herr Steffens sich mit dem Kinde abgibt, das ihm doch eigentlich recht im Wege steht."

Auch Karl hatte dem Onkel und seiner Nichte nachgesehen; er hatte bemerkt, wie der junge Mann die Kleine an eine Stelle führte, von der Karl wußte, daß sie am allerersten angefangen hatte aufzutauen. Er durfte es aber nicht wagen, hinzugehen, aus Furcht vor Klaus Steffens, der ihn in der letzten Zeit besonders unfreundlich behandelt hatte. Auch mußte er wieder ins Haus zurück und Frau Dietrichsen das Wasser bringen, das er eben an der Pumpe geholt.

„So, Kleiner, nun feg mir ein bißchen die Küche aus!" sagte diese, als er ihr den Eimer brachte.

Karl machte sich an die Arbeit, und hatte kaum angefangen, als er Klaus Steffens' Tritte auf der Diele hörte. Gleich darauf trat dieser in die Küche.

„Na, Frau Dietrichsen," sagte er, indem er sich behaglich auf einen Stuhl beim Feuer niederließ, — „haben Sie etwas Warmes für mich, kleine Frau? Es ist in der Tat kälter, als ich gedacht hatte; ich komme auch herein, um der kleinen Martha ein warmes Kopftuch zu holen; ich bin bange, sie erkälte sich draußen auf dem Eise. Aber sie will das rote Kopftuch haben, Frau Dietrichsen; geben Sie mir das rote Tuch! sonst schickt mich das eigensinnige Dämchen noch einmal herein."

„Herr Steffens sind viel zu gut gegen das kleine Ding," sagte Frau Dietrichsen halb verdrießlich; es war ihr gar nicht lieb, daß sie das Tuch holen sollte, das sie oben in einem Schrank verschlossen hatte.

„Geben Sie mir inzwischen ein Glas Grog! sonst wird mir die Zeit gar zu lang, bis Sie wieder herunterkommen," sagte Klaus in jenem scherzend zutraulichen Tone, dem niemand widerstehen konnte.

„Nun ja, meinetwegen," sagte Frau Dietrichsen, in-

dem sie in die Speisekammer ging, um die Rumflasche zu holen.

Diesen Augenblick benützte Karl, den Klaus Steffens noch gar nicht bemerkt hatte, da er ganz im Hintergrunde der großen Küche beschäftigt war, um zur Hoftüre hinaus ins Freie zu gelangen. Er mußte nach der kleinen Martha sehen, die er allein auf dem dünnen Eise wußte, und die wahrscheinlich noch recht lang allein gelassen würde; denn bis Frau Dietrichsen den Grog bereitete und das rote Tuch vom Boden holte, mußte eine geraume Zeit verstreichen.

Schon von weitem, wie er aus dem Hof in den Garten trat, sah er die Kleine auf dem Eis herumhüpfen.

„Martha! Martha!“ rief er ihr zu, „geh doch heraus, das Eis ist zu dünn!“

„O bewahre,“ rief sie ihm entgegen; „der Onkel hat gesagt, es sei ganz fest, ich könne tüchtig drauf stampfen.“

Das tat sie denn auch und stieß nach besten Kräften mit ihren kleinen Füßen auf das dünne Eis. Aber es war nicht fest, es krachte und brach, und die kleine Martha sank unter in dem kalten, tiefen Wasser.

Im selben Augenblick aber hatte Karl den Graben erreicht; schnell trat er aufs Eis und faßte noch eben glücklich ein Ende von Marthas dunklem Kleidchen, zog sie daran heraus und trug sie ans Ufer.

Mit großer Anstrengung brachte der Knabe das fast leblose Kind ins Haus zurück; unter der Türe begegnete ihm Klaus Steffens mit dem endlich gefundenen Tuche. Als er Karl mit der Kleinen sah, wurde er schneeweiß im Gesicht.

„Hast du sie aus dem Wasser gezogen?“ fragte er, aber nicht in dem Tone, mit dem man sonst den Retter eines teuren Lebens begrüßt.

„Ja,“ sagte Karl und sah ihn fest an, „sie stand auf der dünnsten Stelle des Eises.“

„Infamer Bengel!“ murmelte Klaus Steffens, indem er sich auf die Lippen biß.

Nun eilten auch Frau Dietrichsen und Vetter Wilhelm herbei, erstere mit lautem Wehklagen. Auch Klaus Steffens fing an zu jammern.

„Warum bin ich auch von dem Kinde weggelaufen?“ rief er wieder und wieder aus; „ich hatte ihr doch noch gesagt, sie solle am Ufer bleiben, bis ich wiederkomme. Aber die Kleine muß eben immer ihren eigenen Willen haben. Mein Gott! wenn das Kind nun krank würde, ich müßte mir ja ewig Vorwürfe machen!“

„Beruhigen der Herr Steffens sich!“ sagte tröstend Frau Dietrichsen, indem sie das Kind bei dem warmen Ofen auskleidete, „ich glaube, wir kommen diesmal mit dem bloßen Schrecken davon. Auf keinen Fall hätten Sie schuld an dem Unglück; du lieber Gott, so besorgt wie Sie um die Kleine sind!“

Vetter Wilhelm stand dabei und sagte nichts; dann nahm er unbemerkt Karl beiseite und fragte ihn aus, wie alles gekommen sei. Karl erzählte es ihm ganz genau, und wie der Alte immer aufmerksamer und nachdenklicher zuhörte, gestand der Knabe ihm auch, was er sonst für einen Verdacht auf den jungen Mann habe.

„Kind! Kind!“ sagte der alte Mann, „das ist eine schwere Beschuldigung, die du da aussprichst. Sage keinem Menschen sonst etwas davon! Es ist der Sohn einer ehrbaren, angesehenen Familie, den du eines so gemeinen Diebstahls beschuldigst. Die Wahrheit muß aber an den Tag; ich werde in der nächsten Zeit selbst nach Hamburg reisen und meine Erkundigungen einziehen. Es soll kein Schilling ungerechten Guts in unserer Familie bleiben, und wenn einer von uns ein Spitzbube ist, so soll er mit Schimpf und Schande hinausgestoßen werden.“

Eine dunkle Nacht.

Ein paar Tage lang mußte die kleine Martha das Bett hüten, da sie sich durch ihr unfreiwilliges Bad eine starke Erkältung zugezogen hatte. Doch erholte sie sich schnell wieder, dank der liebevollen Pflege Karls, der jeden freien Augenblick an ihrem Bette zubrachte und ihr alle Wünsche an den Augen absah. Frau Dietrichsen erließ ihm so lange seine sonstigen Arbeiten im Hausstande; es war ihr recht bequem, wenn sie nicht nötig hatte, den ganzen Tag am Lager der kleinen Kranken zu sitzen.



V, 5

Mit großer Anstrengung brachte Karl das fast leblose Kind ins Haus zurück. (S. 143.)

Zur Schule mußte Karl freilich nach wie vor, und dann setzte sich oftmals auch Onkel Klaus ans Bett der Kleinen und unterhielt sie mit seinen lustigen Geschichten. Er war so liebevoll als je gegen das Kind.

Als nach vier Tagen Martha wieder so wohl war, daß sie aufstehen konnte, überraschte Vetter Wilhelm Frau Dietrichsen und Klaus mit dem Entschluß, nach Hamburg reisen zu wollen.

„Ich möchte doch auch einmal wieder hinaus," sagte er, um sein ungewöhnliches Vorhaben zu entschuldigen; „und nun kann ich am besten weg, denn das Wenige, das in der Wirtschaft zu tun ist, kann Klaus Steffens für mich besorgen." —

Als er wegging, reichte er Karl die Hand und sagte leise zu ihm: „Wache über die Kleine!"

Karl fühlte sich während des guten Vetters Abwesenheit ein bißchen verlassen auf dem Hofe; denn Klaus Steffens behandelte ihn schlechter als je, und auch Frau Dietrichsen, die er auf alle Weise gegen den Knaben einzunehmen suchte, war lange nicht mehr so gut gegen ihn wie früher. Auch merkte Karl wohl, wie Marthas Onkel ihn möglichst von der Kleinen fernhalten wollte.

Es war wieder bitter kalt geworden. Als Karl drei Tage nach Vetter Wilhelms Abreise aus der Schule kam und auf das fußdicke Eis des Grabens blickte, dachte er: „Nun könnte Martha wohl aufs Eis gehen, so fest, wie es jetzt ist; aber heute wäre es zu kalt für sie, da sie erst krank gewesen ist." —

Zu Hause kam es dem Knaben merkwürdig still vor.

„Wo ist denn Martha?" fragte er das Küchenmädchen, die behaglich beim warmen Herde saß und Kartoffeln schälte.

„Wo wird sie sein!" sagte gleichgültig die Magd, „sie ist mit ihrem Onkel zur Stadt gefahren; es ist heute Fastnacht, da werden dort so schöne heiße Wecken gebacken, daran soll sie sich satt essen, sagte Herr Steffens; er verzieht die Kleine, das ist gewiß."

„Ist sie denn allein mit ihrem Onkel ausgefahren?" fragte Karl erschrocken, „und hat Frau Dietrichsen es zugegeben?"

„Die," sagte die Köchin, „die ist schon seit ein Uhr weg, Herr Steffens ließ ihr die Kutsche anspannen; sie ist zu ihrer Schwester nach Leersdorf gefahren."

„Dann ist Herr Steffens mit Martha im offenen Wagen gefahren, und heute ist es doch so kalt, und Martha ist erst krank gewesen. Auch ist der Wagen schadhaft; der Großknecht sagte, bei der nächsten Fahrt müsse er zusammenbrechen!" rief Karl.

„Ach, so schlimm ist das wohl nicht," meinte die Magd, „bis zur Stadt ist's ja nicht weit."

„Kann ich nicht auch hingehen?" fragte Karl, den es eiskalt überlief bei dem Gedanken, daß Martha ganz allein mit ihrem Onkel weggefahren war, — „es gibt wohl nichts mehr für mich zu tun?"

„Ja genug!" lachte die Magd; „Herr Steffens hat dir eine Menge Arbeit hinterlassen, kannst froh sein, wenn du heute noch fertig wirst."

Dies war auch wirklich der Fall; Klaus hatte dafür gesorgt, daß Karl der kleinen Martha nicht entgegengehen konnte; er hatte den zurückgebliebenen Dienstboten so viel Aufträge für ihn dagelassen, daß Karl keine Minute verlieren durfte, wenn er denselben nur einigermaßen nachkommen wollte. Mit schwerem Herzen machte er sich dann auch sofort an die Arbeit. Aber so recht war er nicht dabei mit seinen Gedanken. Immer wieder mußte er hinaussehen, wie es dunkler und dunkler wurde; immer mußte er an Martha denken, und eine bange Furcht schnürte ihm fast das Herz zusammen. War sie doch allein und schutzlos dem Manne preisgegeben, der schon einmal ihr zartes Leben so gewissenlos aufs Spiel gesetzt hatte! Und er konnte ihr nicht helfen!

„Doch vielleicht," tröstete Karl sich dann wieder, „vielleicht geht auch alles gut. Klaus Steffens ist doch Marthas Onkel, und dann steht sie ja überall unter des lieben Gottes Schutz. Er, der damals meine Mutter vom Tod an der Landstraße errettet hat, der kann das Kind auch jetzt behüten."

Recht von Herzen betete Karl zum lieben Gott um Schutz für die kleine Martha und es wurde ihm leichter

ums Herz dabei, obgleich es später und später wurde und die Kleine immer noch nicht da war.

Die große Dielenuhr schlug neun; draußen war dunkle Nacht und dichte Schneeflocken fielen, vom eisigen Winde gejagt, zur Erde, als Klaus Steffens ins Zimmer trat, wo Karl eben beschäftigt war, das Feuer in dem großen Kachelofen neu anzufachen.

„Wo ist Martha?" war des Knaben erste Frage, als er den jungen Mann erblickte.

„Martha?" fragte dieser erstaunt, „ist sie denn nicht längst hier?"

„Nein, o nein!" rief Karl bis zum Tode erschrocken, „wo haben Sie sie denn gelassen? — und warum kommen Sie denn zu Fuß, Herr Steffens?"

„Das geht dich eigentlich nichts an," lachte dieser in der rohen Weise, in der er gewöhnlich mit Karl sprach; „wenn ich hätte fahren können, so wäre ich nicht gelaufen bei diesem Hundewetter. Aber der alte Rumpelkasten von Wagen brach zusammen, ehe wir recht in der Stadt waren. Der dumme Kerl von Schmied konnte ihn bis heute abend nicht fertig bringen, so mußte ich mit dem kleinen Mädchen zu Fuß gehen. Ich trug sie, bis ich nicht mehr konnte, dann ging sie eine Weile, bis sie über einen Stein fiel und sich den Fuß verletzte. Ich wollte sie nun wieder tragen, aber ich spürte bald, daß es mir doch zu viel wurde. Da hörte ich einen Wagen vorbeifahren, schnell setze ich sie nieder und laufe hinter ihm her, um den Fuhrmann zu bitten, daß er das Kind bis hierher mitnehme. Der Bursche hörte mich aber lange gar nicht, ich mußte mir fast den Hals abschreien und die Beine weglaufen. Endlich konnte ich mich verständlich machen, er kehrte mit mir um; aber wie ich an die Stelle kam, wo ich die Kleine gelassen, war diese weg; wir suchten und riefen, aber vergebens. So dachte ich mir, sie sei vielleicht von irgend einem Vorübergehenden mitgenommen und nach Hause gebracht worden; ist sie denn noch nicht hier?" fragte er, indem er sich erschrocken umsah.

„Nein!" rief Karl, blaß vor Schrecken.

„Nein!" riefen die Dienstboten, die, als sie Steffens

hatten kommen hören, herbeigeeilt waren, um nach Martha zu fragen.

„Um Gottes willen!“ rief der junge Mann, „zündet Laternen an, lauft und sucht! An der Landstraße muß sie irgendwo zu finden sein.“

Es war ein allgemeiner Schreck und Lärm im Hause; alles jammerte und schrie durcheinander; man wollte in der Eile Laternen anzünden, in denen kein Öl war; Klaus Steffens erteilte Befehle, auf die niemand achtete; — die Mägde kreischten und heulten dazwischen, — man verlor viel kostbare Zeit, bis endlich ein paar Knechte und Mägde unter Klaus Steffens' Leitung auszogen, um das verlorene Kind zu suchen.

Karl hatte nicht geschrieen und nicht gejammert, obgleich von allen Hausbewohnern er gewiß der am meisten Erschrockene und Bekümmerte war. Als die anderen alle noch wirr durcheinanderschrieen, hatte er sich still und unbemerkt eine Laterne angezündet und war hinausgeeilt. Auf dem Hofe hatte er vor allen Dingen den Hund zu sich gelockt. „Martha suchen!“ rief er ihm zu. Das treue Tier stieß ein kurzes Gebell aus, als wollte es sagen: Ja, ich habe dich verstanden. — Dann senkte es den Kopf und spitzte die Ohren und lief mit Karl auf die finstere Landstraße hinaus.

Es war eine kalte stürmische Nacht. Der Nordwind blies die eisigen Schneeflocken dem Knaben ins Gesicht, er achtete nicht darauf in seiner tödlichen Angst. Jeden Stein am Wege, jeden zusammengewehten Schneehaufen untersuchte er mit seiner Laterne, aber nirgends fand er eine Spur von der kleinen Martha. Auch der Hund lief noch ungewiß hin und her, schnüffelte bald hierhin, bald dorthin, ohne einen sicheren Anhaltspunkt finden zu können.

Es war stille, ganz stille auf der weiten Straße; niemand schien sich bei dem eisigen Winde hinauswagen zu wollen; man hörte nicht einmal einen Wagen rasseln, nur das Heulen des Sturmes klang grausig durch die dunkle Nacht.

Das Herz des suchenden Knaben schlug immer banger. Mehr und mehr setzte sich in ihm die Gewißheit fest, daß

die kleine Martha gar nicht mehr zu finden sei. Ihr böser Onkel hatte sie wohl auf irgend eine Art aus dem Wege geräumt. Die ganze Geschichte, die er im Hause erzählt, war Lüge gewesen, das war offenbar. Ein Kind wie Martha lief nicht mitten in der Nacht auf der Landstraße weg. Während Karl mit Angst und Zittern seine kleine Freundin suchte, lag sie wohl schon tot und kalt an irgend einem fernen abgelegenen Platze, den weder er noch der treue Hund auffinden konnte.

„Martha! Martha!" rief Karl noch einmal laut in die Nacht hinaus; aber auch diesmal erhielt er keine Antwort und laut schluchzend setzte er sich auf einen Stein am Wege. Die Lichter der Stadt schimmerten schon in nächster Nähe; was nützte es ihn nun, weiter zu gehen! Vielleicht konnte der Wirt, bei dem Klaus mit Martha eingekehrt war, ihm einige Auskunft geben, doch war dies höchst unwahrscheinlich. Karl wollte aber doch noch den Versuch machen, ihn auszufragen. Er stand auf und rief dem Hunde, der war aber verschwunden. Er rief wieder und wieder; das sonst so folgsame Tier ließ sich nicht blicken. Karl nahm seine Laterne und leuchtete damit umher; es war ihm, als erkenne er in dem frischgefallenen Schnee des Hundes Fußstapfen. Sie schienen jedoch nicht auf dem geraden Wege der Chaussee weiter zu gehen, sie bogen seitwärts ab. — „O, mein Weg!" rief Karl unwillkürlich aus, — er erkannte den Fußweg wieder, der hier von der Chaussee sich abzweigte, den Weg, den er damals, als er den Christbaum für Martha holte, zufällig entdeckt hatte. Er war nun verschneit und schwer zu finden bei der dunklen Nacht; auch konnte Karl sich nicht recht denken, wie Martha sich gerade auf diesen Weg, den sie sonst noch nie gegangen, hätte verirren können. Aber der Hund war ihr doch nachgelaufen, noch sah man ein wenig seine Fußstapfen; es war am Ende das beste, wenn Karl ihm folgte.

Kaum hatte der Knabe den schmalen, unsicheren Weg eingeschlagen, den er in der Dunkelheit so leicht verfehlen konnte, als er zu seinem Schrecken wahrnahm, daß der Schnee immer dichter niederfiel, so daß er bald die Fußstapfen des Hundes nicht mehr erkennen konnte. Tränen

der Angst und Sorge traten dem armen Jungen in die Augen; wieder und wieder schickte er ein heißes Gebet zum Himmel, daß der liebe Gott ihm doch den rechten Weg zeigen möge.

Im selben Augenblick sah Karl etwas eilig auf sich zurennen — es war Karo. Er blieb vor ihm stehen, wedelte mit dem Schweif und blickte mit seinen klugen Augen zu ihm auf, als wolle er ihn auffordern, ihm zu folgen. Dann lief er schnell den Weg zurück, den er gekommen war, indem er sich dabei immer wieder umsah, ob Karl seiner Aufforderung auch Folge leiste. Nun hatte Karl seinen Führer gefunden; so schnell er konnte, lief er hinter dem treuen Tiere her.

* * *

Leise, leise fielen die Schneeflocken vom Himmel; sie hatten über die ganze weite Marsch eine weiße, dichte Decke gebreitet. Leise, leise fielen sie herab auf ein kleines Mädchen, das an dem einsamen, abgelegenen Fußweg, fern von menschlichen Wohnungen, auf der festgefrorenen Erde lag. Sie lag so still da unter den weichen Flocken, ihr Gesicht war fast so weiß wie diese, die immer dichter sie bedeckten. Den Kopf hatte sie auf einem kleinen Körbchen liegen, das neben ihr stand; ihre Augen waren fest geschlossen. Lebte sie noch, oder war es schon ein Totenhemd, in das der weiße Schnee sie hüllte? Es wachte nicht auf, das arme, blasse Kind; auch nicht, als ein großer Hund mit freudigem Bellen ihm Gesicht und Hände leckt; auch nicht, als ein paar Minuten später der Hund mit einem Knaben wieder kommt, der laut aufschluchzt vor Freude und Schmerz zugleich beim Anblick der Wiedergefundenen.

Ja, die kleine Martha war es, die reiche Erbin vom roten Hof, die einsam und verlassen an dem unbekannten Wege lag im tiefen Schnee. Karl, der fremde Knabe, das arme Kind, das keine Heimat mehr hatte und von vielen als Landstreicher verhöhnt wurde, — er war der einzige gewesen, der mit wirklicher Angst und Liebe die Verlorene gesucht und, gottlob, nun auch gefunden hatte. Wenn es nur nicht zu spät war! Weinend kniete er vor der erstarrten kleinen Gestalt nieder, rieb ihre Glieder und rief

sie beim Namen. Beinahe schien es ihm, als ob noch Wärme und Leben in dem zarten Körper sei. Aber es war keine Zeit zu verlieren, rasch nahm Karl das Kind auf; es war nicht schwer zu tragen, und die Angst verlieh dem Knaben doppelte Kräfte. Es war nur gut, daß Karl damals, als er den Baum geholt hatte, den Fußweg gefunden und ihn nun, wenn auch mit einiger Mühe, des dichten Schnees wegen, wieder erkennen konnte; er war viel näher als die Chaussee, und von wenigen Minuten konnte jetzt das Leben der kleinen Martha abhängen. Durch Schnee und Wind trug Karl seine leichte Last, der Hund ging voran mit der Laterne im Maul. Bald hatten sie den roten Hof erreicht, — Frau Dietrichsen, die inzwischen zurückgekehrt war, jammerte und weinte im Haus herum um das verlorene Kind, — sie hatte die Kleine lieb gehabt in ihrer Weise, und überdies fürchtete sie, wenn ein neuer Herr auf den roten Hof komme, ihren angenehmen, einträglichen Posten zu verlieren. Als sie Karl mit der Kleinen erblickte, stieß sie einen lauten Freudenschrei aus und nahm ihm gleich das Kind ab. Der einzige Knecht, der noch im Hause war, da die anderen alle mit Klaus Steffens ausgezogen waren, die kleine Martha zu suchen, wurde zu Pferd nach der Stadt geschickt, um den Arzt zu holen. Nach kurzer Zeit kam dieser auch schon angefahren und stellte seine Belebungsversuche bei der Kleinen an, die Frau Dietrichsen inzwischen zu Bette gebracht hatte. Und siehe da! es war ein Wunder bei dem zarten, schwachen Kinde, — aber es war noch nicht tot, — nach einiger Zeit schlug Martha die Augen auf und blickte erstaunt um sich. Mit glückseligem Lächeln gab Karl ihr eine Tasse heißen Tee zu trinken; sie sah ihn dankbar an. Dann legte sie das Köpfchen wieder auf die Seite und schlief ein.

Gegen Mitternacht kam Klaus Steffens mit den Knechten und Mägden wieder zurück. „Wir haben sie nicht gefunden," sagte er mit einem tiefen Seufzer und bekümmerter Miene, als er auf die Diele trat.

„Ach ja," jammerten die Mägde, „und hinter jeden Stein haben wir geleuchtet mit der Laterne und in jedes Haus sind wir hineingegangen, um zu fragen, und niemand

hat sie auch nur gesehen — ach, das arme Kind! was mag nur aus ihm geworden sein?"

Frau Dietrichsen sagte nichts zu diesem allgemeinen Jammer; sie nahm stillschweigend Klaus Steffens bei der Hand und führte ihn nach dem Schlafzimmer, wo in ihrem Bettchen sanft und ruhig schlummernd die kleine Martha lag, rosig angehaucht und gleichmäßig atmend.

Triumphierend blickte Frau Dietrichsen den Onkel der vom Tode Erstandenen an. Wie mußte dieser sich nun freuen über die Rettung des Kindes, dem doch niemand auf der Welt so nahe stand wie er!

Aber das war keine Freude, die sich auf den Zügen des liebevollen Onkels abspiegelte. Er wurde leichenblaß und biß sich auf die Lippen beim Anblick des schlafenden Kindes.

„Du hast sie gefunden, du!" murmelte er, auf Karl zutretend und ihm einen wütenden Blick zuschleudernd.

„Sie lag im Schnee an dem Fußwege ganz weit ab von der Straße," sagte Karl, der ruhig seinen Blick aushielt; „wenn ich eine Viertelstunde später gekommen wäre, so wäre sie erfroren."

„Ja, der Kleine hat recht," sagte Frau Dietrichsen, überrascht auf Steffens blickend; „der Herr Doktor hat gesagt, es sei die höchste Zeit gewesen, sie hereinzubringen. Karl hat ihr das Leben gerettet, Herr Steffens; wir hätten sie wohl gar nicht mehr gefunden. Du lieber Gott! wie kam das Kind auch nur auf den Fußweg, den selten jemand geht, und von dem sie gewiß in ihrem Leben nichts gehört hat?"

„Wie soll sie hingekommen sein?" sagte Klaus Steffens, kurz und höhnisch auflachend, — „sie ist einfach weggelaufen, als ich sie an der Landstraße stehen ließ, um einen Wagen zu holen. Sie wollte sich wohl verstecken, um mir einen Schabernack anzutun. Aber sie lebt ja, Frau Dietrichsen, sie lebt! Das ist die Hauptsache, freuen wir uns!" Wieder lachte er auf und ging, unfähig sich länger zu beherrschen, zur Türe hinaus, die er so heftig hinter sich zuschlug, daß das kranke Kind im Schlafe zusammenfuhr.

Frau Dietrichsen sah ihm erschrocken nach. „Gerechter Gott!" sagte sie leise vor sich hin, — „ist es möglich, daß

er das Kind los sein will? Er kriegt dann freilich den schönen Hof; ja, ja, er hat sie wohl absichtlich da hineingeführt und sie dann sitzen lassen."

Entlarvt.

Müde von den Anstrengungen und der Aufregung des Tages, wollte Karl sich eben leise von der sanft schlafenden Martha wegbegeben, als Frau Dietrichsen ihn bat, doch schnell nachzusehen, ob die Gartenpforte nach der Chaussee hin zugeschlossen sei.

„Es ist gewiß vergessen worden in dem allgemeinen Tumult," meinte sie, „und es ist einem doch gar nicht wohl, wenn man sich nicht sicher verwahrt hat, besonders wenn es so schlechte Menschen gibt wie Klaus Steffens." —

Karl eilte hinaus durch den Blumengarten der Pforte zu, von der er allerdings in der Ferne schon sehen konnte, daß sie weit offen stand. Von der Feuchtigkeit angelaufen, war das Schloß schwer zuzumachen; Karl mußte ziemlich lange daran drehen und ziehen. Da plötzlich fühlte er sich von hinten gepackt, von zwei eisenstarken Armen. Erschreckt blickte er zurück und sah ein paar dunkelglühende Augen mit dem Ausdrucke höchster Wut auf sich geheftet. Es war Klaus Steffens, der ihn fest hielt und der ihm nun mit heiserer Stimme ins Ohr raunte: „Nun hab' ich dich endlich, du infamer Schurke, der du mir immer im Wege stehst, wenn ich mein Glück schon festhalte. Ich will dir mit deinem scheinheiligen Wesen! — Zertreten will ich dich wie einen Wurm, daß du dich nicht wieder in meine Sachen mischen kannst." —

Bei diesen Worten krallte er seine eisernen Hände fester und fester um Karls Hals. Doch die Todesangst gab dem Kinde Riesenkräfte. Er suchte sich von den Krallen seines Mörders zu befreien, so gut er es vermochte. Um Hilfe rufen konnte er nicht, zu fest hielt Klaus Steffens seinen Hals zusammengeschnürt. All seinen verzweifelten Anstrengungen gelang es aber nicht, sich von dem starken Manne loszumachen. Bald lag Karl am Boden, fast unfähig, noch zu atmen, unfähig, sich zu rühren. Immer fester umschnürten die mörderischen Hände seinen Hals. Lachend

schickte der Verbrecher sich an, noch mit einem letzten, sicheren Griffe dem armen Knaben das Leben vollends zu nehmen.

Da wurde er selbst mit einem Male festgepackt; es waren auch zwei starke Arme, die ihn zurückzogen von der grausigen Tat, und Karl, der schon seine Seele dem lieben Gott befohlen, der schon geglaubt hatte, bald mit seinen Eltern vereint zu sein, konnte wieder frei atmen. Er schlug die Augen auf und sah, daß es Vetter Wilhelm war, der ihm das Leben gerettet. Hoch aufgerichtet stand der alte Mann vor dem entlarvten Bösewicht. Mit einer Kraft, die ihm niemand mehr zugetraut hätte, hielt er ihm beide Hände fest, die dieser vergeblich loszumachen strebte.

„Ist's nicht genug, du Schurke," rief der Alte, „daß du auf listige Weise deiner eigenen Nichte das Leben zu nehmen suchst, willst du nun auch dies Kind hier gewaltsam töten, nur weil es treu über der Kleinen gewacht hat? Gott sei Dank, daß deine Mutter gestorben ist, ohne ihren eigenen Sohn als Mörder zu sehen, als Mörder und als Räuber! Komm herein, Klaus Steffens, ich habe dir noch mehr zu sagen! Und du komm auch, armer Junge, und ruhe dich im Bett von deinem Schrecken aus!"

Freundlich beugte der Alte sich zu dem Knaben nieder und half ihm, der vor Angst und Erschöpfung noch halbtot dalag, empor. Dann sah er sich nach Klaus Steffens um, — dieser war verschwunden. Es war, als höre man in der Ferne noch das Rasseln eines Wagens; der Verbrecher war in dem Gefährt, das Vetter Wilhelm von der Eisenbahnstation gebracht hatte und das noch draußen vor dem Garten stand, davongefahren.

„Laß ihn," sagte Vetter Wilhelm zu Karl, „laß den Bösewicht fliehen! er nimmt den Lohn seiner bösen Taten mit sich fort. Gott sei Dank, daß er wenigstens nicht das Kainszeichen auf der Stirne trägt! Gott sei Dank, daß du, armer Knabe, nicht zum Lohn für deine Treue den Tod gefunden!"

* * *

Am Tage nach jener verhängnisvollen Nacht war die kleine Martha schon viel besser. Der Schlaf hatte sie gestärkt, sie konnte sich in ihrem Bettchen aufrichten und er-

zählen, was ihr am Abend zuvor zugestoßen war. Ihr Onkel hatte insofern die Wahrheit gesagt, als wirklich der Wagen brach, ehe sie noch recht in der Stadt waren.

Es wäre nun ein leichtes gewesen, sich zum Rückweg ein anderes Gefährt zu verschaffen; aber Klaus Steffens wollte das nicht, denn so hätte er ja seine verbrecherische Absicht, den Tod seiner Nichte herbeizuführen, nicht erreichen können.

So hatten denn Onkel und Nichte den Weg nach dem roten Hofe zu Fuße angetreten.

„Ich wurde aber gleich müde," erzählte die kleine Martha, „Onkel Klaus war in der Stadt so viel mit mir herumgelaufen. Als ich sagte, ich sei müde, da lachte er, und ich sollte ein bißchen laufen, und er lief hinter mir her und wollte mich kriegen, und dann lief er wieder zurück, und da sollte ich hinter ihm herlaufen. Und so spielte der Onkel mit mir, aber da wurde ich immer müder. Und da sagte Onkel Klaus, er wolle mich auf einem ganz, ganz nahen Weg nach Hause bringen. So gingen wir durch den Schnee auf einem schmalen Wege. Da war ich aber so müde, daß ich gar nicht mehr gehen konnte, und Onkel Klaus sagte zu mir, ich solle mich nun ein bißchen hinsetzen, er wolle schnell einen Wagen holen, und ich könne ja so lange ein wenig schlafen." —

„O, du lieber Gott!" sagte Frau Dietrichsen, „da hat der böse Mann das Kind wirklich umbringen wollen! Erst macht er sie müde und dann setzt er sie hin und läßt sie schlafen, damit sie gewiß erfrieren solle."

„Ja," sagte Vetter Wilhelm traurig, „auf diese Weise konnte er sie am besten zum Tode bringen, — so daß er sich nachher doch noch geschickt herausreden konnte und man ihn nicht geradezu des Mordes anklagen durfte." —

„O, es war doch so kalt am Wege," sagte die kleine Martha, „und so dunkel und ich fror so und war so bange. Aber weil ich müde war, bin ich doch eingeschlafen." —

„Und da hat dein treuer Karl dich gerettet," fuhr der alte Mann mit bewegter Stimme fort, indem er dem Knaben über das dunkle Haar strich, — „er hat dich gerettet und hätte für diese Liebestat fast selbst den Tod gefunden. —

Doch warte nur, mein Junge! du sollst noch einen anderen Lohn für deine Treue finden." —

Schuld und Sühne.

Am anderen Tage kamen sämtliche Verwandte der kleinen Martha auf den roten Hof. Vetter Wilhelm hatte sie zusammenberufen, um, wie er ihnen sagen ließ, etwas Wichtiges mit ihnen zu besprechen. Als sie alle in der großen Stube versammelt waren und neugierig auf Vetter Wilhelms Eröffnungen warteten, erzählte dieser ihnen erst die Begebenheiten der letzten Tage, von denen übrigens schon dunkle Gerüchte an das Ohr der Verwandten gedrungen waren.

„Dieser letzte Mordversuch," fuhr Vetter Wilhelm fort, „ist nicht der einzige, den Klaus Steffens auf das Leben seiner Nichte gemacht hat. Schon einmal hat er dasselbe auf vorsätzliche Weise in Gefahr gebracht. Damals schon ging mir eine Ahnung von den verbrecherischen Absichten des Unglücklichen auf, und als am selben Tage dieser Knabe hier — er deutete auf Karl, den er auch mit den anderen hereingerufen hatte — mir erzählte, daß er und seine Mutter in Hamburg beraubt worden seien, und daß er glaube, in Klaus Steffens den Dieb zu erkennen, so hielt ich denselben auch dieses Verbrechens für fähig und beschloß deshalb, selbst meine Nachforschungen anzustellen. Ich nahm seine Photographie mit. Die Wirtin der Herberge, wo er mit Karl und dessen Mutter im verflossenen Jahre übernachtet hatte, erkannte sie sogleich, nur habe damals der Mann einen großen Bart gehabt, meinte sie. Sie erzählte mir die Diebstahlsgeschichte wieder, gerade so, wie Karl sie uns erzählt; auch sie bezweifelte keinen Augenblick, daß ‚der Mann aus Amerika' der Dieb sei. Zufällig lag das Schiff, in dem Klaus Steffens die Reise von Amerika her gemacht hatte, wieder in Hamburg vor Anker. Ich begab mich zu dem Kapitän und ließ mir dessen Passagierliste vom November vorigen Jahres zeigen. Richtig fand ich darin den Namen Klaus Steffens verzeichnet. Der Kapitän und mehrere seiner Leute erinnerten sich des Mannes auch noch wohl; er habe sich, so sagten sie, durch sein prahlerisches

Wesen ausgezeichnet, habe viel von seiner reichen Mutter und seinem großen Hofe gesprochen, wobei er übrigens doch bemerkt habe, er ginge noch nicht nach Haus, wenn er Geld in der Tasche hätte. Er möchte gern nach Paris oder nach sonst einer großen Stadt und das Leben noch ein bißchen genießen, ehe er auf seinem Hof versauern müsse. Solche Äußerungen habe er auch nachher im Wirtshause getan. — Das hätte die arme Frau sich merken können, welcher er ihr Geld gestohlen, und hätte ihm statt nach Holstein, nach Paris zu nachgehen müssen. Aber sie hatte leider bei dem unerwarteten Verlust den Verstand verloren; sie hatte immer nur Holstein im Kopfe, weil Klaus Steffens ihr gesagt hatte, er wolle nach Holstein. Übrigens hätte sie ihn in Paris ebensowenig gefunden als hier; und daß sie hierher kommen sollte, war wohl Gottes Wille; denn der Sohn dieser armen Frau, Karl allein war es, der zweimal schon das Leben unserer kleinen Martha gerettet hat; ohne ihn wäre das arme Kind eines schrecklichen Todes gestorben; ohne ihn würde unsere Familie einen Mörder unter sich haben."

Wenn Marthas Verwandte auch nicht unglücklich gewesen wären, falls das Kind infolge seiner Schwächlichkeit eines natürlichen Todes gestorben sein würde, so waren sie doch alle viel zu ehrenhafte Menschen, um nicht zu schaudern bei dem Gedanken an die verbrecherischen Absichten, die der eigene Onkel gegen das Leben der kleinen Erbin gehegt. Sie drückten alle Karl die Hand und dankten ihm für die Treue, mit der er über das Kind gewacht.

„Klaus Steffens ist geflohen," fuhr Vetter Wilhelm fort, „wozu ihn gerichtlich verfolgen? Ich glaube nicht, daß es von uns verlangt werden kann, diese Schmach auf unsere eigene Familie zu bringen. Aber das Unrecht müssen wir doch gut machen, so viel wir können; wir müssen dem Knaben die ganze Summe wieder zurückerstatten, die unser Verwandter ihm gestohlen; ja, unsere Pflicht wäre es, auch sonst noch für das Kind zu sorgen, das sich so treu bewährt hat. — Ich bin ein alter Mann und habe keine Frau und keine Kinder; ich denke, ihr gebt mir eure Zustimmung, wenn ich diesen Knaben hier an Kindesstatt annehme und

ihn als meinen Sohn erziehen lasse. Mein kleines Vermögen wird euch dann freilich entgehen; aber in so viele Teile geteilt, würde es doch für jedes nur sehr wenig ausmachen, und ihr alle seid reich genug und habt keinen Zuschuß nötig."

Die Verwandten sahen das selbst ein und reichten alle freundlich dem alten Manne und dem tiefbewegten Karl die Hand, der mit Tränen in den Augen seinem Wohltäter dankte; dieser aber wehrte allen Dank von sich ab und sagte nur, indem er ihm freundlich über die heißen Wangen strich: „Halte dich brav wie bisher, mein Junge! das wird für mich der beste Dank sein."

Das Ende.

Die kleine Martha war überglücklich, als sie hörte, daß Karl nun ihr Bruder sein solle, mit ihr am Tisch essen und immer in der Stube sein dürfe. Mehr wie sonst konnte er nun freilich auch nicht mit ihr spielen; er mußte täglich nach der Stadt gehen, wo der dortige Prediger ihn auf das Gymnasium vorbereitete; zu Hause hatte er dann tüchtig zu lernen.

Doch all seine freie Zeit widmete er nach wie vor seiner neuen Cousine, und die beiden verwaisten Kinder schlossen sich enger als je aneinander an.

Seiner Tante in Amerika, die ihm und seiner Mutter das Reisegeld geschickt hatte, schrieb Karl, daß seine Mutter gestorben und daß es ihm nun ganz gut gehe. Die Tante antwortete ihm freundlich und schickte ihm noch eine Summe Geldes als Beitrag zu seiner Erziehung. Gerne hätte sie, die in sehr günstigen Verhältnissen lebte, den Sohn ihrer einzigen Schwester bei sich gehabt; Karl aber konnte und wollte sich nicht von seiner neuen Heimat trennen, wo er so viel Schweres erlebt, aber auch wieder so viel Liebe erfahren hatte. Immer mehr lernte er den braven Vetter Wilhelm als seinen zweiten Vater lieben und ehren. Der alte Mann wurde wieder jung aus Freude und Stolz über seinen Adoptivsohn, der im Lernen glänzende Fortschritte machte, daneben aber doch viel Geschick für die Landwirtschaft zeigte.

Karl war ein stattlicher junger Mann von vierundzwanzig Jahren, als er unter heißen Tränen seinen geliebten Pflegevater zur Erde bestattete. Auf die Bitten der Verwandten übernahm er dann die selbständige Verwaltung des roten Hofs, die in den letzten Lebensjahren des alten Mannes doch größtenteils auf seinen kräftigen jungen Schultern gelastet hatte. Aber bald wurde er der Herr des Gutes, denn die kleine Martha, die inzwischen aus einem schwächlichen Kinde eine schöne blühende Jungfrau geworden war, wollte unter ihren vielen Bewerbern keinem anderen die Hand reichen, als ihrem treuen Beschützer und Lebensretter Karl.

So ist durch Gottes wunderbare Fügung der arme heimatlose Knabe der Herr des schönen Besitztums geworden, an dessen Türe er einst verlassen und hilfesuchend gepocht hat. — Der eigentliche Erbe aber des roten Hofs liegt einsam und unbeweint im Grunde der See. Er war, als er in jener dunklen Winternacht als ein entlarvter Verbrecher aus der Heimat seiner Kindheit geflohen, in Hamburg als gemeiner Matrose auf ein Schiff gegangen, das nach China segelte. Nach Amerika zurück durfte er nicht, denn auch dort wurde er verschiedener verbrecherischer Handlungen wegen gerichtlich verfolgt. — Eines Tages vermißte man ihn auf dem Schiffe, er war über Bord gefallen und ertrunken. Ob durch einen Unfall, oder ob er, der ungewohnten Anstrengungen müde, seinem elenden Leben selbst ein Ende gemacht? — das weiß Gott allein.

Vom roten Hofe aber ist der Fluch gewichen, der so lange Jahre hindurch darauf zu lasten schien. Da, wo Krankheit und Tod und Verbrechen einst ihre grausige Heimat gehabt, erblüht nun ein neues, frisches und fröhliches Geschlecht. Die Besitzer des roten Hofs haben schon frühe gelernt, wie wenig Geld erwerben und Geld besitzen allein wahrhaft glücklich macht; sie betrachten ihren Reichtum als ein von Gott geliehenes Gut, das ihnen nur zum Segen werden kann, wenn sie es gut anwenden. Die Armen und Verlassenen von nah und fern wissen, daß sie auf dem roten Hof immer offene Herzen und Hände finden. Wo es gilt, zum Wohle einzelner oder fürs allgemeine

Beste beizutragen, da ist Karl Hartmann der erste, der zu jedem Opfer bereit ist. Aber darum ruht Gottes Segen auch sichtbar über seinem Besitz. Niemand hat weniger über Mißwachs, über Krankheiten des Viehs oder sonstige Unfälle zu klagen als der Herr des roten Hofs; niemand hat treuere Dienstboten als er. Ohne daß er hastig danach trachtet, mehrt sein Reichtum sich von Jahr zu Jahr.

Im Herbste, wenn die Ernte eingeheimst ist, überlassen Karl und seine Frau ihr Hauswesen der alten Frau Dietrichsen, die noch in ungeschwächter Kraft ihrer jungen Herrin zur Seite steht, und reisen mit den Kindern nach dem schönen Süden, Karls alter Heimat. Da machen sie am grünen Rheine die fröhliche Weinlese mit und der reiche Hofbesitzer zeigt dann seinen beiden Knaben und seiner kleinen Tochter die Stellen, wo er als armer Knabe barfuß am Ufer des Flusses gespielt und sich mühsam einige Kreuzer zu verdienen gesucht hatte, indem er den Reisenden ihr Gepäck vom Schiffe nach dem Wirtshaus trug.

Nie aber vergißt er und seine Frau dabei, dem lieben Gott in der Stille für seine wunderbare Führung zu danken, und ihn für sich und ihre Kinder um Kraft zu bitten, im Glücke immer demütig und dankbar, im Unglück mutig und getrost zu bleiben.

Schwarze Treue.

Der nächtliche Gast.

Es sind wohl dreißig Jahre her, da stand weit, weit von hier auf einer der schönen, südlichen Inseln in den Tropen ein freundliches, luftig gebautes Haus, mitten in einem Garten. Prachtvolle Blumen, wie wir sie nur dürftig in unseren Gewächshäusern sehen, blühten da in brennenden Farben und leichte Schlingpflanzen rankten sich um den Balkon. Es war Nacht, und das klare, volle Mondlicht schien durch die offenen Fenster in ein schönes Zimmer mit kostbarem Geräte auf die schneeweißen Bettchen, in welchen zwei liebliche Kinder im ersten Schlummer lagen.

Es war ein Mägdlein, noch nicht fünf Jahre alt, mit zartem feinem Gesichtchen und seideweichen, blonden Härchen, daneben ein dicker, kleiner Bube, ein Jahr jünger, mit dunklem Kraushaar, der einen neuen Ball fest in der Hand hielt, mit dem er gestern spät noch gespielt hatte, — ein gar herziges Pärchen!

Leise, leise wurden die Vorhänge zurückgeschoben; es kam ein starkes Weib herein mit einem mächtig großen Korb, wie man sie dort gebraucht, um junge Hühner zu Markte zu tragen. Das Weib sah ein bißchen anders aus als die feinen, blühenden Kinder in ihren weißen Bettchen, und wenn sie so auf einmal ans Bett von einem unserer Kinder getreten wäre, so würde es wohl laut aufgeschrieen haben. Es war eine kohlschwarze Negerin in hellen Baumwollstoff gekleidet, mit einem farbigen Tuch um den Kopf.

Sie mußte wohl bekannt sein in dem Raum; mit leisen, großen Schritten ging sie auf die Bettchen der Kinder zu und beugte sich über sie. Unheimlich sah's aus, wie die

Schwarze zwei Pillen herauszog und jede in ein Stückchen von einer köstlichen, saftigen Frucht schob, die auf dem Tische in einem Körbchen lag; wie sie die Hand des Mägdleins nahm, um es aufzuwecken; die kleine Luisa schlug schläfrig ihre blauen Äuglein auf, lächelte aber freundlich, als sie die Schwarze sah. „Das nehmen, Miß Luisa, das gut," sagte diese und schob ihr das Stückchen Frucht mit der Pille in den Mund. Die Kleine verschluckte es gern, es war ja so süß und saftig und ließ dann ihr schläfriges Köpfchen wieder aufs Kissen sinken.

Jetzt kam Daphne zu dem Knaben; der warf sich ungeduldig herum, als sie sachte sein Köpfchen aufhob und packte fest seinen Ball, den sie ihm schon vor Schlafengehen hatte wegnehmen wollen. „Kriegst ihn nicht," murrte er, auch noch halb im Schlaf. „Will ihn nicht, Master Edward," murmelte sie, indem sie ihm den saftigen Bissen ins Mäulchen schob; auch Edward schlief gleich wieder ein und bald atmeten beide Kinder in tiefem Schlaf.

Nun fing die Negerin an, die Schiebladen und Fächer der Kasten und Schränke zu öffnen, die in der Stube standen; Kinderkleidchen, Hemden, Strümpfe und Schuhe nahm sie heraus, auch noch ein paar leichte Bettstücke und legte sie sorgsam in ihren großen Korb; auf einer Kommode stand ein kleines Kästchen von feiner Arbeit, das Daphne noch nie vorher geöffnet hatte. Die Herrin, die verreist war, hatte vergessen, den Schlüssel abzuziehen. Auch das öffnete die schwarze Daph und nahm daraus kostbare Ringe, Broschen, Armbänder und goldene Ketten, die sie sonst nur von weitem an ihrer Herrin bewundert hatte; jetzt wurden sie eilig, aber sorgsam in ein feines Papier gewickelt und auch in den Korb geschoben. Über alles breitete Daphne einen großen, feinen, weichen Schal, daß der Boden des Korbs war wie ein Bettchen. Dann ging sie zu den Kindern, nahm das zarte schlummernde Mägdlein heraus und legte es leise und sorgsam in den Korb; auch der rotbackige Knabe rührte sich nicht, als sie ihn neben sein Schwesterlein bettete. So lieblich lagen die Kinder beisammen! — eine große Träne rollte aus den Augen der Schwarzen, als sie zum letzten Mal sich umsah in dem

schönen, freundlichen Gemach, das die Kleinen nie wiedersehen sollten.

Schon wollte sie den Korb zudecken mit dem leichten Tuch, das sie dazu bereit hielt, da fiel ihr Auge noch auf ein kleines Buch, kostbar in Samt gebunden mit goldenen Schlössern, das auf einem Tischchen am Fenster lag. Was darin stand, wußte sie nicht, denn Daphne hatte nicht lesen gelernt; aber sie wußte, daß ihre Herrin das Buch wert gehalten und oft darin gelesen hatte; so wickelte sie's in einen reichen, kostbaren Schleier und legte es zwischen die festschlafenden Kinder. Jetzt aber deckte sie den Korb zu, steckte das Tuch, das leicht genug war, daß die Kinder darunter atmen konnten, ringsum sorgsam fest, band noch eine starke Schnur darüber, hob sich den vollgepackten Korb auf den Kopf und schritt fest und sicher unter der schweren Last aus dem Zimmer und aus dem Hause, ohne daß jemand sie bemerkte, gerade dem Meeresstrande zu.

Wer war die Schwarze, welche die Kinder fortnahm aus ihrer schönen, sicheren Heimat, hinaus aufs weite, ungewisse Meer? Warum hat sie das getan? — Der liebe Gott weiß es, und die Engel, die der Herr verheißen hat zum Schutze der Kleinen, die werden nicht fern gewesen sein, auch wo kein Vater-, kein Mutterauge sie sehen konnte.

Die Johanna.

Am Meeresstrande ging's lebendig und lustig her; da lag im hellen Frühlicht das stattliche amerikanische Schiff, die „Johanna" genannt, das zu dieser südlichen Insel gefahren war, um Waren einzutauschen, und doppelt flink schafften jetzt die Matrosen, wo es galt, sich zur Heimfahrt zu rüsten; es waren wenige, die sich nicht freuten, wieder nach Haus zu kommen.

Ein wohlgefülltes Boot war abgefahren, das die letzten Menschen und Waren vom Ufer hinüberbringen sollte zum großen Schiff; inmitten all der geschäftigen Leute saß die schwarze Daphne mit dem großen Korb vor sich, den sie keinen Augenblick außer acht ließ, während sie aufmerksam von einem Gesicht zum anderen schaute, als hätte sie den

Leuten, die sich da herumtrieben, bis ins Herz hineinsehen wollen.

„Heda, Schwarze! was hast du in deinem Korb? Gib ihn her und steig aus! ich will deine Hühnlein schon hinübernehmen," rief einer der Matrosen, als sie am Schiff angekommen waren.

„Ich trage meine Hühnchen für mich," sagte sie, als sie den Korb wieder auf ihren Kopf hob und fest und sicher der Schiffsleiter zuschritt.

Ein junger Matrose wollte das Tuch von ihrem Korb ziehen; da faßte aber die Schwarze eine Ruderstange, die am Boden lag, und schwang sie mit der einen freien Hand so gewaltig über ihrem Kopf, daß keiner mehr den Mut hatte, ihr näher zu kommen, und sie ungehindert mitsamt ihrer Last die Leiter hinaufstieg.

„Wo der Kapitän ist? Daphne will nur den Kapitän sprechen," erklärte sie bestimmt, und mit Lachen riefen die Matrosen den Schiffskapitän herbei: „Da ist eine ganz wilde Schwarze; die will mit ihrem Hühnerkorb aufs Deck, und Hühner müssen doch alle in den unteren Raum gebracht werden!"

„Kapitän," sagte die Negerin, „ich mit dir selber will Handel machen; die Bursch' da nicht wissen, wie sie tun sollen mit ein brave, schwarze Weib, wo die vornehmste Herr auf die Insel gehört. Ich in dein Haus will und dir sagen, dir ganz allein, was für Hühnlein in meine Korb."

So ernstlich und ehrlich schaute ihn die Negerin an aus ihren dunklen Augen, daß der gutmütige Kapitän ihr nicht abschlagen konnte, sie mitzunehmen in sein „Haus", in das luftige kleine Zelt, das zu seinem eigenen Gebrauch auf dem Verdeck aufgeschlagen war. Ganz stolz schritt die Schwarze ihm nach und blickte triumphierend herum nach den verwunderten Matrosen, als hätte sie sagen wollen: „Nicht wahr, euer Kapitän, der weiß besser, wie man eine Person wie ich traktieren soll?"

In dem Zelt setzte Daphne sachte ihre Last auf den Boden, stellte sich gerade vor den Kapitän und sah ihm ernsthaft ins Gesicht. „Kapitän," sagte sie, „sie sagen,

der große, gute Gott da droben will denen Lohn geben, wo schützen die kleinen Kinder; wollet Ihr mir helfen, die unschuldigen Kindlein bewahren?" Damit band sie die Schnur auf und schlug das Tuch von dem Korbe zurück.

Da lagen noch in tiefem, festem Schlummer die zwei Kinder dicht aneinandergeschmiegt; das zarte, blonde Mägdlein wie ein Rosenknöspiein lieblich angehaucht; der kraushaarige kleine Bursch, mit prächtigen roten Backen, immer noch seinen Ball in der Hand.

Erstaunt und wunderbar bewegt schaute der Kapitän auf die Kinder. „Euch können die nicht gehören," sagte er zur Negerin, „warum bringt Ihr die Kinder hierher, so allein? . . ."

Da vertraute ihm Daphne, daß das die Kinder des Generals Graf von Latour seien, der als Gouverneur auf der Insel residierte und der gerade jetzt mit seiner Frau auf einer kleinen Reise abwesend war. Die Schwarzen der Insel, lange schon empört, daß Weiße über sie herrschten, da und dort auch durch Härte und Ungerechtigkeit ihrer Herren gereizt, hatten unter sich eine Verschwörung angezettelt und es ward beschlossen, daß an einem Tage alle Weißen auf der ganzen Insel, Männer, Frauen und Kinder, ermordet werden sollen. Alle Männer hatten geschworen, daß nicht ein einziges „Blaßgesicht", wie sie die Weißen nennen, verschont werden soll. Die Weiber hatten mitgeschworen; da verstand sich von selbst, daß sie tun mußten wie die Männer und mit Gift oder Dolch alle Weißen töten, die sie in ihre Gewalt bekommen konnten. Daphne, die schwarze Sklavin, war als Köchin bei dem Grafen angestellt; auch sie war eingeweiht in den schauerlichen Plan, weil die Neger gar nicht zweifelten, daß sie mit Lust helfen werde, die weißen Feinde zu vertilgen.

„Was soll arme, schwarze Daphne tun?" sagte sie zum Kapitän. „Ich darf nicht sagen zu den anderen: ‚ich kann nicht erretten Missus und Master'" — so nannte sie ihre Herrschaft — „‚aber ich will nicht lassen sterben die armen, lieben, unschuldigen Kindlein'. So habe ich sie gelegt in den Korb und Kapitän soll mir helfen, sie gut hinüberbringen in die Welt." Die Schwarze wußte so wenig von

allem, was drüben lag überm Meer; sie hatte ihr Leben lang nicht weiter gesehen als ihre Insel, sie wußte nur, daß die Schiffe fortfuhren über das große, große Wasser „in die Welt".

Der Kapitän konnte sein Auge nicht wenden von den holdseligen Kindern. Zurück auf die Insel konnte er nicht mehr, um dem schauerlichen Verbrechen zu wehren, von dem die Schwarze ihm sagte; er hätte nicht Mittel, nicht Waffen dazu gehabt, da die „Johanna" nur ein Handelsschiff war. Er konnte freilich auch nicht wissen, ob die Schwarze wirklich wahr redete; aber er mußte dem ehrlichen Blick in dem dunkeln Gesicht glauben und seine Augen wurden feucht, wenn sie auf das schlummernde Pärchen blickten.

„Ich selbst habe nicht Weib und Kind," sagte er zu der Negerin und bot ihr seine Hand, „aber ich habe eine getreue Mutter, die auch ihr Herz und ihr alles für ihre Kinder hingegeben hätte; ich will dir helfen und will deine Kinder beschützen, so wahr mir Gott helfe!"

Daphne war nicht so keck und mutig mehr, als wie sie das Schiff betreten hatte; sie war jetzt müde und erschöpft und es kam ihr auch wohl ein Bangen, wie sie, eine arme unwissende Schwarze, die Kinder bewahren und durch die Welt bringen sollte; aber sie war wieder getröstet durch das Versprechen des guten Kapitäns.

Beten hatte sie nicht gelernt; aber sie hub ihre Augen zum Himmel auf und dachte: „Der große, gute Herr im Himmel, den Missus lieb hat, der wird der armen, einfältigen Daph helfen, daß sie die Kindlein hüten kann." Und übermüde von aller Aufregung und Anstrengung sank sie neben ihre Kindlein nieder, ihren Kopf auf dem Korb, und schlief ein so tief und fest wie die beiden.

Der gutherzige Kapitän gönnte ihr den Schlaf und ging leise hinaus aufs Verdeck. So ganz wohl war's ihm noch nicht bei der Sache. „Wenn's nicht wahr wäre, was mir die Schwarze erzählt," überlegte er bei sich, — „wenn ich die Dienerin und die Kinder eines vornehmen Mannes auf meinem Schiff mit fortnähme und einer von meinen Leuten könnte mich nachher darum verklagen? . . . das würde eine schöne Geschichte geben . . ." Noch eine

Weile besann er sich; dann stieß er in die Pfeife, mit der er seine Leute auf dem Schiff zusammenrief in wichtigen Fällen, und vom Schiffsraum unten, vom Mastkorb oben, von allen Seiten kamen seine wettergebräunten Matrosen herbei, begierig, was der Kapitän ihnen zu sagen habe.

In kurzen Worten teilte er ihnen mit, was ihm die Schwarze gesagt hatte. „Nun, Bursche," schloß er, „wenn einer unter euch ist, der's nicht glaubt, oder der nicht dazu helfen will, daß die Negerin mit den Kindern gut und sicher mit uns übers Meer kommt, der darf's sagen; ich will ihm seinen Lohn auszahlen und ihn ans Land schaffen lassen, ehe unser Schiff abfährt. Wer mir aber gern beisteht und verspricht, die Schwarze in Ehren zu halten und die Kinder zu behüten, der soll ein Hurra rufen!" — In dem Augenblick schob er die Vorhänge von dem Zelt zurück und alle konnten die schlafenden Kinder sehen, lieblich aneinander geschmiegt; auf dem Boden neben ihnen lag die getreue Daphne in festem Schlaf, den Arm um ihren großen Korb geschlungen, wie um jetzt noch ihre Kinder zu schützen: da brach von all den Matrosen ein lautes, donnerndes Hurra los, das man fast noch auf dem Lande drüben hätte hören können. Das erfreute des wackeren Kapitäns Herz; Daphne aber erwachte davon und fuhr erschrocken auf; wie sie das Geschrei hörte und die vielen wild aussehenden Bursche da draußen sah, meinte sie nicht anders, als man wolle ihren Kindlein ans Leben, und sie stand ganz kampfbereit vor dem kostbaren Korb, die Fäuste geballt und die Zähne bleckend wie eine Tigerin. Die Matrosen mußten hell auflachen; der Kapitän aber klopfte ihr besänftigend auf die Schulter: „Sei du nur ruhig, Daph! das sind brave Leute, die wollen alle helfen deine Kindlein beschützen und gut übers Meer bringen; die tun dir nichts!" Und die gute Schwarze war gleich zufrieden. Sie reichte den Nächststehenden treuherzig die Hand und war von Stund an gut Freund mit dem ganzen Schiffsvolk.

Der Korb mit den Kindern wurde in die hübsche Staatskajüte gebracht, die ungebraucht dastand. Die Leute, die der Schwarzen dabei halfen, wunderten sich, daß

die Kinder so fest fortschliefen; doch besannen sie sich weiter nicht darüber.

Der schwarzen Daphne aber machte es am Ende doch Anfechtung. Eben war der Kapitän auf dem Verdeck beschäftigt mit den letzten Anordnungen für die Nacht, da kam sie hinter ihm her und zupfte ihn am Rock.

„Na, Schwarze, was ist's?" fragte er etwas ungeduldig.

„O, wenn Daph nur liebe Kinder nicht tot gemacht hat mit Pillen!" sagte sie mit klagendem Ton.

„Was sagst du, mit Pillen?" rief der Kapitän erschrocken.

„Wie gute Missus noch dagewesen," erzählte Daphne, „Daph hat arg, arg Weh gehabt in das Ohr, und gute Missus hat ihr zwei Pillen geben: ‚Das nimm, Daph, und dann kannst du gut und fest schlafen, daß nicht mehr weh tut.' Aber Daph nicht nehmen will Doktors Zeug und hat die Pillen in die Tasche geschoben. Wie Daph nun Kinder will fortnehmen ganz leis, daß niemand soll hören, hat sie die Pillen gegeben; aber nun sie schlafen und immer schlafen! O, wenn Daph Kinder hätte tot gemacht!"

Dem Kapitän wurde selbst bange, ob Opiumpillen, die einer so kräftigen Schwarzen hätten zum Schlaf helfen sollen, nicht zu stark gewesen seien für die zarten Kinder. Er ging mit ihr hinunter; wie er aber die rosigen Wangen der Kinder sah und ihre tiefen, gesunden Atemzüge belauschte, da wurde er ruhig und klopfte Daphne wieder auf die Schulter: „Sei zufrieden, Schwarze, das tut den Kindlein nichts; gib acht, sie werden schon aufwachen, hast sie nicht zu Tod gedoktert!" Da legte sie sich getröstet nieder auf den Teppich neben ihrer kostbaren Last, und bald war alles auf der „Johanna" in tiefer Ruhe; nur der gleichmäßige Tritt der Schiffswache war noch zu hören, die auf und ab schritt auf dem Verdeck.

Die Kinder an Bord.

Ein ganz klarer und schöner Morgen war's und ein frischer, lustiger Wind blies, als früh vor Tag die „Johanna" ihre Segel gelichtet hatte und auf den Wellen tanzte, weg von der Insel, wo so schwere und blutige Taten geschehen sollten.

Auch Daphne war früh auf, wie sie's immer gewohnt war. „Das ist eine geschäftige Welt und Daphne muß auf sein und schaffen," war das Sprüchlein, mit dem sie sich gewöhnlich ermunterte zu ihrer Morgenarbeit. Ihre Toilette kostete Daphne nicht viel Zeit; sie hatte aber so gut geschlafen, daß sie zuerst selbst nicht wußte, wo sie war, und sich ganz verwundert umschaute, wo denn die Küche sei, neben der sie auf der Insel ihr Schlafkämmerlein gehabt hatte. Ihr Blick fiel aber auf den Korb an ihrer Seite; da kam ihr gleich alles wieder in den Sinn, was geschehen war und was sie nun für Pflichten übernommen hatte, so ganz andere als ihr gewöhnliches Küchenamt.

Ihr Herz hüpfte auf vor Freude, als ihr Edwards helle, schwarze Augen entgegenschauten, der ganz lustig aufblickte, erstaunt und erfreut, daß alles um ihn her anders aussah, als er's gewöhnt war. „Schönes, schönes Bettchen!" sagte er vergnügt und strich mit der Hand über den feinen, bunten Schal, mit dem sie zugedeckt waren.

Der laute Jubelruf, mit dem Daphne den Kleinen heraushob und auf den Arm nahm, weckte auch das Schwesterlein. Die kleine Luisa blickte etwas scheu und erschrocken um sich: „Wo sind wir denn, Daphne?" fragte sie ängstlich.

„Auf ein schönes, schönes Schiff," sagte die Schwarze, „und kleine Miß Luisa darf weit, weit fahren über die große Wasser."

„Aber warum sind wir denn fortgegangen?" fragte die Kleine, die noch gar nicht beruhigt war.

„Weil ... ja weil ... weil liebe Gott im Himmel denkt, so ist's recht," sagte die Negerin, die zuerst nicht gewußt, wie sie das Kind beruhigen solle, „und liebe Mama wird auch einmal kommen und Miß Luisa holen," in den Himmel, auf der Erde nicht mehr, dachte im stillen die Schwarze traurig. Das Kind aber war nun zufrieden und sagte: „Ja, Daffy, Luisa will lieb sein; wo ist Dinah?" Dinah war eine weiße Dienerin der Gräfin, die Wärterin der Kinder, aber gar nicht wohl dran bei ihnen, weil sie oft zornig und unfreundlich gegen sie war. Wie nun Daphne sagte: „Dinah ist nicht da, Daph will Kindsmagd

sein," da klatschte die Kleine in die Hände und rief vergnügt: „O, das ist recht, nicht böse Dinah, brave Daphne!" — und mit ihren zarten, weißen Händchen streichelte sie die rauhe, schwarze Wange der Negerin. Edward klatschte zur Gesellschaft auch mit und rief: „Kuchen, Daphskuchen!" Es war immer ein Hauptjubel für die Kleinen gewesen, wenn sie mit Erlaubnis der Mama ihrer Daph hatten einen Besuch abstatten dürfen unter dem großen Platanenbaum, der vor der Küchentür im Hof stand, und sich von ihren guten Kuchen ins Täschchen schieben lassen durften.

Daphne hatte nicht vergessen, von ihren Kuchen mitzunehmen; doch gab sie ihnen zuerst nur ein kleines Stückchen und versprach noch eins, „wenn sie sich recht lieb wollten anziehen lassen von Daph".

Das Anziehen hatte seine Schwierigkeit, denn als Kammerjungfer hatte Daphne ihr Lebtag noch nicht gedient, wenn sie auch, wie alle Neger, große Freude hatte an schönen Kleidern. Luisens seidenweiche Härchen waren nicht so schwer glatt zu kämmen, auch das blauseidene Band konnte sie ihr ordentlich hineinschlingen, und ihre Kleidchen und Schürzchen konnte die Kleine selbst schon auswählen helfen aus dem wunderbaren Korb, in dem so viel steckte. Aber Edwards schwarzes Kraushaar war schwerer in Ordnung zu bringen, und fast hätte die gute Freundschaft ein schnelles Ende genommen, als ihn Daph ein paarmal tüchtig riß und rupfte.

Es ging aber auch vorüber; Daph brachte noch ein wenig Kuchen, und als der Kapitän kam, um nach seinen neuen Passagieren zu sehen, fand er sie fröhlich plaudernd beisammen. Es war ihm ein eigentümlicher Klang, die jungen Stimmchen zu hören. Daphne stand gleich auf, als sie ihn kommen hörte. „Recht schöne Hand geben, Master Edward; das ist ein ganz brave Herr, der die liebe Kinder will übers Meer führen."

Edward fand gleich großes Wohlgefallen an dem freundlichen Mann, der ihn auf seinen Arm hob; die kleine Luisa hielt sich noch etwas ängstlich fest an Daphnes Schürze und legte schüchtern ihr schmales, schneeweißes Händchen in die starke, gebräunte Hand des Kapitäns; es war wie

ein Blümlein, das auf die rauhe Erde fällt. Kapitän Jones beugte sich zärtlich nieder und küßte leise das Kind auf die weiße Stirn; das wurde nun auch zutraulich, ließ Daphnes Schürze los und schmiegte sich an seine Seite. Helle Tränen, wie er sie vielleicht nie gekannt, traten in die Augen des Kapitäns und ein Lächeln wie ein Lichtstrahl ging auf in seinem sonnenverbrannten Gesicht.

„Nicht zu viel von deinen süßen Geschichten, Schwarze!“ sagte er gutmütig abwehrend, als er noch Reste von dem Kuchen auf dem Tische sah; „die Kinder sollen ein ordentliches Frühstück haben.“

Daphne war's auch zufrieden; sie wußte wohl, daß „Missus“, welche sie so hoch verehrte, nie hatte leiden wollen, daß die Kinder zu viel Kuchen essen, und mit heller Freude sah sie zu, wie der Kapitän seinen Kaffee und gute, warme Milch mit Zwieback für die Kinder bringen ließ; wie er sich selbst mit dem kleinen Volk um den hübschen Marmortisch setzte, der in der Kajüte stand; ihr Herz lachte, wie die drei so fröhlich miteinander plauderten, und sie bediente sie so eifrig und geschickt, als ob sie ihr Lebtag an Bord der „Johanna“ gedient hätte.

Es war gut, daß die Kinder sich gleich so vertraulich an den freundlichen Kapitän angeschlossen hatten. Das Wetter blieb nicht so günstig wie am Tage der Abfahrt; es blies ein starker Wind, das Schiff kam ins Schwanken, und die arme Daphne, die ihr Leben lang nie vom Lande weggekommen war, wurde furchtbar seekrank. Sie wehrte sich lang und tapfer dagegen, niederzuliegen; zuletzt konnte sie nicht mehr anders. Sie wußte nicht, daß die Seekrankheit, so arg sie scheint, selten gefährlich ist; sie glaubte, sie sei todkrank und müsse sterben. „O, Daph gern sterben, weil sie so schrecklich krank ist!“ seufzte sie, „aber wer wird die Kleinen hüten? O, der große Gott droben wird's nicht leiden, daß Daphne stirbt!“

Die Kinder, wie das oft der Fall ist, waren nicht seekrank geworden und hielten sich ganz zu dem guten Kapitän; der hatte sie so lieb gewonnen, wie er nur seine eigenen hätte haben können, wenn er Frau und Kinder gehabt hätte. Mit dem Ankleiden ging's schwierig, da außer der

Negerin nicht ein einziges Frauenzimmer an Bord war; die Kinder probierten's selbst, einander dabei zu helfen, es kam ja auch nicht so viel darauf an. Der Kapitän war glücklich, wenn er mit seinen kleinen Lieblingen auf dem Verdeck herumwandern konnte: Edward, der unter seinem rauhen, warmen Rock nur ein bißchen vorschaute, und die kleine Luisa an der Hand, eingewickelt in den weichen, langen Schal, mit dem Daphne sie im Korb zugedeckt hatte. Sein ganzes Herz ging dem ehrlichen Kapitän auf, wenn er plauderte mit seinen kleinen Begleitern. Er hatte fast all sein Leben auf dem Meere zugebracht und wußte ihnen wunderbare Dinge zu erzählen von großen Walfischen, von schwimmenden Eisbergen und von den Koralleninseln im Stillen Ozean. Edward hätte gern auch etwas berichtet; er rühmte sich mit dem prächtigen Säbel und den flimmernden Ordenssternen, die sein Vater daheim hatte. Dazwischen wollte er auch allerlei von Löwen und Tigern und wunderbarlichen Tieren flunkern, was nicht gerade wahr war. Er wurde feuerrot, wenn der Kapitän ihn lachend ansah und sagte: „Na, sachte, Kleiner, sachte! mußt nicht lügen! Was weißt denn du, Mägdlein?" fragte er dann liebevoll Luisa, die mit ihren schönen, blauen Äuglein so schüchtern und doch so zutraulich zu ihm aufsah. Luisa wußte keine Geschichten und hatte nichts Merkwürdiges gesehen; aber mit ihrem lieben, süßen Stimmchen sagte sie ihm die Lieder und die frommen Sprüche, die ihre Mutter sie gelehrt vom lieben Gott, der alles geschaffen hat, was schön ist und wunderbar in der Welt; vom lieben Heiland, der die Lämmer sammelt in seinen Arm; vom schönen Himmel droben, wo alle, alle einander einmal sehen dürfen in Licht und Freude, die hier den Heiland lieb gehabt ... Sie verstand wohl selbst noch nicht alles, was sie gläubig der lieben Mutter nachgesprochen und nachgelernt hatte, wenn der wilde Edward lieber draußen herumgesprungen war. Dem rauhen Seemann aber klang's wunderbar von des Kindes Lippen, eine Mahnung an längstvergessene Tage, wo auch er als Kind auf seiner Mutter Schoß gesessen; wo sie an seiner Wiege sitzend ihn in den Schlaf gesungen hatte mit einem frommen Liede; und wenn er, solang die

Schwarze krank lag, selbst die Kinder in ihre Betten legte, so lauschte er andächtig, wie die Kleine die Lehrerin des Brüderleins wurde und ihm das Gebet vorsagte, das die Mutter sie zum Schlafengehen gelernt.

Wenn er's der armen Daphne nicht so gegönnt hätte, daß sie sich wieder erhole, so hätte es ihm fast leid getan, als sie rüstig und hergestellt aus ihrer Kabine heraufschritt und ihr Tagewerk wieder an sich nahm.

Es fand sich allerlei zu tun für die fleißige Negerin, die allenthalben tüchtig angriff und bald sah, wo sie helfen konnte. Da war an Bord der „Johanna" „der Passagier", eine schöne, stattliche Milchkuh, die seither ein Matrose gemolken hatte; die brummte und muhte jetzt ganz wohlgefällig, als die viel geschicktere Hand der Schwarzen sie zu melken begann. Es meinten alle, man bekomme jetzt viel mehr und viel bessere Milch, und Daphne sah mit Herzenslust, wie ihren Lieblingen die süße Milch so herrlich schmeckte und wie ihre Wangen frisch und rot blieben, trotz des rauhen Seewindes.

Auch um die Küche nahm Daph sich an, obschon sie im Schiff nicht viel von den guten Dingen vorfand, mit denen sie auf der Insel ihrem Herrn feine Mahlzeiten bereitet hatte. Aber sie wußte doch aus den Vorräten an Bord allerlei neue Speisen zuzurichten, die solchen Beifall bei den Matrosen fanden, daß sie ihr einmal ein donnerndes: „Hurra, schwarze Daph!" brachten, was Luisa so erschreckte, daß sie sich hinter das Bett verkroch. Der Daph aber gefiel das, und sie bleckte freundlich ihre weißen Zähne.

Nur Schneidern war Daphnes Stärke nicht, und es war große Not und eine ernstliche Beratung zwischen ihr und dem Kapitän, als bei fortwährend kaltem Winde die Kleider der Kinder sich viel zu leicht zeigten, und auch der weiche Schal für Luisa nicht mehr ausreichte. Nun wurde Nachforschung gehalten unter den Schiffsvorräten und endlich ein Stück roten Flanells aufgefunden, das einzige, was etwa zu einem Anzug für die Kleinen taugen konnte.

Das hätte Kapitän Jones aber nie geglaubt, daß er selber, die Brille auf der Nase, mit seinem Sackmesser

Kinderkleider zuschneiden würde nach den leichten Gewändern der Kleinen. Daphne nähte sie zusammen, so gut sie konnte; sie mußte aber selbst zugeben, daß es arge Mißgeburten von Anzügen seien, als sie fertig waren, und sie hätte fast geheult, da sie ihre Lieblinge in den unförmlichen Säcken erblickte. Edward schlüpfte lustig hinein, die schöne rote Farbe gefiel ihm, und da der Kapitän gar reichlich zugeschnitten hatte, konnte er sich so bequem darin regen. Luisa konnte sich nur nach vielem Zureden aus Gehorsam dazu entschließen, das Kleidchen anzuziehen; der Kapitän aber meinte, „seine weiße Wasserlilie", wie er die Kleine nannte, sehe nur noch zarter und lieblicher aus in dem roten Röckchen, und ihr selbst tat es wohl, so gut warm verwahrt zu sein.

Endlich näherte sich das Schiff der Küste und der Kapitän rief eines Morgens Daphne zu sich in seine Kajüte, um sie zu fragen, wo sie denn eigentlich mit den Kindern hinwolle und was sie anzufangen gedenke, wenn sie landen würden.

Neger haben meist eine sorglose Natur, und die gute Daphne, der es jetzt samt ihren Kindern ganz wohl war auf dem Schiff, hatte sich inzwischen gar nicht weiter darüber besonnen.

„Weißt du was?" sagte Kapitän Jones, „unser Schiff fährt nach Boston, da kommt ihr mit. Dort lebt meine alte Mutter; reich ist sie nicht, aber eine grundbrave Frau; die kann sich der Kinder annehmen und dir guten Rat geben, was ihr weiter anfangen sollt."

Aber Daphne schüttelte den Kopf, es war ihr jetzt wieder eingefallen, was sie eigentlich im Sinn hatte. „Nach New York gehen mit den Kleinen," sagte sie; „aus New York ist meine Missus, da werden noch vornehme Vettern sein und Basen, und sehen nach die Kindlein."

„Weißt du den Familiennamen deiner Dame und weißt du, wie ihre Verwandten heißen und wo sie wohnen? New York ist eine ungeheuer große Stadt."

Nein, das wußte Daphne nicht. Sie wußte nur, daß ihre Dame in New York geboren war und einmal mit den Kindern dorthin reisen wollte, und sie hatte so fest im

Sinn, die Kinder dahin zu führen, daß sie nicht davon abzubringen war. Boston? — ja, da habe sie nie davon gehört, das müsse mächtig weit weg sein, meinte sie; da täte kein Mensch ihre Kinder mehr finden, wenn man sie einmal suchen wollte; kurz, der brave Kapitän fand, daß er ihr den Willen tun und sie in New York lassen müsse, wo sein Schiff nur für kurze Zeit anlegte.

Es fiel ihm ein, daß die Witwe eines Steuermanns, den er gut gekannt, in New York als Wäscherin oder so etwas lebe und nicht weit vom Landungsplatz wohne; an die gab er der Negerin ein Brieflein. Lesen konnte sie's freilich nicht, aber er sagte ihr den Namen Frau Ray so oft vor, daß sie ihn zuletzt behielt, und sie zählte an den Fingern nach, wie viel Straßen sie gehen müsse, bis sie an die Ecke käme, wo das Haus der Seemannswitwe stand.

„Aber von was willst du leben und die Kinder erhalten?" fragte er sie, „hast du Geld?"

„Nicht zu wenig, um in der großen, großen Welt draußen anzufangen," meinte Daphne und zog aus der Tiefe ihrer Kleidertasche ein kleines Päckchen. Da hatte sie, sorgfältig in alte Zeugfetzen gewickelt, etwas kleine Münze, den Erlös aus jungen Hühnchen, den die freundliche Gebieterin ihr immer überlassen hatte. „Daph hat noch schöne Sachen," berichtete sie, „kostbare Sachen, die gehören Missus Kinder, die verkaufen und viel, mächtig viel Geld dafür kriegen."

Und sie zeigte dem Kapitän ein paar prächtige, schwere goldene Ketten und kostbare Ringe; sie trug sie sorgsam versteckt unter den Kleidern an ihrem Halse. Obgleich sie dieselben mit großem Respekt als das Eigentum ihrer Herrschaft und deren Kinder verwahrte, so fand sie doch mit der Lust der Neger an glänzenden Dingen eine heimliche Freude daran, so kostbare, schöne Sachen an sich zu tragen.

Der Kapitän aber schüttelte bedenklich den Kopf. „Ja, arme Daph," sagte er, „die Sachen sind schön und viel Geld wert; ich glaube dir auch, daß du sie mit redlichem Sinn für die Kinder deiner Herrschaft mitgenommen und verwahrt hast. Das wird dir aber sonst niemand glauben

und du würdest als Diebin eingesperrt, wenn du etwas von den kostbaren Sachen verkaufen wolltest: bewahre sie gut auf, aber laß sie ja keinen Menschen sehen!"

„Da," sagte er nach einigem Besinnen und nahm einen kleinen Beutel mit Geld, immerhin ein gut Teil größer und schwerer als Daphnes Geldvorrat, aus seinem kleinen Pult — „da, nimm das! Ich hab's meiner alten Mutter in Boston mitbringen wollen; der guten Seele aber wird's auch recht sein, wenn ich ihr sage, zu was ich's hergegeben. Wenn mein Schiff einmal wieder in New York anlegt, so will ich nach euch sehen; vielleicht, daß ich auch im Vorüberfahren auf eurer Insel etwas erfahren kann von deiner Herrschaft." Daphne nahm recht mit Dank und Freude die Hilfe von dem guten Kapitän; aber leise sagte sie vor sich hin: „Nein, Missus Kinder dürfen kein Almosen haben; Daph will das schon machen und Daph kann arbeiten; hörte Massa oft sagen: Daphne wär' viel Geld wert. Daph will viel, viel Geld verdienen und klein Massa und Miß sollen leben wie vornehme Leute." Wie sie das machen wollte, das wußte sie freilich noch nicht, die gute Schwarze; aber sie hatte nun einmal kein sorglich Gemüt und wurde ganz vergnügt in dem Gedanken, wie gut sie sorgen wolle für ihr klein Massa und Miß.

„Daph hat's gewußt, daß der große Herr da droben sorgen will," sagte sie zum Kapitän, als sie dankbar seine Hände küßte; „Massa Kapitän wird sein Lohn nicht verlieren, die große Gott weiß alles," und sie deutete feierlich zum Himmel.

„Er möge einmal abrechnen mit mir, nicht nach meinem Tun, nur nach seiner Barmherzigkeit," sagte Jones mit tiefem Ernst. „Gute Nacht, Daphne!"

Im roten Haus mit grünen Läden.

Das war ein betrübter Morgen, auch für die leichtherzige Daphne, als das Schiff in New York anlegte, als sie ausstiegen mit dem guten Kapitän, der sich nur noch ganz kurz bei ihnen verweilen konnte. Den kostbaren Korb mit ihren Habseligkeiten trug Daphne auf dem Kopf; sie hatte alles Weißzeug auf dem Schiff noch schön gewaschen, die

Kinder führte sie an der Hand. Der Kapitän begleitete sie bis an die Hauptstraße beim Eingang der Stadt, beschrieb ihr nochmals das kleine rote Haus mit grünen Läden, wo die Seemannswitwe lebte, von der er hoffte, daß sie ihr eine Stube vermieten oder sonst für sie sorgen könne; er ließ sie nochmals an den Fingern zählen, an wie viel Ecken sie vorbei müsse: dann nahm er Edward in die Arme, küßte seine liebe zarte „Wasserlilie" auf die weiße Stirn, schüttelte herzlich Daphnes schwarze Hand und wandte sich rasch zum Weggehen, um seine Tränen zu verbergen.

Daphne hatte beim Abschied noch ein kleines Päckchen in seine Hand gedrückt. „Massa Kapitän das erst aufmachen, wenn er im Schiff ist; Massa wird verstehen, was Daph meint."

Fast unbewußt hatte er es zu sich gesteckt; das Herz war ihm viel zu schwer beim Abschied von seinen Kindern.

So war denn Daphne wieder die einzige Beschützerin auf der Welt für die Kinder ihrer Herrschaft; aber all ihre Kraft und ihr Mut kamen ihr mit diesem Bewußtsein. Sie wickelte Luisa fester in den Schal, nahm den kleinen Edward, der müde geworden, auf den Arm und schritt rüstig vorwärts, immer sorgsam die Straßenecken nachzählend.

Edward schaute bald wieder lustig herum in dem Gewühl und Rennen und Laufen von Menschen und Pferden, das ihm umso wunderbarer war nach dem immer gleichen Anblick auf dem Schiff. Luisa war erschreckt davon und hielt sich ängstlich fest an Daphnes Rock. Das etwas seltsame Aussehen der kleinen Gesellschaft lockte die Gassenbuben an, die dazumal schon besonders frech in New York waren; bald folgte ihnen ein ganzer Schwarm mit Lachen und Geschrei: „Holla, Schwarze! was hast in deinem großen Korb? willst deine Afflein tanzen lassen?" riefen und tobten sie. Edward ballte seine Fäuste nach ihnen, Luisa schlüpfte fast ganz in Daphnes rauhes Gewand und fing leise an zu weinen.

Die Negerin schritt vorwärts, fest, geradezu und unverrückt, ohne nur den Kopf zu wenden, als ob sie gar nichts höre und merke, bis sie an ein stattliches Haus kam,

wo eine breite Schwelle unter einem Vordach war; da stellte sie ihren Korb hin und setzte sorgsam die Kleinen nieder. Jetzt wandte sie sich um, die Gassenbuben waren immer frecher geworden und zupften und rissen sie am Rock. Sie packte den einen und warf ihn die Staffel hinunter; zwei anderen stieß sie die dicken Köpfe zusammen, daß es krachte; einen schüttelte sie an seinem struppigen Krauskopf, unter die übrigen teilte sie mit ihren starken Fäusten rechts und links so tüchtige Hiebe aus, daß die Burschen heulend mit brennenden Backen flohen nach allen Seiten, und sie von nun an ungeschoren ließen.

Edward hatte mit Lust zugeschaut und krabbelte herbei, um seiner Daph auch zu helfen; die aber nahm wieder den Korb auf den Kopf und die Kinder an der Hand und schritt vorwärts, immer wieder an den Fingern zählend, bis sie zu der rechten Straße kämen.

Es war ein langer und ein mühevoller Weg für die Kinder und mehr noch für die gute Schwarze, die zuletzt versuchte, die beiden müden Kleinen mitsamt dem Korbe zu tragen, bis sie endlich an die rechte Ecke kam und richtig das kleine, rote Haus mit den grünen Laden erblickte, das der gute Kapitän ihr so genau beschrieben hatte.

Wie sie aber vor der Türe stand und die Glocke zog, da wurde es der braven Daphne bange ums Herz. Sie hatte nur daheim auf der Insel und nachher auf dem Schiff mit Menschen verkehrt, und wußte so gar nichts von den fremden Leuten, zu denen sie hier kommen sollte.

Ein etwa zehnjähriges Mädchen von bescheidenem Aussehen machte die Haustür auf, barfuß, aber in einem sauberen Kattunkleid und einer ganz reingewaschenen, langen Schürze. Daphne gab ihr das Billett des Kapitäns und erklärte ihr so gut sie konnte, daß sie für sich und ihre „vornehmen Kinder" eine Wohnung suche. „Da steht's geschrieben," sagte sie und deutete auf das Briefchen.

Ein wenig verwundert ging das Mädchen hinein. Daphne setzte sich indes auf der Hausschwelle nieder, stellte den Korb neben sich und nahm die müden Kinder auf ihren breiten Schoß; der alte, getroste Glaube, daß alles recht werde, war wieder über sie gekommen.

Drinnen aber im Hause ging's nicht gerade freundlich her. Mary, das kleine Mädchen, hatte ihrer Mutter das Brieflein gegeben; sie war richtig Frau Ray, die Seemannswitwe, an die der Kapitän geschrieben. Aber sie schrie laut und ärgerlich: „Was will der? ich soll in mein säuberliches Haus eine Schwarze nehmen? das will der Kapitän Jones mir zumuten? ja wohl da!" — In New-York waren damals, zum Teil auch jetzt noch, die Neger sehr gering angesehen, fast wie eine Gattung von niederen Haustieren, und die Weißen meiden alle Gemeinschaft mit ihnen.

„Aber Mutter," sagte Mary mit schüchterner Stimme, „Kapitän Jones ist immer so gut gewesen gegen den seligen Vater, und das kleine Mädchen draußen ist schneeweiß, viel weißer als ich. Und dann, — weißt, Mutter, der Hauszins!"

„Der Hauszins, ja freilich," bruttelte Frau Ray vor sich hin; „so geht's, wenn man eine arme Witfrau ist und nichts hat als ein unnützes Mädchen! Was muß man sich nicht gefallen lassen auf dieser schlechten Welt! Führ sie 'rein!"

Daphne hatte draußen auf ihrer Türschwelle alles gehört und verstanden. Bei diesen letzten Worten stand sie auf und ging hinein mit dem Korbe und den Kindern.

Frau Ray war eine kleine, magere Frau, der man kaum die laute, scharfe Stimme zugetraut hätte; Daphne machte ihr einen höflichen Knicks, wie sie's daheim gelernt hatte.

„So, Kapitän Jones hat euch geschickt?" sagte ziemlich kurzweg Frau Ray und beschaute zweifelhaft die seltsame Gesellschaft.

Daphne nahm Luisa den Schal ab und strich Edward sein krauses Härchen zurück, daß man ihre schönen Kinder auch recht sehen konnte.

Von dem grausigen Geschick, das sie mit den Kindern fortgetrieben, wollte sie zu Fremden nichts sagen, am wenigsten vor den Kindern; aber sie nahm eine ganz vornehme Miene an, soweit das für eine Negerin möglich ist, als sie sagte: „Ich eine Stube mieten muß, für meiner

Missus Kinder. Wir sollen nach Amerika für diesen Sommer und Massa hat nicht können mitkommen."

„Ihr heißt Daphne?" sagte mit etwas milderem Tone Frau Ray, als sie in die sanften blauen Augen der kleinen Luisa geblickt hatte. „Der Kapitän sagt, Ihr seid eine ehrliche, fleißige Person."

„Ja, Daphne ich seien getauft," sagte diese mit einigem Stolz, „weil aber ein bißchen lang, die Leute sagen Daph. Ob ich ehrlich sei? Guck in mein Gesicht und seh selber! Ob ich fleißig sei? Da guck Daphnes Arm und Hand an, ob ich faul?" — Und sie streckte ihre kräftigen Arme, ihre von Arbeit gehärteten Hände aus. Frau Ray, die doch die Sprache dieser ehrlichen treuen Augen verstand, schien befriedigt. „Aber könnt Ihr die Zimmermiete bezahlen?" fragte sie wieder vorsichtig.

„Massas Kinder nicht seien ohne Geld," sagte Daphne stolz und klopfte an ihre Taschen; das Klingeln darin schien Frau Ray zu beruhigen. — „Na, Ihr seid ein sonderbares Weibsstück," sagte sie, „aber meinetwegen könnt Ihr die Stube angucken, die ich zu vermieten habe."

Ganz würdevoll betrachtete sich Daphne das Zimmer. „Nun, es ist etwas klein," meinte sie, „aber recht sauber und hell und zwei Fenster auf die Straße für liebe Kinder. Aber kein Tisch, kein Stuhl, kein Bett . . ."

„Einrichten müßt Ihr die Stube selbst," sagte Frau Ray; „will's meinen, daß sie sauber genug ist für eine Schwarze! Ihr könnt sie haben um billigen Mietzins."

Der Handel war bald abgemacht, und obwohl Daphne gar nichts davon verstand, ob der Preis hoch sei oder nieder, so machte sie doch ein ganz sachverständiges Gesicht dazu.

In ihrem eigenen Gemach, wenn's auch noch leer war, setzte Daphne sich auf den Fußboden, nahm die zwei müden Kinder in ihre Arme, gab jedem noch einen Schiffszwieback in die Hand und wiegte sie sachte hin und her, indem sie halblaut ein Schlummerlied sang in der seltsam traurigen Weise der Negerlieder aus ihrer Heimat.

Die müden Kinder schliefen bald, beinahe so fest, wie damals auf die Schlafpillen. Daphne legte sie sorgsam

auf den reinen Fußboden, deckte sie zu mit den Schälen, die ihr schon von so gutem Nutzen gewesen waren, und dann saß sie eine Weile ganz still und unbewegt, um nachzudenken; eine Sache, die der guten Negerin sonst nur selten vorgekommen war.

Sie zog das Geldpäckchen vom Kapitän heraus und ihr eigen Geld, in die Zeugfetzen gewickelt. „Das ist zu Essen kaufen," sagte sie, „das gehört Daph eigen; das da ist Geld von Kapitän, aber Massas Kinder sollen nicht leben von Geld von anderen Leuten, wenn Daph noch da ist. Kapitän hat schöne goldene Kette für sein Geld, er erst jetzt gefunden hat," und sie lachte vor sich hin in lauterer Freude, daß sie den guten Kapitän so angeführt und ihm die Kette gegeben habe; viel herzhafter konnte sie nun das Geld brauchen für die Kinder ihres Herrn, da es kein Almosen war.

„Und jetzt schöne Stube machen," sagte sie mutig und stand auf. Sorgsam schloß sie die Fensterläden, dann die Stubentüre und steckte den Schlüssel ein, als sie hinausschritt, um ihre Einkäufe zu machen.

Daphnes Einkäufe.

Sie hatte vom Fenster aus ein Möbelmagazin gesehen, darauf marschierte sie zuerst los. Es waren ganz und gar keine kostbaren Möbel, die hier in der Straße verkauft wurden, wo meist ärmere Leute wohnten. Daphne aber entdeckte einen kleinen Tisch mit zwei hölzernen Stühlen dazu, gelb angestrichen, mit schönen, buntfarbigen Rosen und Tulipanen bemalt; die stachen ihr gewaltig in die Augen.

Sie nahm sich recht zusammen und als der Verkäufer herkam, sagte sie ganz würdevoll: „Ich muß ein wenig Möbel kaufen in kleine Stube für die Kinder meines Herrn, General Graf Latour." Und sie stellte den kleinen Tisch und die Stühle beiseite, dazu zwei kleine Bettstellen, die nicht so lustig aussahen, und eine breite hölzerne Bank, die ihr zum Aufstellen für das Geschirr dienen sollte.

„Weil ich so groß Eile habe," sagte sie zu dem Möbelhändler, „Ihr mir könnet Betten kaufen in kleine Bett-

statt für liebe kleine Kinder, warm und nett; wißt Ihr, ich noch eine paar Sachen besorgen und dann wieder kommen."

Der Kaufmann versprach, ihr alles Nötige in die Bettstellen zu besorgen, und ganz vergnügt über den guten Anfang schritt Daphne weiter, um das noch Fehlende zu kaufen. Bald entdeckte sie einen Laden mit Zinngeschirr, dessen helles Blinken ihr recht lockend in die Augen fiel. Sie wußte freilich wohl, daß daheim bei Massa und Missus Porzellangeschirr gebraucht worden war; aber „Porzellan zerbrechen, und Daph hat nicht viel Geld, immer wieder zu kaufen," dachte die Negerin, die nach und nach ganz gescheit und überlegt wurde.

So wählte sie denn von dem blinkenden Zinngeschirr Schüsseln und Teller, Löffel, Waschschüsseln und was sie sonst nötig brauchte; auch Messer und Gabeln konnte sie da kaufen. Als sie alles ausgewählt, legte sie ganz ruhig ein Goldstück aus der Börse des Kapitäns auf den Ladentisch und packte die Sachen zusammen.

Der Zinngießer schaute sie zuerst etwas mißtrauisch an, aber sie blickte ihm gar so offen und furchtlos in die Augen; er dachte, sie sei eine Magd, die Einkäufe für die Küche ihrer Herrschaft machte, und gab so viel kleine Münze heraus, daß Daphne mit heimlichem Jubel dachte, sie habe fast zweimal so viel Geld als vorher.

Aber dumm war Daphne gar nicht. Als sie zu dem Möbelhändler kam und die Betten schon ganz fertig und bereit fand, sogar einen Jungen mit einem Schiebkarren vor dem Haus, der es ihr heimführen sollte, da legte sie wieder zwei von ihren kostbaren Goldstücken auf den Tisch und sagte ganz ruhig: „Ich nicht ganz weiß, wie viel Geld die Stücke da; aber Massa, Graf Latour, weiß alles, nur schön herausgeben!" Und sie sammelte sorgsam die Münze zusammen, die sie zurückbekam, und wanderte heimwärts mit ihren Einkäufen.

Die Kinder schliefen noch und zu ihrer großen Freude konnte sie, ehe sie aufwachten, ihren neuen Salon ins reine bringen. Der Tisch mit den schönen Blumen wurde aufgestellt, die Stühle dazu und das blinkend helle Frühstückgeräte darauf geordnet. Das übrige Geschirr stellte Daphne

in geraden Reihen auf die Bank, und als die Kinder erwachten, brachen sie in hellen Jubel aus über all die schönen Dinge, die ihre Daphne gebracht.

Gut war's, daß sie durch den Aufenthalt auf dem Schiff ein bißchen vergessen hatten, wie's daheim gewesen war, sonst hätte es ihnen vielleicht nicht so erstaunlich wohlgefallen.

Sie waren auch zu Hause in den letzten Wochen nicht mehr an ihre liebe Mutter gewöhnt gewesen. Ihr Vater, General Latour, hatte wegen eines Magenleidens auf eine entferntere Pflanzung reisen müssen, wohin man die Kinder nicht hatte mitnehmen können. Ohne Ahnung von den schrecklichen Plänen der Schwarzen, hatte man sie ruhig in der schönen Heimat gelassen. Dort schon war ihnen ja die freundliche Daphne, die so gute Kuchen backen konnte, lieber gewesen als die geputzte englische Kindsjungfer, die immer mit ihnen zankte, und sie hatten am liebsten unter dem breitästigen Baum gespielt, der die Küche beschattete, in der Daph regierte. So waren sie denn jetzt auch zufrieden mit ihrer Daph in der neuen eigenen Stube, welche dieser so mächtig schön vorkam.

Im Augenblick wußte Daphne freilich nicht, mit was sie die prächtigen Tassen und Teller füllen sollte, und sie hatte nicht recht den Mut, die unfreundliche Hauswirtin zu befragen. Da hörte sie drunten auf der Straße, gerade vor dem roten Haus, ein Glöckchen klingeln; sie schaute hinaus und erblickte einen Wagen mit zwei Eseln bespannt, darauf riesig große Blechkannen, und von allen Seiten kamen Mädchen und Frauen herbei mit Töpfen und Krügen; die ließen sie sich füllen aus den Kannen, und Daph sah bald, daß schöne weiße Milch darinnen war.

Da sprang sie denn auch hinunter mit ihrer neuen, blanken Zinnkanne und ließ sie füllen; sorgsam gab sie acht, was für Geldstücke die anderen für ihre Milch bezahlten, und richtig fand sie unter ihrer kleinen Münze gerade solche Stücke. Nun goß sie die schöne Milch in die Tassen, holte feinen Zwieback, den ihr der gute Kapitän noch von seinem eigenen Vorrat gegeben hatte, und sah mit freudestrahlenden Augen zu, wie es ihrer kleinen Gesellschaft gar so herrlich schmeckte.

„Daph auch essen!“ sagte Edward und schob ihr den Löffel zu. „Ja, Daph,“ sagte Luisa, „nimm auch so gute Milch!“

An sich selbst hatte die gute Daph noch gar nicht gedacht, und es wäre ihr ganz gegen den Respekt vorgekommen, mit ihrer Herrschaft Kindern zu essen. Aber als die Kleinen fertig waren, da setzte sie sich, wie ihr das am bequemsten war, mit der Milchkanne auf den Boden, holte aus ihrer großen Tasche noch ein Stück groben Schiffszwieback und ließ sich's nun auch schmecken.

„Daphne hat's gewußt, daß der große Gott uns helfen wird,“ sagte die arme Negerin aus der Fülle ihres dankbaren Herzens, als sie ihre Kinder in den neuen Betten zur Ruhe gelegt hatte und sich selbst auf dem Boden daneben ausstreckte auf dem alten Teppich, den ihr der Kapitän vom Schiff mitgegeben; „der große Gott wird alles recht machen!“ Und ohne Sorge und Kummer für die Zukunft schlief die getreue Negerin ein.

Trübe Wolken.

Arme Daphne, so schön und so eben geht's nicht fort in der Welt! Freilich hatte Daph mit dem Instinkt, der bei Negern oft an Stelle der Überlegung tritt, Laden und Handwerksleute aufgefunden, wo sie das Nötige für die Kinder kaufen konnte; die gestrenge Frau Ray hatte ihr eine Ecke in der Küche verwilligt, wo sie an einem kleinen Herd ihre bescheidene Mahlzeit kochen und ihre und der Kinder Kleider waschen konnte; sie hatte auch das Geld kennen lernen und wußte jetzt wohl, was für Münzen sie ausgeben durfte. Aber ach, das Geld, das ihr zuerst so unerschöpflich vorgekommen war, wurde weniger und weniger; die feinen, schönen Kleider der Kinder, die sie mitgebracht, wurden zu klein und waren zu dünn, nun es rauher und kälter wurde; die roten Schiffsröcke wollten sie nicht mehr anziehen, seit sie wieder andere Kinder sahen, und doch wagte Daphne nicht, Kleidchen zu kaufen, weil sonst das Geld nicht mehr hätte zureichen können fürs tägliche Essen.

An ihre Herrschaft mußte sie oft mit stillem Jammer

denken; ob sie wohl dem schrecklichen Schicksal entgangen war? Aber da sie keine Natur zum Sorgen hatte, suchte sie sich selbst immer wieder die schweren Gedanken auszureden: „Dumme Daph, warum denken und klagen um Sachen, die sie nicht weiß, und traurig sein wie ein kranker Aff'? Der große Gott Massa und Missus retten kann und braucht dumme Daph nicht dazu."

Aber immer wollten ihre Trostgründe nicht ausreichen. Luisa hatte mehr als Edward das Bild ihrer lieben, sanften Mutter im Gedächtnis, und wenn sie so traurig fragte: „Daph, kommt denn die liebe Mama gar nicht wieder?" so tat der treuen Kreatur das Herz weh. — „Will sagen, liebe Miß Luisa," suchte sie zu trösten, „wenn Luisa ein gut, ganz gut Mädchen ist, dann will liebe Mama kommen, und wenn Kinder bös sind, sie gar nicht mehr sehen werden liebe Mama und Papa."

Luisa war ein sanftes Kind und gab sich wieder zufrieden; aber trübselig wurde es in der kleinen Stube, recht trübselig, trotz der Rosen und Tulipanen auf den Stühlen und trotz des schönen Zinngeschirrs, das Daphne hell und blank erhielt, als kalte rauhe Tage kamen und die Kinder nicht mehr in das Gärtchen hinter dem Haus konnten; als der Regen schwer an die Fenster schlug und der Wind draußen heulte. Spielsachen hatten sie nicht, Daphne verstand nicht sie zu kaufen, hatte auch nicht den Mut, ihr kostbares Geld dafür auszugeben. Mary, die hatte sie von Herzen lieb und war glücklich, wenn sie die Kinder nur sehen durfte; aber sie hatte selbst nie Spielsachen gehabt und war zu still, als daß sie hätte mit ihnen spielen oder ihnen erzählen können, auch hätte ihr die Mutter dazu gar nicht Zeit gelassen.

So war's denn Edwards liebste Unterhaltung, in der Stube herumzuschreiten und mit einem Löffel auf das zinnerne Waschbecken zu trommeln, und es machte ihn sehr glücklich, wenn Luisa hinter ihm hermarschierte und sein Soldat war.

Frau Ray war eine fleißige und rechtschaffene Frau, eine freundliche war sie aber nicht und sie hatte ihr Leben lang nicht gelernt, ihr Herz in Gottes Willen zu ergeben.

Es kam ihr als ein Unrecht vom lieben Gott vor, daß ihr braver Mann so bald gestorben war; doch hatte sie noch einen Sohn, einen starken und schönen Knaben, und ihr John war ihres Herzens Stolz und Freude gewesen. Ganz sicher hatte sie geglaubt, daß der einmal ein reicher, vornehmer Mann werde und sie dann mit sich nehme in sein prächtiges Haus. Daß dieser ihr einziger Sohn an einem bösartigen Scharlachfieber gestorben, das konnte sie nicht verwinden, und sie nahm es ihrer Mary eigentlich übel, daß die von derselben Krankheit wieder gesund geworden war, „so ein unnötiges Mädchen", wenn so ein „Prachtbub" hatte sterben müssen! Durch die rauhe Behandlung war Mary so schüchtern geworden, da ihr's selber fast wie ein Unrecht vorkam, daß sie noch auf der Welt sei, obgleich sie ihr redlich Teil mittrug an der Arbeit und Mühe.

Ihren Hausbewohnern machte nun Frau Ray das Leben sauer genug. Die Kinder fürchteten sich vor ihr, wenn sie gleich nur ein kleines dürres Weiblein war, und ließen sich gar nicht vor ihr blicken. Wenn sie Daphne nur von weitem sah, fing sie an zu schimpfen über den Lärm, den die Kinder machen, über die nassen Fußstapfen von Daphnes bloßen Füßen auf der Diele, über alles und über jedermann.

Der stillen Mary, mit der sie herzlich Mitleid hatte, tat die gutmütige Daph zulieb, was sie nur konnte; sie trug ihr den schweren Wassereimer herein, füllte ihr den Milchtopf, wenn es draußen so regnete, daß man fast nicht an den Milchkarren kommen konnte; ja, sie steckte ihr sogar eine von den wenigen Orangen zu, die sie noch von der Insel mitgebracht hatte und die sie doch so sparte für ihre Kinder. Wie gern hätte sie auch beim Waschen geholfen! Aber Frau Ray ließ sich's nicht nehmen, daß die Mohrin mit ihren schwarzen Armen ihre weiße Wäsche dunkel färben würde, und wollte um keine Welt mit einer Negerin an einem Waschzuber stehen.

Ach, und Daphne wollte so von Herzen gern arbeiten für die Kinder ihres Herrn, wenn sie nur gewußt hätte, wo und was! Das machte sie sehr betrübt, daß sie, die so gewöhnt war an strenge, ernstliche Arbeit, nun so wenig zu tun hatte.

Recht traurig saß sie einmal neben den Betten ihrer schlafenden Kindlein auf dem Boden. Da schien ein großer, schöner Stern herein, der erste nach langen Regennächten, und plötzlich kam ihr der Gedanke wieder an den großen Herrn droben, von dem sie freilich noch nicht viel wußte, zu dem ja aber auch ihre gute Herrin gebetet hatte, wenn sie in Sorge war. Sie erhob sich auf ihre Kniee, sie streckte bittend ihre Hände empor und sprach ihr erstes, wirkliches Herzensgebet aus: „Der große, allmächtige Gott, der wolle der armen Daph etwas zu tun geben!"

Ganz erschöpft von der geistigen Anstrengung, die sie gemacht, fast ängstlich, ob es nicht zu keck sei, daß sie, die arme, schwarze Daph, zu dem großen Gott im Himmel geredet habe, sank sie nieder; aber es wurde ihr wunderbar wohl und ruhig ums Herz und sie schlief getröstet ein.

Neue Wege.

Rüstig erhob sich Daphne am anderen Morgen, um ihre Tagesgeschäfte anzutreten, und ging etwas ängstlich wie immer vor der zänkischen Hauswirtin zur Küche, um das Frühstück für ihre Kinder zu bereiten.

Niemand war da, und es war ganz still in der Küche. Daphne ging hinaus und öffnete endlich sachte die Türe zu dem größeren Wohnzimmer, wo Frau Ray und Mary sich gewöhnlich aufhielten und arbeiteten, in das sie aber sonst nie den Mut hatte, einzutreten.

Da stand so früh schon Mary allein am Bügeltisch, bügelte eifrig und schaute dazwischen etwas trostlos auf den hoch aufgetürmten Korb mit eingefeuchteter Wäsche neben ihr, der eben gar nicht weniger werden wollte, wie emsig sie auch darauf los glättete.

„Wo ist Mama?" fragte Daphne, die jetzt herzhaft eintrat.

„O, Mama kann gar nicht aufstehen, sie liegt droben und ist so krank!" sagte seufzend Mary, „und all die Wäsche soll heut noch fertig werden, wir haben sie schon so lange da."

„Tut nichts, die Wäsche," rief Daphne ganz vergnügt; „Daph kann bügeln, hat viel Wäsche gebügelt für Missus und Massa und Daph ist so müde davon, daß sie in der

Stube sitzen soll wie eine Dame. Aber Daph will nach Mama sehen, kann vielleicht helfen."

„O, lieber nicht, sie könnte sonst böse werden!" rief ängstlich Mary.

„Tut nichts," sagte Daphne gleichmütig, „zeige mir den Weg!"

Mary zeigte ihr nur ganz schüchtern von weitem die Türe zu dem Schlafkämmerlein; Daphne trat herzhaft ein.

„O, Sie ist so mächtig krank, Missus Ray, nicht wahr?" sagte Daphne mitleidig, als sie in das Stüblein trat.

Frau Ray stöhnte nur etwas ärgerlich und drehte den Kopf gegen die Wand; Daphne aber ließ sich nicht so bald abschrecken.

„Ein bißchen guten, warmen Tee machen und helfen von die böse Krankheit," schlug sie gutmütig vor.

„O, mein Rücken, meine Glieder! Alles tut mir weh!" ächzte jetzt die Kranke.

„Missus Ray hat Wäsche getrocknet in so kalt bös Wetter," sagte jetzt Daphne; „sie zu viel gearbeitet, sie ist's nicht so gewöhnt."

„Ja, das ist wahr," sagte Frau Ray, bei welcher Daphne die rechte Saite angeschlagen hatte; „bin's freilich nicht gewöhnt; aber mein Junge ist ja tot, und wen hab' ich zur Hilfe, als den Dörgel von Mädchen da!"

Daph hörte nicht mehr all die Klagen an, aber sie eilte zur Küche und bereitete mit Marys Hilfe einen stärkenden Kräutertee, welcher der Kranken wohl tat; sie machte ihr ein warmes Fußbad, sie rieb ihr die schmerzenden Glieder und wickelte sie warm ein, um sie in Schweiß zu bringen.

„Missus Ray ist mächtig krank," sagte sie, als die Frau durchaus aufstehen wollte; „sie muß liegen wie ein klein Baby. Daph muß jetzt Frühstück machen für liebe kleine Kinder, aber Daph kann dann arbeiten helfen."

Manchmal nehmen's die Leute gar nicht übel, wenn man sie für recht krank erkennt. Frau Ray war auch so müde, daß sie sich gern ruhig zurücklegte; sie kam in wohltätigen Schweiß, dann in einen festen gesunden Schlaf, und als sie nach ein paar Stunden aufwachte, fühlte sie sich zwar noch schwach, aber viel wohler als lange vorher,

und ohne ärgerlich zu werden, hörte sie allerlei Geräusch in ihrer Wohnstube drunten, wo es sonst so still war.

Hätte sie nur hinunterblicken können, es wäre ein ganz vergnüglicher Anblick gewesen. Da stand am Tisch die Schwarze und bügelte drauf los in heller Herzenslust und sah so fröhlich aus, wenn sie ein Hemd, ein Handtuch ums andere schön geglättet weglegen konnte, als ob's nichts Lustigeres auf der Welt geben könnte als einen Bügeltag.

Die stille Mary schaute ihr ganz verwundert und erfreut zu und bemühte sich, auch so energisch zu arbeiten. Luisa fuhr mit einem kalten Eisen höchst vergnügt auf ein paar Läppchen herum und legte sie sorgsam zusammen und fragte eifrig: „Nicht wahr, Daph, so ist's schön? Luisa kann auch helfen!" Der kleine Edward aber marschierte fröhlich um den Tisch, indem er mit Feuerzange und Bügelhaken eine prachtvolle Musik machte; schon die andere größere Stube und das neue Geschäft war ein Fest für die Kinder, die so lange in dem einen engen Stübchen eingesperrt gewesen waren.

„Wer ist bei dir drunten, Mary?" rief Frau Ray von oben, aber nicht in so scharfem zänkischem Tone wie sonst.

„Nur Daph und die Kinder," sagte Daphne und streckte diesmal ganz furchtlos ihren schwarzen Kopf zur Treppe hinauf, „der große Korb da muß leer sein und ich nur ein bißchen helfen bügeln." Frau Ray sagte nichts dagegen.

Noch acht Tage lang mußte die kleine Frau unter Daphnes sorgfältiger Pflege im Bette bleiben und diese und Mary wurden inzwischen die allerbesten Freunde. Die Negerin nahm dem zarten Mädchen all ihre schwerere Arbeit ab und sie wurde nun erst lustig und wohlauf, da sie tüchtig zu schaffen hatte. Mary war glückselig, daß sie dafür bei den Kindern bleiben durfte, und wenn sie auch nicht viel zu ihrer Unterhaltung tun konnte, so hatten diese doch das sanfte freundliche Mädchen gar gern um sich. Luisas glänzendes seidenweiches Härchen und Edwards schwarzen Krauskopf konnte sie viel geschickter flechten und kämmen als die Negerin. Daph aber hatte beim Anblick des stattlichen großen Herdes noch einen anderen „mächtig klugen" Plan gefaßt.

Frau Ray konnte der herzlichen Gutmütigkeit nicht widerstehen, mit der die vielgeschmähte Negerin sie versorgte und pflegte; und nachdem sie ihre erste Scheu überwunden, etwas zu essen, was eine Schwarze bereitet, mußte sie zugeben, daß Daphne vortrefflich kochen könne.

Ganz gestärkt kam sie nach acht Tagen wieder in ihre Küche herunter. „Da wird's sauber aussehen," dachte sie, trotz ihrer sonst milderen Gesinnungen; „wo die Schwarze und das unnütze Ding, die Mary, ohne mich gehaust haben, wird ein schöner Schmutz und Durcheinander sein!" Aber siehe da! in der Küche war alles in bester Ordnung und spiegelblank; Herd und Fußboden so schön gefegt und mit Sand bestreut, wie sie's nur vor hohen Festen hatte tun können; in der Stube lag wieder frisch gewaschene und gebügelte Wäsche, schneeweiß und schön glatt; am Kochherd stand Daphne und bereitete eben „nur ein gut Bißchen, Frau Ray zu stärken, da sie wieder auf ihren Füßen ist".

Da taute der kleinen Frau das Herz auf, das gerade nicht böse war; zum ersten Male nahm sie die schwarze Hand der guten Daphne in die ihre und sagte: „Daphne, Ihr habt mir viel Gutes getan; ich hab's nicht um Euch verdient, will's aber gutmachen."

„Nun, das alles vergessen ist und vergeben," sagte Daphne, ganz beschämt von so ungewohnter Güte; „jetzt Missus Ray warmes Frühstück nehmen und gesund sein."

„Was könnt' ich Euch denn zulieb tun?" fragte die kleine Frau, immer noch ganz bewegt von Daphnes Gutmütigkeit.

Jetzt rückte unsere Schwarze mit dem großartigen Plane heraus, den sie beim Anblick des schönen Herdes gefaßt hatte. Sie könne ganz schöne, gute, kleine Kuchen machen, versicherte sie Frau Ray, wie die vornehmen Leute sie mächtig gern essen. In dem Ofen da könne man die Kuchen vortrefflich backen und sie wolle dieselben dann zum Verkauf austragen; so hätte sie zu schaffen und könnte auch etwas verdienen für ihre lieben Kinder.

Der Frau Ray kam's zwar etwas seltsam vor, daß die Negerin um Geld arbeiten wollte für die Kinder, von denen sie doch sagte, daß sie einer vornehmen Herrschaft gehören;

aber in ihrer ersten warmen Regung von Dankbarkeit gab sie es zu. So kaufte denn die schwarze Daph freudigen Mutes ein, was sie zu ihrer Backerei nötig hatte, ja sogar bunten Baumwollstoff, wie ihn die Neger gern tragen, zu einem neuen Anzug für sich, damit sie auch ihre Waren anständig austragen könne. Es war ein ganz neues Leben in sie gekommen, nun sie wieder auf ihr altes Gebiet, die Küchenarbeit, zurückkam; die Kinder schafften fröhlich mit beim Mandelschneiden, Rosinenverlesen und allerlei, wobei freilich Daph viel zu wehren hatte, daß die kleinen Köche den Vorrat nicht zu sehr schmälerten. Aber sie machte ihnen ein Stück Teig zurecht; damit durften sie, so lange Daph fort war, unter Marys Anleitung kleines Backwerk verfertigen. Die Kuchen kamen alle prachtvoll aus dem Ofen, und Frau Ray fing an wirklich Respekt zu bekommen vor ihrer geschickten Hausgenossin; „der schönste Konditor," meinte sie, „hätt's nicht schöner machen können."

Mit lautem Triumph und Jubelruf begleiteten die Kinder ihre Daph bis auf die Hausschwelle, als sie zum ersten Male auszog, um ihre Kuchen zu verkaufen in dem neuen bunten Kleid, einen schneeweißen Turban auf dem Kopf. Der Korb, in dem sie ihre Kindlein hergetragen, wäre zu groß gewesen; sie hatte einen netten kleineren gekauft, ihre verschiedenen Brötchen, Kringeln und Kuchen darin ganz verlockend und einladend geordnet und ihn mit einem schneeweißen Tuche bedeckt. So zog sie nun guten Mutes aus, einer Straße zu, wo schöne, vornehme Häuser standen, die sie sich schon vorher gemerkt hatte.

In New York, wo Leute aus allen Weltteilen zusammenströmen, ist der Anblick einer Negerin in der Tracht, wie sie auf den Pflanzungen die Sklaven reicher Häuser gewöhnlich haben, nichts so Verwunderliches, als es bei uns sein würde; so gab niemand besonders acht auf Daphne. Aber es ging nicht so rasch mit dem Verkauf ihrer „mächtig" guten Kuchen, wie sie gehofft hatte. An den meisten der stattlichen Häuser, wo sie die Klingel zog, guckte durch die Türspalte ein vornehmer Herr Bedienter heraus, der ihr die Türe wieder vor der Nase zuschlug mit dem kurzen Bescheide: „Wir brauchen nichts."

Recht niedergeschlagen und vor sich hinbrummend, schritt die arme Daph weiter. Wieder versuchte sie's an einem vornehmen Hause, wieder fertigte sie ein flotter Diener kurz ab, als eben aus diesem Haus zwei Damen traten, um in den Wagen zu steigen, der vor der Türe hielt. „Mögen Ladies nicht ein paar schöne Kuchen?" fragte Daphne schüchtern, indem sie ihren Korb darbot und das Tuch wegnahm.

„Ei, die sehen gut aus," sagte die jüngere der Damen, „da könnten wir gerade den Kindern davon mitbringen." Die ältere stimmte bei und sie machten einen so reichlichen Einkauf, daß Daphne wieder Mut faßte und sagte: „Ob die Ladies wollten so gut sein und noch ein paar vornehme Leute fragen, ob sie nicht Dienstag und Donnerstag solche Kuchen kaufen wollen; Daphne werde sie recht schön machen, daß alle zufrieden seien."

„Die Schwarze sieht gar gutmütig aus," sagte die junge Dame zu ihrer Mutter und schaute Daphne freundlich an. Der aber ging ein heller Sonnenstrahl auf, als sie das Fräulein näher ansah. In ein so holdseliges, sanftes und liebliches Gesicht hatte sie nicht mehr geschaut, seit sie von ihrer lieben Herrin fort war. Sie war ganz glücklich, als ihr die Damen erlaubten, am nächsten Tage wiederzukommen, wo sie ihr dann schon für Kundschaft sorgen wollten bei ihren Bekannten, wenn das Backwerk gut sei.

Getröstet ging sie weiter, nachdem sie der „holdseligen jungen Lady" nachgeschaut, so lange sie konnte; sie verkaufte auch unterwegs noch, meist an Vorübergehende, fast all ihre Ware und konnte daheim den Kindern nicht genug erzählen von dem schönen jungen Fräulein, wie die goldenen Haare über der weißen Stirn gescheitelt gewesen, wie lieblich sie aus ihren blauen Augen geblickt und wie sanft sie gelächelt habe mit dem süßen roten Mund, so daß Luisa fragte: „Daph, ist es nicht heimlich ein Engel gewesen?" — Sie sollte ihr noch zum Engel werden.

Dreimal in der Woche durfte Daph nun in das Haus Milfort kommen, wo ihre „holdselige junge Lady" wohnte. Ihre Kuchen und Kringeln wurden nach und nach so be-

kannt in der Straße, daß sie fast nicht genug backen konnte, und die vornehmen Bedienten die Haustüre öffneten, wenn sie sie von weitem sahen, weil die Herrschaft schon gefragt hatte nach den „Negerkuchen". So kam denn ihr Geschäft recht in Schwung; ihr schönstes und bestes Backwerk sparte sie aber immer auf für das Haus Milfort, wo sie stets freundlich willkommen war.

Traurige Botschaft.

In dem kleinen roten Haus mit grünen Laden ging es nun viel freundlicher und friedlicher zu, wenn auch Frau Ray nicht mit einem Male die lautere Sanftmut und Freundlichkeit wurde.

Daphne hatte neben ihrer Backerei und der Arbeit für ihre Kinder immer noch Zeit, ihrer Hauswirtin beim Waschgeschäft zu helfen. So konnte Mary nähen lernen und ihr beistehen, daß ihre lieben Kinder, die gesund heranwuchsen, nun hübsche Kleider erhielten; mit den roten Schiffsröckchen hatte sie noch ein paar kleine Bettelkinder hoch beglückt.

Die fleißige Daph verdiente so viel, daß sie für Nahrung und Kleidung ihrer Kleinen hinlänglich sorgen konnte. Ach, aber sie fühlte wohl, daß da noch für allerlei hätte gesorgt werden sollen, wo sie nicht helfen konnte.

Edward war nun fünf Jahre alt, ein netter, kräftiger, aber mitunter auch ein recht eigensinniger kleiner Bursch; Luisa, Kapitän Jones' „weiße Wasserlilie", blühte wie ein Maienröslein. Daphne ließ sie bei schönem Wetter den ganzen Tag in dem kleinen Hausgarten sitzen und spielen, auf der Straße sah man sie nie. Sie trugen jetzt immer nette Kleidchen und an ihren schneeweißen Schürzen sah man wohl, was Daph für eine geschickte Wäscherin war; aber, — sie spürte, daß die Kinder jetzt hätten manches lernen sollen, was sie sie eben beim besten Willen nicht lehren konnte. „Nicht so essen, Miß Luisa," sagte sie manchmal. — „Ja, wie soll ich denn essen, Daph?" fragte das Kind. — „Ach, dumme Daph weiß das selber nicht so recht," sagte diese, „aber vornehme Kinder essen nicht so." — So lieb Edward seine Daph hatte, so war er doch

oft unartig und eigensinnig, und ihres „Massa Kinder" selbst zu strafen oder zu schelten, — das hätte Daphne nie gewagt. Nur wenn Edward sah, daß seine Daph mit so gar betrübtem Gesicht sich abwandte, kam er meist reuig zurück: „Sei lustig, Daph! Edward will lieb sein."

Edward wußte von der Heimat und den Eltern nichts mehr, als daß ihn Papa einmal habe reiten lassen; bei Luisa hatte sich aber ein stilles Heimweh nach der lieben Mutter festgesetzt, das lebendiger wurde, je mehr das Kind innerlich fühlte, wie ihm jetzt eine treue Mutter nötig wäre. Was die Mutter sie daheim noch gelehrt hatte von frommen Sprüchen und Liedern, das hatte sie allmählich vergessen; nur ihr Morgen- und Abendgebetchen hatte sie noch behalten, weil Daphne sie immer daran mahnte, daß sie es mit Edward betete.

Aber die gute Daph, die man wohl auf der Insel getauft, doch nicht viel unterrichtet hatte, konnte den Kindern nichts sagen von der seligen Botschaft des Evangeliums. Das schöne Buch mit den goldenen Schließen bewahrte sie sorgsam auf im dunkeln Gefühl, daß da drinnen alles stehe, was man brauche, um gut zu sein auf Erden und um zum großen Herrn im Himmel zu kommen, aber — es war ihr ein verschlossenes Buch, und Mary hatte nicht viel besser lesen gelernt als sie selbst.

Eine Schule für die Kinder zu suchen in der großen, fremden Stadt, daran konnte Daphne nicht denken, auch wären sie ja noch zu jung dazu gewesen; aber daß die Kinder ihres Herrn aufwachsen sollten, ohne zu wissen, was sich für solche Kinder schickt; ohne etwas zu lernen von dem heiligen Buch, welches ihre Mutter so lieb gehabt: das kam Daphne doch schrecklich vor. „Der große Gott weiß, wie er's noch soll recht machen," sagte sie sich immer wieder zum Trost und suchte inzwischen ihre Schuldigkeit zu tun für den heutigen Tag.

Von der grausigen Angst, die sie mit den Kindern fortgetrieben, von der Gefahr für ihre teure Herrschaft wollte sie aus unbestimmter Furcht keinem Menschen etwas sagen, und da sie von ihr auch gar nichts gehört und erfahren, so tröstete sich ihr vertrauensvolles Gemüt immer mehr mit

der Hoffnung, daß, da doch alles noch gut gegangen, auch Massa und liebe Missus einmal kommen würden, um die Kinder zu holen. „Liebe Mama wird wiederkommen zu Miß Luisa und sich freuen, daß sie ein gut Mädchen gewesen," sagte sie zu Luisa so oft, daß sie es selbst zuletzt fest glaubte.

„Es ist ein Herr draußen," meldete ihr an einem Morgen Mary, deren gesetztes Gesichtchen ganz verwundert drein schaute; „er hat gefragt, ob Mutter noch da wohne, und ob sie nichts wisse von einer Negerin Daphne mit zwei Kindern."

„Das bin ich," sagte Daphne, die allmählich auch hatte besser sprechen lernen, sehr eifrig; „ist's ein ganz großer, schöner Herr, der ganz vornehm aussieht?" Ihr erster Gedanke war an ihren Herrn.

„Nicht gerade," sagte Mary, und in dem Augenblick kam Frau Ray herein mit Kapitän Jones, welcher der getreuen Daph herzlich die Hand zum Gruße schüttelte.

Daph war freilich zuerst etwas enttäuscht; aber doch freute sie sich von Herzen, ihren guten Beschützer wiederzusehen, und stolz sah sie, mit welcher Freude er ihre Lieblinge betrachtete, in seine Arme nahm und herzte. Edward wehrte sich zwar mit Händen und Füßen und schrie: „Ich will dich ja gern haben; aber du brauchst mich nicht so zu drücken, und du kratzst mich mit deinem groben Schnauzbart!"

Der Kapitän drückte und herzte ihn erst noch einmal; Luisa aber fragte leise: „Wer ist's, Daph? kann es nicht Papa sein?"

„Nein, o nein, Kind," sagte der Kapitän mit einer Träne im Auge, stellte den Kleinen nieder und setzte sich ruhiger zu ihnen.

Er sprach mit allen, auch mit Frau Ray, die er früher kaum einmal gesehen hatte, und fragte sie freundlich, wie es ihr gehe. Frau Ray war hoch verwundert, daß der Kapitän ihres seligen Mannes so liebevoll und vertraulich mit der Schwarzen sprach; sie hatte diesmal nicht so viel zu klagen und redete auch nicht so verächtlich von ihrer Mary wie früher. Diese war ganz glücklich, als der Herr

so gütig mit ihr, der Tochter seines alten Steuermannes, redete und ihr die Hand gab, obgleich sie nur ein „unnötiges“ Mädchen war.

Frau Ray brachte Bier und Butterbrot, und die Gesellschaft saß eine Weile vergnügt beisammen; da stand Kapitän Jones auf und sagte mit einem schweren Seufzer: „Daphne, ich kann nur noch ein paar Minuten verweilen und ich sollte Euch vorher noch etwas sagen, Euch allein,“ und er blickte hinüber nach Frau Ray, die sogleich sehr beleidigt aufstand: „Komm, Mary, wir wollen nicht bleiben, wo wir überflüssig sind, wenn's gleich in meinem eigenen Haus ist; kommt, Kinder!“ und sie ging hinaus und schlug die Türe tüchtig zu. „Kommt nichts Gutes heraus, wo's ein Geheimnis braucht,“ murmelte sie noch vor sich hin.

Daphne fühlte, daß sie Wichtiges erfahren sollte; begierig und angstvoll blickte sie auf. „Daphne,“ fing Jones an, „der Plan ist schauerlich wahr geworden, den Ihr mir damals mitgeteilt, als Ihr mit Euren Kindern im Korbe auf unser Schiff gekommen seid; in Einer Nacht sind die Weißen auf der Insel ermordet worden. Ihr habt Eures Herrn Kinder von blutigem Tode gerettet, unser Herrgott im Himmel wird Euch dafür belohnen.“

Der Kapitän hielt inne. „Meine liebe Missus und Massa?“ rief Daphne angstvoll und faßte seine Hand.

Kapitän Jones konnte zuerst nicht sprechen. Er fuhr mit seiner Hand über den Hals, wie wenn man ihn mit einem Messer durchschneidet. „Es ist, wie ich gefürchtet,“ sagte er endlich traurig; „die Weißen auf der Insel sind getötet, das Haus des Generals verbrannt; General Latour und seine Frau sind von ihrem schwarzen Kutscher ermordet worden.“

Daphne hörte ihm zu mit Zittern und Beben. Bis jetzt hatte sie standhaft gehofft; nun traf sie's wie ein Donnerschlag und mit einem lauten Schrei sank sie bewußtlos zu Boden.

Der wilde, gellende Schrei, den die Negerin in ihrem Schreck, ihrem furchtbaren Jammer ausstieß, klang durchs ganze Haus. Frau Ray und Mary stürzten herein, ihnen nach die erschreckten Kinder. Luisa kniete neben Daphne

nieder und fing bitterlich zu weinen an, während Edward wie ein junger Löwe auf den Kapitän losſprang und ſchrie: „Der böſe Mann hat Daph tot gemacht, wart nur!“ Frau Ray und Mary verſuchten alles, um die Ohnmächtige ins Leben zu bringen, während der Kleine mit geballten Fäuſten den Kapitän angriff, ſtieß, ſchlug und kratzte, ſo daß dieſer ihn zur Türe hinausſperren mußte.

Ganz wütend rannte Edward nun auf die Straße unter fortwährendem Geſchrei: „Meine Daphne hat er tot gemacht, der böſe, böſe Mann!“

Unter den Vorübergehenden, die ſich nach und nach um den tobenden Knaben ſammelten, war Doktor Bath, ein junger Arzt, der noch nicht viel zu tun hatte, aber immer höchſt eifrig durch die Straßen eilte. „Was iſt's, Kleiner?“ fragte er.

„Droben liegt ſie tot auf dem Boden und der böſe Mann hat's getan,“ ſchrie Edward, weinend vor Zorn und Jammer.

„Wo, wo, Kind?“ fragte eifrig der junge Doktor. Edward deutete auf das Haus, und äußerſt begierig, was das für eine Geſchichte ſei, eilte der Doktor hinein. Es kam ihm ſchon höchſt verdächtig vor, daß droben auf ſein Klopfen der Kapitän ſo vorſichtig die Türe aufmachte. Edward, der ihm nachgegangen war, ſprang gleich wieder wütend auf den Kapitän los, der hielt ihn aber feſt in ſeinen ſtarken Armen, während er zuſah und Hilfe leiſtete bei den Verſuchen, die der Doktor machte, um Daphne wieder aufzuwecken. Der Doktor ordnete an, daß man ihre Kleider aufmache, ließ ſie platt niederlegen und ihren Arm entblößen, um ihr zur Ader zu laſſen. Während er damit beſchäftigt war, ſchlug es zwölf. Der Kapitän ſah auf ſeine Uhr und fand, daß er eilen müſſe, um noch zu rechter Zeit auf ſein Schiff zu kommen. Er ſetzte haſtig den Knaben nieder, der nicht recht wußte, ob er jetzt nicht auf den Doktor losfahren ſollte, der ſeine Daph in den Arm ſtach, daß es blutete, — legte ein kleines Päckchen auf den Kaminſims und mit einem langen, traurigen Blick auf die arme Daphne und die Kinder ſagte er Lebewohl und eilte fort.

Es brauchte lang, bis Daphne wieder erwachte; dann aber richtete sie sich auf und sagte hastig, sie sei wieder ganz wohl, man möchte sie nur allein lassen. Allein wollte sie sein mit dem furchtbaren Jammer, der nun erst über sie gekommen und der viel heftiger wurde, wenn sie die armen Kinder ansah; es war umsonst, daß diese freundlich ihre Hand nahmen, sie streichelten und baten: „O, sieh nur wieder recht aus, wie unsere eigene liebe Daph!“ — Sie wollte sich nicht trösten lassen.

Frau Ray und der junge Doktor waren noch ganz verwundert von dem unerwarteten Auftritt. Sie hatten beide die reichen Ketten und kostbaren Ringe gesehen, die Daphne sonst so wohl versteckt bei sich trug; dem Doktor fiel Luisas feines Aussehen, eine gewisse vornehme Haltung bei dem unbändigen kleinen Edward auf, gegenüber der rauhen Negerin; dazu der sonnverbrannte Fremde, der so plötzlich wieder verschwunden war, nachdem er allem Anschein nach die Negerin mit einer entsetzlichen Kunde erschreckt hatte, — er konnte nicht recht daraus kommen und fragte Frau Ray eifrig aus über alles, was sie von der Schwarzen und den Kindern wußte.

Viel konnte ihm diese nicht sagen; aber gerade, daß Daphne ihr nicht mehr von sich und den Kindern erzählt, das kam ihr jetzt erst verdächtig vor. Von Kapitän Jones wußte sie nur, daß er vor Jahren mit auf ihres Mannes Schiff gewesen sei und daß er immer für einen rechtschaffenen, gutherzigen Mann gegolten habe.

Alles Mißtrauen, das sie in den ersten Tagen gegen Daphne gehabt und das durch das gutherzige Wesen und den redlichen Fleiß der braven Schwarzen sich verloren hatte, wachte nun wieder in ihr auf; dazu fand man, daß in dem Päckchen, das der Kapitän dagelassen hatte, eine schwere goldene Kette war. Was hatten der Seemann und das Negerweib mit goldenen Ketten zu tun? — „Ja, Herr Doktor, ich fürchte, 's ist nicht richtig,“ sagte Frau Ray zu diesem in ihrer Stube, während Mary und die weinenden Kinder drüben bei Daphne waren; „'s ist etwas geschehen!“

Was geschehen sein sollte, konnte sie sich freilich selber nicht vorstellen; der Doktor aber war ganz im Eifer und

dachte, daß er da einem höchst merkwürdigen, schrecklichen Verbrechen auf die Spur komme und dadurch selber ein merkwürdiger und berühmter Mann werden könne.

Als er fort war und Frau Ray drüben die arme Daphne noch ganz schwach auf ihrem Lager auf dem Fußboden liegen sah, wie sie in ihrer schlichten Weise versuchte, die weinenden Kinder zu trösten, da schämte sie sich selbst über ihren Verdacht und beinahe hätte sie ihr alles geradezu gesagt. „Aber ich möchte doch gern, daß herauskäme, was es eigentlich ist mit den feinen Kindern und mit den goldenen Ketten und mit dem kostbaren Schmuck," dachte sie wieder und ließ der Sache den Lauf.

Ein hilfreicher Engel.

Gar zu schwer hatte die arme Daphne der Schlag getroffen; auch als sie wieder auf sein konnte, wollte ihre alte Kraft und ihr guter Mut nicht wieder kommen. „Der große Gott hat die arme Daph ganz aufgegeben," sagte sie trostlos vor sich hin, nun die Hoffnung, die sie bisher im stillen aufrecht erhalten hatte, für immer zerstört war.

Jetzt erst konnte Mary so recht ihr dankbares Herz zeigen für die Güte ihrer schwarzen Freundin. Sie nahm die Kinder zu sich und gab sich alle Mühe, sie zu unterhalten; sie besorgte Daphs Geschäfte in der Stube und bei den Kleinen, wenn sie sich auch von der Mutter darum schelten lassen mußte. Nur Daphskuchen backen, das konnte sie nicht! Dabei hatte sie ihr bisher nur mit stummer Bewunderung zugesehen und ein bißchen Handreichung getan; aber sie war doch so klug, daß sie bei all ihren Kunden herumging und sagte: Daphne sei krank, werde aber bald wiederkommen und ihre guten Kuchen bringen.

Daphne lag meist auf ihrem Lager, ohne recht die Augen aufzumachen; was Mary ihr brachte, nahm sie hin ohne viel Worte und Bewegung. Wenn Frau Ray hie und da geschäftig aus und ein lief in ihrer Stube, die Laden aufmachte und wieder zu, weil sie nicht recht wußte, was sie eigentlich da tun könne, so merkte es Daphne kaum. Ihre Gedanken waren weit, weit in der Ferne.

Es war einige Tage nach dem Besuch des Kapitäns; Daphne lag ganz still und allein in ihrer Stube, da hörte sie ein leises Klopfen an der Tür und die scharfe Stimme der Frau Ray: „Nur da herein, Miß! ich meine, sie ist nicht so krank; aber sie regt und bewegt sich fast gar nicht."

Daphne schaute verwundert auf, als eine feine junge Dame an ihr Bett trat; ein trauriges Lächeln ging über ihr Gesicht, als sie in das holdselige Angesicht von Rosa Milfort blickte.

„Wir haben Eure guten Kuchen recht vermißt," sagte die sanfte Stimme, „und da ich hörte, daß Ihr krank seid, wollte ich selbst kommen und nach Euch sehen."

Die sanften und freundlichen Worte von dem vornehmen Fräulein tauten Daphnes Herz auf. Sie brach in Tränen aus und rief: „O, mein holdselig jung Fräulein, Sie reden ja mit der armen Daph so freundlich wie ihre liebe Missus!"

Rosa setzte sich neben das niedrige Bett, das Mary für Daphne zurecht gemacht hatte. „Seid Ihr sehr krank, Daph?" fragte sie liebevoll.

„O, Daph ist ganz tot im Herzen und ganz schwindlig im Kopf," sagte das arme Geschöpf und legte ihre Hand ans Haupt; „der große Gott hat Daph so schweres Leid geschickt und hat sie ganz aufgegeben!" — und sie weinte bitterlich.

Rosa beugte sich auf sie nieder und sagte: „Der große Gott gibt gar niemand auf, der nach ihm verlangt; vielleicht hat er mich geschickt, um Euch zu trösten."

Da blickte Daphne sie an mit einem Schimmer von Hoffnung in ihren traurigen Augen. „Weiß nicht, warum Daph nicht alles sagen soll; das holdselige Fräulein kann sie trösten vielleicht, wenn sie alles weiß."

„Der liebe Heiland weiß Trost in allem Leid," sagte Rosa wieder; „was macht Euch so unglücklich? Könnt Ihr mir's nicht sagen?"

Noch einmal schaute Daphne lang in das süße milde Angesicht, in die klaren blauen Augen, die sie so sanft anblickten; dann schüttete die arme Negerin ihr ganzes betrübtes Herz aus: ihre angstvolle Flucht mit den Kindern

und die lange stille Hoffnung, daß ihre teure Herrschaft doch gerettet sei, die sie seither aufrecht erhalten, und wie nun die Jammerbotschaft des Kapitäns diese Hoffnung vernichtet hatte und sie hilflos, allein in der Welt mit den armen Waisen gelassen.

Rosa weinte mit der armen Schwarzen und mit stiller Bewunderung blickte sie auf die treue Seele, die arm, unwissend, ohne Hilfe von außen, in der Einfalt ihres Herzens durch ihre selbstvergessene Hingebung die Kinder bis hierher gepflegt hatte.

Als sie sich wieder gefaßt hatte, nahm sie die schwarze Hand in die ihrige und sagte: „Daphne, die Mutter, die ihre Kinder früh schon gelehrt hat, den Heiland zu lieben, die ist nun bei ihm im Himmel. Auch Euer Herr wird nun droben sein bei seinem himmlischen Herrn und König. Dort ist eine Heimat, wo kein Leid mehr ist und keine Sünde, kein Scheiden für die, welche sich lieb haben. Dort dürfet Ihr mit Gottes Hilfe der Mutter einmal ihre Kinder wieder zuführen. Ihr müsset die Kinder lehren, daß sie den Herrn lieb haben, damit sie einmal zu ihm in den Himmel kommen können. Das ist's wohl wert, daß Ihr deshalb lebet und strebet."

„Ja, wie soll die arme dumme Daph den Weg zeigen zum Himmel? — sie weiß ihn ja selber nicht," sagte Daphne.

„Der liebe Heiland hat die Pforte aufgetan für alle, die ihn lieb haben und ihm trauen," sagte Rosa eifrig, „und wenn es Euch Ernst ist, so könnet Ihr zu ihm kommen und die lieben Kinder ihm zuführen."

Der armen Daphne war noch so wenig vertraut worden von dem Schatz der göttlichen Lehre; an dem wenigen aber hatte sie sich festgehalten mit demütiger Treue, ihre geringen Gaben hatte sie gewissenhaft verwendet. Nun ging ihr wie ein seliges Licht der Segen des Evangeliums auf, das der Herr gebracht hat für die geistlich Armen, die da demütigen Herzens sind.

Als sie noch in eifrigem Gespräch mit ihrer jungen Lehrerin war, kamen die Kinder herein, die sich nicht mehr von Mary im Garten hatten halten lassen; in Rosas Augen

traten Tränen, als sie zum ersten Male die verwaisten Kinder sah.

Edward bemerkte gleich, wie Daphs Gesicht viel heller und heiterer aussah, und rief mit Jubel: „Daphy ist besser! Daphy wird gesund! arme Daphy!“ — und er legte sein Lockenköpfchen auf den schwarzen Arm und sah sie freundlich an.

Luisa sah mit schüchternem Staunen das schöne Fräulein im blauseidenen Kleide am Bett ihrer Daph sitzen; es schien, als ob sie einen wunderbaren Herzenszug zu ihr habe, und als Rosa sie auf ihren Schoß nahm, sie so liebevoll ansah und küßte, da schlang das verwaiste Kind die Arme um ihren Hals, barg das Köpfchen an ihrer Brust und weinte, als ob ihr junges Herzchen brechen wollte.

„Ist es nicht Mama?“ flüsterte das Kind und schmiegte sich immer wieder fest und zärtlich an die, deren liebliche Erscheinung aus den Tiefen ihres Herzens ihr das Bild der verlorenen Mutter erweckt hatte.

Nach und nach wurde das Kind ruhiger, sie blieb still sitzen auf dem Schoß ihrer neuen Freundin und streichelte leise ihr seidenweiches Haar und ihre weißen feinen Hände. Rosa aber betete im stillen, daß der liebe Gott ihr helfen möge, sich der Kleinen anzunehmen, die ihr wie vom Himmel zugeführt erschienen.

Inzwischen hatte Daphne ein Päckchen hervorgeholt, das sie sorgsam verwahrt hatte, mit dem unbestimmten Gefühl, als ob es ein Schutz sei gegen das Böse, obgleich sie nichts damit anzufangen wußte. Aus allerlei Tüchlein, Lappen und Papieren brachte sie endlich das schöne Bibelbuch mit goldenen Schlössern hervor.

„Da steht's, glaub' ich, drin von dem guten Heiland,“ sagte sie, „aber arme dumme Daph kann nicht lesen.“

Rosa öffnete das Buch und las auf dem weißen Blatt vornen: „Elisa Latour, von ihrem treuen Gatten — Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater über uns allen.“

In Luisa wachten wieder dunkle Erinnerungen auf, als sie das Buch in Rosas Hand sah, und sie hörte aufmerksam zu; auch Edward war ganz ruhig und blickte auf das

schöne Fräulein, als sie mit ihrer süßen Stimme las: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes.“ Und Luisa küßte die Lippen der sanften Vorleserin mit wunderbarer Freude.

„O, bleib da, geh nicht fort!“ baten die Kinder beide, als Rosa aufstand, um zu gehen.

„Ich kann jetzt nicht bleiben,“ sagte diese und machte sanft Luisas Händchen los, „aber ich komme wieder und will euch und eurer guten Daphne lesen und erzählen aus dem heiligen Buch.“

„Wann, wann? Wann willst du denn wiederkommen?“ fragte die Kleine ängstlich und Daph blickte verlangend nach ihr hinüber.

„Morgen um elf Uhr könnt ihr am Fenster nach mir sehen,“ versicherte Rosa, „ich will euch nicht lange warten lassen.“

Recht als ein heller Sonnenstrahl war dieser liebliche Gast in das Stübchen im roten Hause gekommen; ihre Besuche, ihre freundliche Weise mit den Kindern umzugehen, wurden zur täglichen Herzensfreude, ein reicher Segen für die verwaisten Kinder und für die demütige Negerin, die nichts verlangte, als „getreu zu sein im Dienste ihres Herrn“.

Seltsame Vorgänge.

Jeden Tag kehrte die freundliche Rosa nun ein im roten Häuschen und jedesmal war ihr Besuch ein Jubel für die Kinder und machte Daphne glücklich, die jetzt wieder ihre Kuchen buk und ihre Ausgänge machte, doppelt beruhigt, wenn das Fräulein bei ihren Kindern war.

Es war einige Tage nach Rosas erstem Besuch. Edward stand am Fenster und schaute nach ihr aus, während Daph der etwas ungeduldigen Luisa ihr Schürzchen festband. „Kommt Rosa?“ fragte Luisa den Kleinen.

„Nein, ich sehe sie noch nicht,“ rief Edward, „nur der garstige böse Doktor kommt, der Daph in den Arm gestochen hat, und zwei Männer mit.“

„O, nicht schimpfen, Master Edward!“ bat die gutmütige Daph, „Doktor hat wollen Daph gesund machen.“

„Ein böser Doktor ist er, und ich mag ihn nicht,“ schrie der Kleine wieder, gerade als die Türe aufging und Doktor Bath hereinkam.

„O, Herr Doktor ist ja sehr gut, nach Daph zu sehen,“ sagte die Negerin, so höflich sie konnte, „die ist ganz wohl wieder, nur der Arm ein bißchen steif, wo der Doktor hineingestochen hat.“ Der Herr Doktor wollte aber nichts wissen von Daphnes Arm, er rief die zwei Polizeidiener herein, die er mitgebracht. „Hier ist die Person,“ sagte er, „nehmet sie mit!“

„Warum soll ich mitgehen?“ fragte Daphne ärgerlich. „Daph hat nichts zu tun mit den Männern, wo soll sie hin?“

„Ins Gefängnis, wo man untersuchen wird, wie eine Schwarze zu goldenen Ketten kommt, und was Ihr sonst für Raub und Diebstahl begangen.“

„O, so?“ sagte Daphne ganz beruhigt, „da kann Daph ruhig sein, da wird ja wohl ein rechter Herr kommen und sehen, daß Daph nichts Unrechtes getan. Der Herr Doktor ist noch jung, der weiß es nicht besser; für meine lieben Kinder wird der große Gott sorgen und die liebe Miß Rosa.“

Willig schickte Daphne sich an, mit den Männern zu gehen; Luisa flüchtete sich weinend in die Arme ihrer lieben Rosa, die soeben hereinkam. Edward ließ aber nicht so gutwillig seine Daph fortführen; er hielt sie fest am Rock, er stemmte sich gegen die Tür, um sie nicht hinauszulassen. Zuletzt erwischte er das Waschbecken und machte damit so kräftige Angriffe auf die dünnen Beine des kleinen Doktors, daß der mit einem Luftsprung hinaushüpfte und mit doppeltem Ärger den Männern befahl, die Schwarze rasch ins Gefängnis zu bringen.

Mit lautem Weinen blieben die Kinder zurück. Rosa tröstete sie, so gut sie konnte, und versicherte ihnen, sie habe einen lieben Papa daheim, der müsse helfen, daß die gute Daph wieder frei werde; sie wolle nach Haus gehen und ihn darum bitten.

Frau Ray rumorte greulich draußen herum und jammerte laut: „Ich hab es gesagt, es ist nicht richtig, es geht noch schlecht, und wenn sie nun das schwarze Weibsbild im Turm lassen oder gar noch hängen, dann hab' ich die Kinder auf dem Hals! Ich wollt', der kleine Doktor wär' nie über meine Schwelle gekommen."

Mary wagte nicht, die bitteren Vorwürfe auszusprechen, die sie gegen die Mutter auf dem Herzen hatte, weil sie den Doktor in seinem schlimmen Verdacht gegen die gute Daph noch bestärkt; sie konnte nur bitterlich weinen um ihre getreue Freundin und sich um so freundlicher der verlassenen Kinder annehmen.

Daph im Gefängnis.

Na, das ist nicht der saubersteste Platz," sagte die arme Daphne, als sie sich in dem engen Kerkerstübchen eingeschlossen sah; „aber der liebe Heiland ist überall, sagt Miß Rosa, und wo der Heiland ist, da kann Daph ja auch sein. Aber die Kinder!" fiel ihr jetzt mit schwerer Sorge aufs Herz, „was wird aus meinen lieben Kindern werden?" Und jetzt erst brach der Jammer über sie herein; sie setzte sich auf den harten Fußboden und weinte bitterlich.

Aber nicht lange blieb die gute Schwarze so trostlos. „Schäm dich, alte Daph!" sagte sie zu sich selbst, „hat nicht der Herr Jesus die Kinder so lieb als du, und kann der nicht sorgen für die lieben Kleinen? Arme dumme Daph darf sich nicht bekümmern um sie."

Und ruhig blieb sie sitzen und schaute hinauf nach dem Sonnenstrahl, der durch ein schmales Fensterlein hereinschien in ihr Gefängnis, und sie suchte sich zu trösten mit den schönen Worten und Verheißungen, die sie in letzter Zeit durch Miß Rosa gehört hatte; aber schrecklich war's für die fleißige, sorgsame Seele, still zu sitzen, eingeschlossen, und zu denken, was jetzt alles geschehen sollte für die Kinder daheim.

Da drehte sich der Schlüssel draußen, die schmale Tür wurde geöffnet und ein stattlicher, wohlhäbiger ältlicher Herr von respektablem Aussehen und einem Ausdruck von

Güte und Wohlwollen in seinem runden freundlichen Gesicht trat herein zu der armen Negerin.

Daphne schaute ihn verwundert, aber mit großer Befriedigung an, seine feine und anständige Kleidung, seinen Stock mit goldenem Knopf und seine ganze würdige, freundliche Erscheinung. „Das ist ein rechter Herr, der wird alles einsehen," sagte sie sich, stand auf und machte einen höflichen Knicks.

Ja, sie hatte recht, die gute Daph; ein rechter Herr war das, der Richter Milfort, ein angesehener, hochgeachteter Mann in der Stadt, geachtet von den Reichen und gesegnet von den Armen. Auf die flehentliche Bitte seiner Tochter Rosa war er ausgegangen, nach der Schwarzen zu sehen, deren Geschichte ihm doch etwas abenteuerlich erschienen war. Er hatte zuerst den kleinen Doktor aufgesucht und von ihm seine Verdachtgründe gegen Daphne gehört; dann Frau Ray befragt, die freilich nur Gutes und Rechtschaffenes von ihrer Mietbewohnerin berichten konnte. Die beiden hatte er mit sich genommen und in einem Vorzimmer des Gefängnisgebäudes gelassen, so lange er die Negerin selbst befragte.

Daphne fühlte gleich das beste Zutrauen zu dem „rechten Herrn" und ganz offen berichtete sie ihm in ihrer einfachen Weise, wie es kam, daß sie hier war mit den vornehmen Kindern und wie sie in den Besitz von Schmucksachen und Kostbarkeiten, einer Herzogin würdig, gekommen; ihr Auge wurde hell und ihr Herz leicht, als sie ihm erzählte von der schönen Heimat ihrer Kinder auf der Insel, wo sie so glücklich gewesen war im Dienste ihrer guten Herrschaft. Schrecklich war's ihr, zu berichten von dem grauenvollen Verbrechen, das ihre Landsleute verübt. Von dem, was sie selbst getan, um die Kinder ihres Herrn zu retten und zu erhalten, sagte sie nicht viel; nur als sie von dem letzten Besuch des Kapitäns sprach und von der jammervollen Kunde, die er ihr gebracht, da brach ihre Stimme in bitterlichem Weinen.

Hie und da hatte der vorsichtige Richter eine rasche Zwischenfrage getan; aber ihre Antworten waren so ruhig und sicher, ihre ehrlichen schwarzen Augen so zutraulich auf

ihn gerichtet, daß er sich fast schämte, gezweifelt zu haben an ihrer Wahrhaftigkeit und Redlichkeit.

Die Augen des alten Herrn wurden feucht in innigem Mitleid und sie wurden wieder hell in stiller Freude, als mit der Dankbarkeit ihres warmen Herzens die gute Daphne schilderte, wie gleich einem Engel vom Himmel ein Fräulein in ihr Stübchen gekommen sei, das nun ihren lieben Kindern aus dem heiligen Buch ihrer Mutter lesen könne und ihnen sagen von dem guten Gott im Himmel und dem barmherzigen Heiland. „Gott segne meine liebe Rosa!" murmelte er leise vor sich hin; „ja, ja, da hat das Kind wieder recht gehabt," und er bot der Negerin herzlich seine Hand, der das eine ganz unerhörte Ehre dünkte von einem so vornehmen „rechten Herrn".

Herr Milfort hatte seine Rosa von Herzen lieb; aber er wußte, daß sie ein leichtbewegtes, mitleidiges Herz besaß, und so hatte er selbst nachsehen wollen, ehe er etwas tat für ihren schwarzen Schützling. Jetzt aber war er gewiß, daß er es hier mit einem redlichen, getreuen Herzen zu tun hatte, wie es nicht viele gibt auf der Welt.

Er ließ Doktor Bath und Frau Ray hereinrufen, während Daphne nach ihrem langen Bericht still und demütig dastand. „Herr Doktor," sagte er zu dem kleinen Mann, „Sie sind in großem Irrtum gewesen und allzu geneigt, etwas Schlimmes zu vermuten. Auch waren Sie im Unrecht, als Sie auf einen bloßen Verdacht hin einen Verhaftbefehl gegen diese Frau ausgewirkt, die als treue und redliche Dienerin gehandelt hat bis heute. Auf mein Wort und meine Bürgschaft wird diese brave Negerin sogleich freigelassen; wie es kommt, daß sie mit den weißen Kindern hier ist und die Schmucksachen besitzt, das können Sie von mir in meinem Hause erfahren. Sie, Frau Ray, werden selbst einsehen, daß Sie mehr als der junge Herr Doktor Grund gehabt hätten, an die Redlichkeit Ihrer Mietwohnerin zu glauben; ich denke, Sie werden Ihr Unrecht gutmachen."

Der Doktor war zuerst sehr ärgerlich und niedergeschlagen, daß er Tadel und Zurechtweisung empfing, wo er geglaubt hatte, eine wichtige Entdeckung zu machen. Doch gewann sein gutes Herz die Oberhand und er sagte zu Daph: „Es ist

mir leid, gutes Weib, daß ich Euch unrecht getan; wenn ich Euch später einen Gefallen tun kann, soll's gern geschehen."

„O, tut nichts, Herr Doktor, tut gar nichts," sagte abwehrend die demütige Daph; „Herr Doktor ist eben noch jung, und hat's nicht besser gewußt, hat's nicht bös gemeint."

Der kleine Doktor ging rasch davon und hat nicht so bald wieder einen Verhaftbefehl ausgewirkt.

Auch Frau Ray wollte sie um Verzeihung bitten; Daphne aber war ganz beschämt, daß man so viel Umstände mache mit einer armen Schwarzen. Sie war glücklich genug, daß sie wieder heraus durfte und daß der brave Herr selbst so rasch, wie er sonst gar nie zu schreiten pflegte, sie zurückbegleitete nach ihrer bescheidenen Heimat.

Rosa Milfort saß bei den Kindern, Edward auf ihrem Schoß und Luisa zu ihrer Seite, das Buch mit den goldenen Schließen in ihrer Hand, um den Kindern daraus zu lesen, da — ging plötzlich die Tür auf. Rosas eigener lieber Papa kam herein und mit ihm die getreue Daphne, der die Kinder mit einem Jubelruf entgegensprangen.

„Daph, liebe Daph, bist wieder da! Hat dich der garstige Doktor nicht totgemacht? Aber jetzt darfst du gar nicht mehr fort!" riefen sie in heller Freude, daß Daph fast weinte vor Glück und der gute Herr Milfort durch diesen Anblick reich belohnt war für die Mühe, die er sich um die Schwarze gegeben.

„Komm, Rosa!" sagte er freundlich, „wir wollen die vergnügten Leutchen allein lassen, ich will bald einmal die Kleinen da näher kennen lernen. Aber," sagte er zu Daphne, indem er sie beiseite winkte und ihr sein Geldtäschchen in die Hand stecken wollte, „das nehmet von mir, gute Daphne, damit Ihr leichter für Eure Kinder sorgen könnt!"

„Ich danke, Herr," sagte diese, indem sie zurückwich, „ich danke recht schön; aber meiner Missus Kinder sollen nicht von Almosen leben, solang Daph noch arbeiten kann."

„Nun, so macht's, wie Ihr wollt!" sagte Herr Milfort mit gutmütigem Lächeln; „aber ich will die Ketten und Schmucksachen, die Euch beinahe ins Unglück gebracht, mitnehmen und für Euch verwahren; wenn es dann nötig wird, so kann ich sie verkaufen zu ihrem wirklichen Wert."

Recht gerne brachte ihm Daphne all die kostbaren Dinge



V, 6

Mit lautem Lachen und Weinen stürzte Daphne vor der hocherstaunten Dame auf die Kniee. (S. 213.)

und war sehr erleichtert, daß sie dieselben nicht mehr aufbewahren durfte.

„Nun, Daphne, behüt Euch Gott und denkt daran, daß Ihr einen guten Freund habt, der sich gern um Euch annehmen will!“

„Danke, lieber, guter Herr, danke! der große Gott, der Euch hat geschickt mir zur Hilfe, der wird mir immer wieder helfen.“

„Immer, Daphne!“ sagte Rosa mit ihrem süßen Lächeln, als sie mit ihrem Vater von dannen ging. Selbst Frau Ray wollte ihre Freude über Daphs Freilassung und ihre Reue zeigen und kochte einen schönen Pudding zum Abendessen, fast so gut, als ob Daphne selbst ihn verfertigt hätte. Und so feierte die kleine Gesellschaft ein fröhliches Befreiungsfest.

Allerlei Fortschritte.

Nach diesen Tagen des Kummers und der Aufregung kam eine ruhige und stille Zeit für Daphne und die Kinder. Jeden Morgen, ehe sie sich anschickte, ihre Gänge zu machen, wurde Daphnes Herz erfreut durch die freundliche Stimme von Rosa Milfort, die den Kindern stets gleich lieb und willkommen war. Luisa wandte sich der lieblichen Erscheinung zu wie eine Blume dem Sonnenlicht; alles, was früh einst die treue fromme Mutter in ihr geweckt und was in ihrer jungen Seele geschlummert hatte, das wachte auf unter Rosas sanftem liebevollem Einfluß; auch Edward mochte gar gerne bei ihr sein, obgleich er stets mit unverminderter Zärtlichkeit an seiner guten, alten Daphne hing.

Rosa unterrichtete Luisa im Lesen, da des Kindes höchstes Verlangen war, selbst in dem Buch ihrer lieben Mutter lesen zu können: sie lehrte sie stricken und ein wenig nähen, und nun wurden auch bei Regenwetter die Stunden gar nicht mehr so lang, als sie den Kindern früher gewesen waren.

Luisa lernte noch allerlei von Rosa, an was sie vorher nicht gedacht hatte. Sie war von Natur ein liebliches, sanftes und freundliches Kind, ein Engel war sie aber doch nicht, wie das keines von uns aus sich selber wird. Durch die selbstvergessene Güte der guten Daphne, die nichts verlangte, als den Kindern ihrer Herrschaft zu dienen, waren beide Kinder ein wenig selbstsüchtig und eigenwillig geworden.

Luisa hatte ihre Daph lieb; aber sie kommandierte und ließ sich bedienen wie eine kleine Prinzessin und wurde manchmal ärgerlich, wenn die gute Schwarze, die allmählich älter wurde, ihr nicht so flink aufwarten konnte, wie sie wünschte.

Rosa lehrte sie durch ihre sanften Worte und durch ihr eigenes Beispiel, daß sie so kein Kind des Heilands sei, der, selbst der Herr des Himmels und der Erde, doch zu uns gekommen ist, nicht daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene; sie regte nach und nach in der Kleinen den Gedanken an, daß es an ihr sei, der guten Daph manche Mühe abzunehmen, da und dort eine kleine Freude zu machen, und als Luisa einmal damit begonnen, da wurde sie selbst glücklicher als vorher.

„Ich will mich jetzt allein anziehen, liebe Daph," sagte Luisa eines Morgens; „und ich will auch Edward helfen, damit du früher an deine Kuchen kommst."

„O, liebe Miß Luisa soll sich nicht so plagen," meinte die bescheidene Dienerin, „dazu ist Daph da!" — Aber es freute sie sehr zu sehen, wie ihre junge Herrin alles so geschickt und nett angriff, und als Luisa ihr gar in den nächsten Tagen eine schöne neue Schürze schenkte, die sie unter Rosas Anleitung selbst für sie genäht hatte, da war Daph überglücklich und ganz stolz; sie hätte dieselbe gern aller Welt gezeigt und verkündet, daß liebe junge Miß sie selbst gemacht habe.

Edward konnte ihr nun freilich nichts nähen; er verfertigte nur etwas zweifelhafte Zeichnungen, die er seiner Daph verehrte, und wurde oft recht ungeduldig, wenn sie nicht gleich wußte, was sie vorstellen sollten; aber er war doch ein guter kleiner Bursch und hielt willig still, wenn Rosa ihm Lektionen gab, weil er wußte, daß Daph sich so darüber freute.

Daphnes Kuchen wurden im ganzen Stadtteil berühmt und das Geschäft ging immer besser; sie wurde auch manchmal in reiche Häuser als Köchin berufen, wenn ein großes Gastmahl bereitet werden sollte, und immer gut bezahlt. So konnte sie nach der Anleitung ihrer verehrten Miß Rosa auch die heranwachsenden Kinder immer nett und passend kleiden, konnte das Stübchen nach und nach hübsch und geschmackvoll einrichten, und sie sah mit inniger Herzens-

freude, wie unter Rosas Einfluß die Kinder die feineren anständigen Sitten annahmen, wie sie sich für die Kinder ihrer lieben Herrin schickten.

Mit Frau Ray blieb Daphne von nun an in guter Freundschaft und die kleine Frau durfte recht froh daran sein; ihre Gesundheit wurde immer schwächer und sie konnte die Hilfe der stets bereitwilligen guten Schwarzen gar wohl brauchen. Mary, nun sie erwachsen war, blieb nicht mehr so geduldig, wenn ihre Mutter sie als ein unnötiges Mädchen behandelte; sie wollte fort, hinaus in die weite Welt und selbst ihr Brot verdienen; dann solle ihre Mutter sehen, ob's ihr nicht doch fehle um das unnötige Mädchen.

„Nein, das tut Mary nicht," sagte die sonst so demütige Daphne ganz bestimmt zu ihr. „Mary geht nicht hinaus in die Welt ohne ihrer Mutter Segen; sie weiß ja, was der liebe Gott befohlen hat, und sie wird ein treues Kind sein ihrer Mutter, auch wenn die Mutter nicht freundlich ist, und der große Gott im Himmel wird Mary segnen dafür." Und Mary blieb und gab sich Mühe, ihre Mutter geduldig zu verpflegen. Die Treue ihres Kindes, die selbstlose Herzensgüte der Negerin und Rosas freundlicher Einfluß machten nach und nach den Sinn der kleinen Frau milder und ihr Herz empfänglicher für die selige Lehre von unserer Schuld und Gottes Gnade, welche Gesunden und Kranken allein Frieden bringen kann.

„Daph," sagte Luisa eines Morgens, ehe Daphne auf ihre Runde ausging, „liebe Daph, sitz her! nun kann ich dir selbst vorlesen aus der Mutter Buch." — Und mit klarer, sanfter Stimme las sie den schönen Psalm: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf grüner Aue und führet mich auf rechter Straße, um seines Namens willen," während Edward andächtig dabei stand und Daphne mit gefalteten Händen und freudehellen Blicken zuhörte.

„Und nun wollen wir auch ein schönes Lied singen," sagte Luisa; Edwards helles Stimmchen mischte sich mit der Luisas, welche die schöne Singstimme von ihrer Mutter geerbt zu haben schien, und die arme Daphne mit strömenden Freudetränen stimmte, so gut sie konnte, mit ein in den frommen Gesang.

Jeden Morgen und jeden Abend feierten sie so ihren eigenen Gottesdienst, und Friede und Freude zog damit ein unter dem bescheidenen Dach, der Friede dessen, der da verheißen hat: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen."

Der umgeworfene Korb.

So wuchsen die Kinder mehr und mehr heran. Luisa war ein zartes, anmutiges Mädchen, geschickt in allem, was ihre liebe Lehrerin, Rosa Milfort, ihr beibringen konnte; Edward ein tüchtiger junger Bursche, der nun eine gute Schule besuchte. Da hierzu Daphnes Kuchenerwerb doch nicht ausgereicht hätte, so hatte sie eingewilligt, daß Herr Milfort einige der Schmucksachen verkaufte; denn geschickt sollte ihr Edward werden, „so gescheit wie Massa".

Rosa meinte oft, wie die Kinder größer und kräftiger würden, so nähmen die Kräfte der getreuen Negerin ab; ihr Schritt sei nicht mehr so rasch, ihre Bewegungen nicht mehr so lebendig wie sonst. „Fehlt Euch etwas, liebe Daph?" fragte sie besorgt.

„O, Miß Rosa," sagte sie mit Lächeln, „Daph wird ein bißchen älter; aber der liebe Gott wird sie leben lassen, solang die lieben Kinder sie brauchen," und mit herzlicher Zuversicht blickte sie hinauf zum Himmel.

Sie schritt freilich nicht mehr so rasch wie das erste Mal an diesem Morgen hinaus mit dem Korb, der jetzt immer übervoll sein mußte; aber wie sie so durch die Straßen dahinging und ihr jener Morgen einfiel, wo man sie fast von allen Türen schnöde fortgeschickt hatte, da wurde ihr Herz voll Freude und Dank, daß es der liebe Gott bis hieher so gut gemacht habe mit ihr und mit ihren lieben Kindern.

Die Vorübergehenden sahen wohlgefällig auf die Schwarze mit ihrem ehrlichen, offenen Gesicht und ihrem sauberen Anzug; sie selbst gab auf niemand acht. Mit einem Male machte sie einen Freudensprung und rief: „Träumt's denn Daphne so schön?"

Der Korb war heruntergefallen, Kringeln, Kuchen und Brötchen rollten auf der Gasse herum, allerlei Bettelkinder und die Gassenbuben, ihre besiegten Feinde, machten sich

lustig her über das köstliche Backwerk. Daphne kümmerte sich nicht darum. Mit lautem Lachen und Weinen stürzte sie nieder und umfaßte die Kniee einer hocherstaunten Dame und küßte die Hände eines großen, blassen Herrn, der an ihrer Seite ging.

„Die Schwarze ist toll, bringt sie weg!" schrie ein Dabeistehender und wollte sie packen; Daphne aber war auch erkannt worden und hatte nun einen Beschützer, bei dem sie die ganze Welt nicht mehr fürchtete.

„Massa, mein lieber Herr! meine liebe, liebe Missus!" schluchzte die treue Dienerin, als sie wieder und wieder glückselig aufschaute zu ihrer längst verloren geglaubten und heißbeweinten Herrschaft, die nun lebendig vor ihr stand.

„Daph, gute alte Daph, bist du's denn?" sagten diese, kaum weniger bewegt, als sie ihr aufhalfen aus ihrer demütigen Stellung; „o, unsere verstorbenen Kinder haben dich so lieb gehabt," sagte mit wehmütigem Ton die Gräfin.

„Ich hab' sie ja mitgenommen! Ich hab' sie! Sie sind am Leben! Sie sind da, dem Herrn sei Dank!" rief die glückselige Schwarze.

Was da durch die Seele der Mutter ging, die ihre Kinder so lange beweint als umgekommen in blutigem Tod, was die Augen eines starken Mannes mit Tränen füllte, wie er sie nie geweint: das kann kein Mensch beschreiben.

Glückselig wie ein getreues Hündchen, eilte Daphne voran, ihnen den Weg zu zeigen zu ihren wiedergefundenen Schätzen, und die Bettelkinder in dieser Straße New Yorks hielten ungehindert ihren Schmaus mit Daphnes Kunstwerken.

Bald hatten sie das kleine Haus mit den grünen Laden erreicht; einen Augenblick hielt die Mutter inne, wie um Kraft zu sammeln, dann traten sie ein.

Luisa saß am Fenster des kleinen netten Stübchens, emsig mit einer Näharbeit beschäftigt; neben ihr auf einem Schemel Edward mit einem Buch, aus dem er der Schwester vorlas.

Die Kinder wußten nicht, wie ihnen geschah, als sie sich umschlungen fanden von den Armen ihrer glückseligen Eltern, während die treue Daphne, fast außer sich vor Freude, immer rief: „Nun seid ihr nicht mehr Waisen, die niemand haben als die arme, dumme Daph! Der große Gott sei gepriesen!"

Allmählich konnten sie sich sammeln in Ruhe und die

Kinder konnten ein Glück begreifen, wie sie es nie geträumt hatten. Wie die treue Dienerin es möglich gemacht, die Kinder zu retten vor dem schrecklichen Tod und sie hierher zu bringen, das erfuhren die Eltern nach und nach. Mit inniger Freude und Dank nahmen sie wahr, daß sie nicht nur erhalten, sondern auch erzogen waren, wie sie es nur wünschen konnten für ihre Kinder, und als die Mutter fand, daß ihre Kinder dem Herrn zugeführt worden waren, und daß sie strebten nach seinem Segen und seinem Frieden, da schloß sie sie mit neuer Freude in die Arme, mit einer Freude, wie die Engel sie fühlen, wenn sie eine gerettete Seele dürfen einführen in die ewige Heimat.

Die Rettung der Eltern.

Das war eine Freude und ein Staunen bei Frau Ray, als Mary ihr berichtete, daß nun doch alles wahr sei, was sie von Daphne gehört, und daß die „mächtig vornehmen Leute" wirklich gekommen seien, denen die Kinder gehörten, welche sie hatte kaum ins Haus lassen wollen! Und als die schöne, feine Dame im schwarzen Atlaskleid in ihr Krankenstübchen kam, sich an ihrem Bette niedersetzte und ihr von Herzen dankte, daß sie ihre Kinder aufgenommen, da konnte sie vor Beschämung fast kein Wort reden. Grafenkinder sind wohl nicht mehr vor ihre Türe gekommen, gewiß aber hat sie niemand abgewiesen, der bittend angeklopft.

Noch ehe die Kinder und Daph mit den Eltern in das Hotel zogen, wo diese zunächst Wohnung genommen hatten, waren alle mit Rosa und Herrn Milfort noch einmal beisammen in dem kleinen Stübchen, wo General Latour auch diesen treuen Freunden mitteilte, wie sie gerettet worden waren. Die Negerverschwörung hatte sich auch auf die ferne Pflanzung erstreckt, wo General Latour sich damals aufgehalten, und sein Kutscher, ein Neger, hatte es übernommen gehabt, ihn und seine Frau zu ermorden; aber die gütige, freundliche Milde, mit welcher seine Herrschaft, wie sie es immer gewohnt war, ihm auch am letzten Tage noch begegnete, hatte dem Burschen das Herz erweicht, und er beschloß, sie zu retten.

Sie wollten wie gewöhnlich in der Abendkühle eine Ausfahrt machen; dem General fiel auf, daß der Kutscher mit einbrechender Nacht nicht umkehrte, wie ihm befohlen war; er sah aus dem Wagen und fand, daß sie statt auf dem Heimweg nahe an der Küste waren und ihr schwarzer Kutscher, mit einer geladenen Pistole an der Seite, eben im Begriff stand, die Pferde auszuspannen.

Der General hatte keine Waffen auf einer Spazierfahrt, aber er sprang heraus und wollte den Burschen fassen. Der enthüllte ihm dann, was für ein schrecklicher Plan im Werke sei; wie im jetzigen Augenblick auf der Insel alle Anpflanzungen der Fremden niedergebrannt, alle Weißen getötet würden, wie er aber seine gute Herrschaft retten wolle. Darum habe er sie an den Strand geführt, wo ein Boot liege, um sie zu einem Schiff zu bringen; nur müßten sie versprechen, weit fort nach Europa zu reisen, damit die anderen Schwarzen nie erfahren könnten, daß sie verschont geblieben.

Hilfe war sonst keine, das sahen sie bald. Doch dachten in dieser grauenvollen Stunde die Eltern zuerst an ihre Kinder, besonders die Mutter wollte zurück um jeden Preis, lieber mit ihnen sterben, als sie allein lassen. Der Neger aber zeigte ihr den Rauch von den brennenden Pflanzungen und versicherte sie, daß ihre Kinder schon den letzten Schlaf schliefen, und so ließ sie sich endlich in tiefstem Jammer willenlos fortbringen zum Schiff, das sie nach Europa führte. Der Neger kehrte zurück, nachdem er noch etliche Kleidungsstücke von ihnen mitgenommen hatte, um sie seinen Genossen zu zeigen als Beweis, daß er die schwarze Tat vollbracht.

Was sie an Geld und Wertsachen zufällig bei sich hatten, das reichte zur Überfahrt. Aus New York, wo das Vermögen der Gräfin stand, erhielten sie später reichliche Mittel, um auf dem Festlande zu leben; daß sie in dieser Stadt ihre Kinder zu suchen hätten, davon war ihnen freilich keine Ahnung gekommen.

So hatten sie nun seither in der Schweiz, in Deutschland, in Frankreich gelebt, da des Generals schwache Gesundheit ihm nicht erlaubte, wieder Dienste zu nehmen. Das Leid um ihre unvergessenen Kinder war stille geworden

und sie waren nach New York zurückgekehrt, um dort ihre Heimat zu gründen.

Und nun hatten sie hier gefunden, was sie nie mehr gehofft, die Kinder, die ihnen die Heimat lieb und schön machten! Ihr Herz floß über von unaussprechlichem Dank gegen Gottes Güte und gegen die treue Dienerin, die ihnen die Kinder gerettet.

Schluß.

Nicht ganz so schön vielleicht wie das Haus auf der südlichen Insel, aber doch recht anmutig und viel sicherer war die Villa, inmitten eines blühenden Gartens gelegen, die General Latour in einer Vorstadt New Yorks für sich und die Seinen erwarb. Nun waren sie wieder daheim!

In dem seligen Gefühl, wieder vereinigt zu sein, taten sich Eltern und Kinder zulieb, was sie konnten, um die neue Heimat schön und glücklich zu machen; um dem Herrn ihren Dank darzubringen, der sie so wunderbar zusammengeführt.

Große Gesellschaft wollten und suchten sie nicht; aber ein lieber, hochwillkommener Gast war zu jeder Zeit die liebliche Rosa Milfort, und der alte Herr Milfort freute sich die ganze Woche auf die Sonntagabende, die er stets im Kreis der lieben Familie im Garten oder an Regentagen in ihrem traulichen Salon zubrachte. Kapitän Jones, wenn er hie und da Rast machen konnte von seinen Reisen, wußte, daß er stets einen herzlichen Willkomm fand bei den Eltern und bei seiner weißen Wasserlilie, die jetzt rosenrot erblühte.

Auch Frau Ray und Mary wurden nicht vergessen; in das kleine rote Haus mit grünen Laden ward alles gesandt, was der fortwährend kränklichen Frau zur Stärkung und Erquickung dienen konnte. Als sie starb, mit weichem und versöhntem Herzen, mit demütiger Ergebung in den Willen des Herrn, der ihr noch so gute und brave Menschen zugeführt, da fand Mary als Freundin und Dienerin ein gutes Plätzchen in dem gesegneten Hause.

Daph aber, die getreue Daph war unter all den Geehrten und Geliebten die am meisten Geliebte. Der einfältige, demütige Sinn der guten Schwarzen konnte sich

gar nicht darein finden, daß sie so geehrt und gepflegt und gerühmt werden solle; daß das nette Stübchen, das man ihr einräumte, von ihrer Missus und Luisa ausgeschmückt wurde mit allem, was sie freuen konnte. Sie konnte sich auch wie ein Kind ergötzen an allem Schönen; das Liebste und Höchste aber war ihr das schöne Bibelbuch mit den goldenen Schließen, das ihre Gebieterin ihr, der armen Daph, als Andenken zu eigen gegeben und das immer auf ihrem Tischchen lag.

Sie wollte zuerst durchaus ihre alten Dienste versehen, doch fühlte sie bald, daß ihre Kräfte nicht mehr dazu reichten; das aber ließ sie sich nicht nehmen, ihre Herrschaft beim Frühstück zu bedienen. Es freute sie so, wenn bei dem feinen Geräte von Silber und Porzellan ihre Miß Luisa sie an das blanke Zinngeschirr erinnerte und an die Tische und Stühle mit Tulipanen, die ihnen einst so viel Freude gemacht.

„Wo ist denn Daphne?" fragte General Latour eines Morgens, „ich habe ihr gutes altes Gesicht heute noch nicht gesehen."

„Sie schläft noch," sagte seine Frau, „ich verbot den Kindern, sie zu wecken; man muß ihr recht Ruhe gönnen, sie hat genug gearbeitet ihr Leben lang."

„Gott gebe, daß wir unser Teil so redlich tun mögen, wie sie das ihre!" sagte ernst der Vater.

Als es aber später wurde und Daphne sich noch immer nicht zeigte, da wollten Luisa und Edward doch hineingucken, ob sie noch schlafe. Vater und Mutter gingen mit und alle betraten ihr stilles Stübchen.

Da lag die alte Negerin ruhig, mit gefalteten Händen, wie sie am Abend eingeschlummert war, in tiefem, tiefem Schlaf. Der Strahl der Morgensonne fiel auf ihr gutes altes Gesicht, — sie sah sie nicht mehr; es war ihr aufgegangen die Sonne der Gerechtigkeit vom Angesichte des Herrn.

Mit lautem Weinen warfen sich die Kinder über ihre alte Freundin; General Latour aber legte feierlich seine Hand auf die erkaltete Stirn und sagte: „Wohlgetan du fromme und getreue Magd, gehe ein zu deines Herrn Freude!"

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig

Ottilie Wildermuths Jugendschriften

Klein-Oktav-Ausgabe

Jeder Band gebunden Rm. 1.80

Aus Nord und Süd. Erzählungen, der deutschen Jugend geboten. Mit 6 Einschaltbildern

Inhalt: Sammelt die Brosamen — Die erste Seefahrt — Vom armen Unstern — Der rote Hof — Schwarze Treue

Kindergruß. Erzählung für die Jugend (von 8 bis 12 Jahren). Mit 6 Einschaltbildern

Inhalt: Die drei Christbäume — Klärchens Genesung — Der Spiegel der Zwerglein — Die Nachbarskinder — Das braune Lenchen — Der Kinder Gebet — Die drei Schwestern vom Walde — Die Ferien auf Schloß Bärenburg

Von Berg und Tal. Erzählungen für die Jugend (von 10 bis 15 Jahren). Mit 6 Einschaltbildern

Inhalt: Das Feental — Eine Königin — Cherubino und Zephirine — Frau Luna — Das Steinkreuz — Der Peterli von Emmental

Für Freistunden. Erzählungen für die Jugend (von 10 bis 15 Jahren). Mit 6 Einschaltbildern

Inhalt: Heb' auf, was Gott dir vor die Türe legt — Des Königs Patenkind — Elisabeth — Nach Regen Sonnenschein — Eine seltsame Schule — Unsere alte Marie — Der Einsiedler im Walde — Der Sandbub, oder: Wer hat's am besten?

Jugendgabe. Erzählungen für die Jugend (von 10 bis 15 Jahren). Mit 6 Einschaltbildern

Inhalt: Spätes Glück — Der kluge Bruno — Eine alte Schuld — Kordulas erste Reise — Die wunderbare Höhle — Ein einsam Kind — Drei Schulkameraden

Aus Schloß und Hütte. Erzählungen für die Jugend (von 8 bis 12 Jahren). Mit 6 Einschaltbildern

Inhalt: Bärbeles Weihnachten — Kann sein, 's ist auch so recht — Balthasars Apfelbäume — Das Bäumlein im Walde — Krieg und Frieden — Zwei Märchen: Vom Hirschlein mit den Goldhörnern — Das Puppenland — Brüderchen und Schwesterchen — Emmas Pilgerfahrt — Die Wasser im Jahre 1824, oder Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten

Die alte Freundin. Eine Sammlung nachgelassener Erzählungen; das letzte Vermächtnis der berühmten Jugendschriftstellerin an die deutsche Jugend. Mit 6 Einschaltbildern

Inhalt: Hinauf und hinab — Der kleine John — Es ging ein Engel durch das Haus — Des Herrn Pfarrers Kuh — Das Osterlied — Die Kinder der Heide — Auf Schloß Solingen

Zu haben in allen Buchhandlungen

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig

Universal-Bibliothek für Jugend und Volk

Diese Sammlung bietet in Hinsicht auf Auswahl und Bearbeitung das Beste. Schüler-, Volks- und Familienbibliotheken, die bei sorgfältiger Wahl fesselnder Lese- und Unterhaltungsstoffe gleichzeitig erzieherisch und bildend wirken wollen, haben längst festgestellt, daß hier für ganz bescheidenen Preis gediegene und wertvolle Schriften geboten werden, die jung und alt im Volke Freude machen und viel begehrt sind. Die Sammlung ist gut ausgestattet, jedes Bändchen enthält eine Anzahl Abbildungen. Tausende von Empfehlungen

Bändchen mit 1-4 Nummern geheftet oder gebunden im Preise von 40 Pf. bis 2 M. 50 Pf.

Bis jetzt sind 483 Nummern erschienen

Man verlange ausführliches Inhaltsverzeichnis kostenfrei

Eine ungemein reichhaltige Auswahl wirklich gediegener und darum sehr empfehlenswerter Jugendschriften umfaßt die „Universal-Bibliothek für Jugend und Volk". Alle die wunderhübschen Erzählungen, Märchen, Fabeln und Gedichte, welche uns selber in der Jugendzeit so prächtig unterhalten, so hoch ergötzt haben, und die in ungeschwächtem Grade auch unsere Kinder interessieren werden, sind hier in äußerst billiger Ausgabe dem Publikum zur Verfügung gestellt und ist damit, wie wir anerkennen müssen, einem wirklichen Bedürfnisse desselben in dankenswerter Weise entgegengekommen. Deutsche Allgemeine Zeitung.

Die „Universal-Bibliothek für Jugend und Volk" gehört längst zu den anerkannten Literaturschätzen der Jugendwelt. Jedes einzelne Bändchen legt Zeugnis dafür ab, daß man sowohl in der Auswahl wie in der Behandlung des Stoffes nach bewährten pädagogischen Grundsätzen verfährt, und auch in der Ausstattung, sowie in dem Illustrationsmaterial wird höchste Gediegenheit angestrebt. Die Bändchen dieser Sammlung werden mit Freuden von der Jugend entgegengenommen. Breslauer Morgenzeitung.

Zu haben in allen Buchhandlungen

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig

Deutscher Sagenschatz

Der deutschen Jugend und dem deutschen Hause gewidmet
von **Julius Reuper**

329 Seiten mit 34 Abbildungen und 16 vielfarbigen Einschaltbildern von Ernst Kutzer

In Halbleinen gebunden Rm. 7.50

Auf Grund der besten örtlichen und landschaftlichen Quellenschriften vereint dieses prachtvoll ausgestattete deutsche Sagenbuch die besonders charakteristischen und interessanten deutschen Volkssagen aus Süd und Nord, Ost und West, soweit sie für jugendliche Leser wie für Erwachsene wissenswert sind, zu einem wahren Volksbuch fürs deutsche Haus. Neben vielen anziehenden Sagen, die nur wenig über ihre engere Heimat hinausgedrungen sind, finden sich alle die wertvollen, im ganzen deutschen Sprachgebiet bekannten, wie die von Eulenspiegel, Rübezahl, den Schöppenstedtern, den sieben Schwaben und die klassischen von Barbarossa, Tell, Genoveva usw. Treffende Bemerkungen zu den Sagen führen die Leser vielfach in das tiefere Verständnis der dichtenden Volksseele ein. Außer allen Gauen Deutschlands haben auch Deutschösterreich, die Schweiz und Siebenbürgen mehrere ihrer schönsten Volkssagen beigesteuert.

Gullivers Reisen in unbekannte Länder

Von **Jonathan Swift**

Für die reifere Jugend bearbeitet von **Karl Seifart**
Neu durchgesehen und herausgegeben von **Manfred Kyber**
Mit zahlreichen Bildern und Vignetten von Grandville

In Halbleinen gebunden Rm. 4.—

Was diese neue Ausgabe von Gullivers Reisen besonders anziehend und reizvoll macht, sind die prächtigen Originalillustrationen des Malers Grandville, die in künstlerischer Vollendung und Eigenart sich Swifts unsterblichem Meisterwerk unübertroffen anfügen und auch die zeitliche Färbung vollendet widerspiegeln.

Zu haben in allen Buchhandlungen

Verzeichnis vortrefflicher Jugendschriften und Geschenkbücher von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart kostenfrei

O6-CUP-456